A 11.742/1

<36602743910019

Bayer. Staatsbibliothek

<36602743910019

163
84

Predigten
über die
Pflichten
der höhern und aufgeklärtern Stände bey den bürgerlichen Unruhen unserer Zeit.

Auf höchsten Befehl
Seiner Hochfürstlichen Gnaden
gehalten vor dem Hofe zu Wirzburg

von
Fr. Berg, Prof. der Kirchengeschichte,
und
G. Zirkel, Subregens des geistlichen Seminars
im Jahre 1793.

Wirzburg
bey J. J. Stahel sel. Wittwe und Sohn.

zum Besten des Armen-Instituts.

Td 71/245

Országos Könyvtári Központ

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBL. THEOLOGIAE PROV. HUNG. S.J.
IHS
1935

31.919.

Vorrede.

Es ist nichts weniger, als überflüssige Arbeit, dem Leser, zumahl dem auswärtigen, den Standpunct anzuweisen, woraus er diese Predigten zu beurtheilen hat. An den Höfen zu Bamberg und Wirzburg herrscht noch die alte Gewohnheit, nach Verlaufe einiger Jahre, jedesmahl in der Charwoche, drey Tage hindurch so genannte geistliche Übungen, bestehend in Predigten, deren zwey auf jeden Tag gehalten werden, passenden Liedern, Gewissensprüfungen rc. vornehmen zu lassen. Die Zusammenkunft eröffnet sich am Palmsonntage abends mit einer Vorbereitungsrede. Unser jetzt regierender gnädigster Fürst ernannte allzeit dazu zwey Prediger, und gab den Satz an, worüber gepredigt werden sollte, und zwar dießmahl die wichtige Frage: Was fodern Religion und Klugheit von den höhern und aufgeklärtern Ständen bey den jetzigen kritischen Zeitläuften?

 Da

Da ich, wie billig, das Wort, Klugheit, hier nicht im engern Sinne, sondern für Vernunft, und dem zufolge Religion für positives Christenthum nahm; so übersetzte ich die Aufgabe in die Frage: Welche Pflichten schreiben Vernunft und Christenthum den höhern und aufgeklärtern Ständen bey den jetzt herrschenden bürgerlichen Unruhen vor? Um aber die nächste Beziehung, welche diese Stände auf die jetzigen Unruhen haben, und dadurch ihre Pflichten zu finden, forschte ich nach den Ursachen der Verwirrung, die etwa in beyden Ständen angetroffen werden möchten; ich forschte auf allen Seiten, auf denen sich dieser Gegenstand betrachten läßt, auf der wissenschaftlichen, moralischen, religiösen, politischen. Die Antwort auf die Frage über die wissenschaftliche Seite: Hat wohl Aufklärung die Schuld an den gegenwärtigen Unruhen? fiel so ganz verneinend, oder doch mit so viel Einschränkung und Hinweisung auf die moralische, religiöse und politische Seite aus, daß ich jene nur zur Einleitungsrede bestimmte. Jede von den übrigen erhielt so einen vollen Tag, wo jedesmahl morgens der speculativere, nachmittags der praktischere Theil aufgeführt werden sollte. Die drey, ihrer Bestimmung nach, praktischern Reden, die dritte, fünfte und siebente,

sammt

sammt ihren Vorsprüchen, gehören dem Herrn Doctor und Subregens des dahiesigen geistlichen Seminars Zirkel, den unser Hochwürdigster Bischof nebst mir zu den Predigten ausersehen hatte, so ganz, daß ich weiter nichts, als den Satz und dessen Verhältniß zum Plane dazu angab. Außer den Ständen, für welche die Predigten zunächst bestimmt waren, dem Hofe und dem Adel, bestanden die Zuhörer aus Räthen, Gelehrten, Geistlichen, Studierenden, und vielen vom bürgerlichen Stande, die sich durch Veredlung ihres Geistes hervorthun.

Auf das Verlangen unsers gnädigsten Fürsten und auf Höchst Dero Rechnung erscheinen nun sämmtliche Reden zum Besten des dahiesigen Armen-Instituts gedruckt, um den Nutzen, den man durch sie erzielte, bey den Zuhörern dauerhafter zu machen, und nach und nach weiter zu verbreiten. Wenn Casual-Reden mehr Gewalt über die Gemüther haben, als die allgemeinern, so dürften diese Predigten, welche nicht etwa am Grabe eines hoffnungsvollen Jünglings, oder aus Gelegenheit eines Brandes, sondern am Grabe einer großen Nation, und gleichsam an der Brandstätte eines berühmten Königreiches gehalten wurden, nicht ganz ihres Zweckes verfehlen, und die Aufmerksamkeit auf Wahrheiten lenken, welche

man

man lange überhörte, und welche hier so mächtig rufen.

Ohne meine Erinnerung werden nun die Leser von selbst einsehen, daß Predigten dieses Inhalts und dieser Bestimmung sich von dem Geleise entfernen, bey aller Bearbeitung des Stoffes zur sittlichen Besserung, doch zum Theile das Ansehen politischer und philosophischer Reden haben, und dem Inhalte und der Sprache nach sich über die Popularität der Kanzel hie und da hinaussetzen müssen; so sehr man sich auch immerhin bemühte, dem Ungelehrtern, wenigstens in einzelnen Materien, nicht unverständlich zu seyn.

Die Sorge, nicht mehr Aufwand von Gelehrtheit zu machen, als es die Natur einer Rede, die Fähigkeit des größten Theils der Zuhörer, und auch das Zeitmaß ertrugen, zwang mich vielmehr zu einer Kürze, die dem Gelehrtern Veranlassung zu Mißverständnissen und Einwürfen hätte geben können, und setzt mich hier in die Nothwendigkeit, wenigstens dem Beweise für die Religion (S. 151.), wo ich nichts auf's Spiel setzen möchte, etwas Weniges zur Bedeckung vorauszuschicken. Da es hier nur auf Gelehrte einer gewissen Classe angesehen ist, so dürfen die andern, welche kein Interesse daran finden, das Übrige der Vorrede überschlagen.

Der Streit, den die kritischen Philosophen mit ihren Gegnern, sowohl über den Grund der moralischen Vernunft, als die Bedingnisse eines Religionsbeweises führen, ist Philosophen bekannt. Befindet sich nun ein Prediger in der Nothwendigkeit, über die Gründe der Moral und Religion vor Gelehrten zu reden, so ist es zwar sehr ungereimt, wenn er sich in die Tiefen dieser Streitigkeit einläßt: nimmt er aber gar keine Rücksicht darauf, wie darf er hoffen, seinen Zweck zu erreichen? Bey der Moral war es mir leichter durchzukommen. Die schärfere Untersuchung überging ich, zufrieden, die Moralität als Thatsache zu begründen (Kant Krit. prakt. Vernunft S. 96--99. S. 135--139.), in so ferne sie sich nähmlich dem Bewußtseyn auch der Ungelehrten in menschlichen Handlungen darstellt, und durch Gefühle der Achtung oder Verachtung spricht, die, nach Verschiedenheit der Gegenstände, und anderer sich dazu gesellender Empfindungen, zwar die mannigfaltigsten Schattirungen annehmen, aber doch darin übereinkommen, und zugleich sich von allen möglichen Gefühlen unterscheiden, daß sie ohne Rücksicht auf unsere Vergnügungen, Vortheile und unser Belieben, ganz unbedingte Foderungen an uns machen; welches eigentlich den Begriff einer Verpflichtung, aber auch den

Punct

Punct ausmacht, in dessen Behauptung Kritiker und Nichtkritiker sich wider Epikur vereinigen müssen.

Wenn es aber hernach auf einen Religionsbeweis ankommt, wo zeigt sich ein solcher Vereinigungspunct? Hätte ich es bey der Anpreisung der Religion von Seite der Vortheile, die sie der Sittlichkeit leistet, bewenden lassen, so hätte ich nur eine nützliche, aber unbewiesene Hypothese vorgeschlagen. Setzte ich einen Beweis hinzu, wo ihn hernehmen, ohne bey dem einen oder dem andern Theile anzustoßen? und wie konnte ich hoffen, auch nur einen von beyden mit Gewalt der Überzeugung so leichterdings zu bezwingen? Wie wenig verstatten die Natur und der Raum einer Rede ein solches Unternehmen! Zum Glücke zeigt sich ein Punct, worin beyde Theile zwar nicht übereinkommen, aber sich doch am meisten nähern, und wo sich vielleicht die Beweisart so stellen ließe, daß jeder sie wenigstens im Sinne seines Systems nehmen könnte.

Kant, nachdem er der speculativen Vernunft das Befugniß, Gottes Daseyn und die Fortdauer der Seele zu beweisen, weggenommen hatte, räumte es nur der praktischen Vernunft in Absicht auf Moralität ein. Der moralische Beweis, den er führt (Krit. der prakt. Vern. S. 219. 224. Krit.

Ur-

Urtheil. S. 414.), läuft am Ende darauf hinaus, daß das moralische Gebot uns verbinde, dem höchsten Gute in der Welt, oder dem Weltbesten nachzustreben, das heißt, in der moralischen Gesinnung immer fortzuschreiten, und unter dieser Bedingung die möglichst größte Glückseligkeit, so viel an uns liegt, zu befördern. Beydes ist also der Endzweck, der uns von der praktischen Vernunft aufgegeben ist, und der uns eben darum auch möglich seyn muß. Alles (in der sinnlichen und übersinnlichen Welt) muß also damit übereinstimmen; und demnach ist es des ersten Punctes wegen nothwendig, einen unendlichen Fortschritt, und also Fortdauer unsers Seyns und unserer Persönlichkeit anzunehmen: und den zweyten betreffend --- da die praktische Vernunft die Übereinstimmung der Natur mit dem moralischen Endzwecke nicht bewirken, und die speculative sie bloßen Naturursachen nicht beylegen kann; so wird eine höchstverständige Ursache, oder Gott gefodert, diese Übereinkunft zu bewerkstelligen. Diese Beweisart lehnt sich also am Ende an Zweckmäßigkeit, die, an sich moralisch, die physische fodert. Diese letzte allein erkleckt der speculativen Vernunft, wie Kant behauptet, gar nicht, Theologie objectiv zu begründen, ob sie es gleich subjectiv und für die reflectirende Urtheilskraft

noth-

nothwendig macht, einen technischen Verstand, wozu aber nur Dämonologie hinreichend ist, anzunehmen, und auf diese Art der Theologie zur Vorbereitung dient (Kants Teleolog.).

Die Nichtkritiker bedienen sich gleichfalls der Zweckmäßigkeit, nur mit dem Unterschiede, daß sie von ihr (wenigstens in einem mäßigen Verstande, der sich unten noch ergeben wird) als einem objectiv und für die bestimmende Urtheilskraft, nach Kantischer Benennung, geltenden Satze ausgehen, zwischen moralischer und physischer Teleologie, als ganz ungleichartigen Fächern nicht so scharf unterscheiden, und, je nachdem ihre anderweitigen Grundsätze sind, mit ihren Schlüssen noch in's übersinnliche Feld hinüber springen, und auch da manchmahl noch mehr erobern wollen, als ihnen die Logik erlaubt, wenn sich auch die Kritik nicht schon jenen Sprung verbäte.

Ungeachtet dieser Verschiedenheit, wäre also doch die Zweckmäßigkeit der Annäherungspunct für Kritiker, und den größern, aber nicht zu skeptischen Theil der Nichtkritiker; und darum bediente ich mich auch derselben in meinem moralischen Beweise für die Religion (S. 151 -- 155.). Dieser läßt sich folgender Maßen zusammenziehen. — I. In der Natur geht Alles nach Zwecken; und es ist demnach weder etwas überflüssi-

ges,

ges, noch etwas widersprechendes in dieser Zweckbeziehung, am allerwenigsten in dem, was man als den höchsten Zweck ansehen kann, in der zur größten Vollkommenheit (Kant Relig. in d. Gr. d. bl. Vern. Vorr. IV. Anmerk.) sich selbst bestimmenden Menschennatur. II. Nimmt man aber die Fortsetzung unsers Seyns und unserer Persönlichkeit nach dem Tode hinweg, so sind nicht nur verschwendete Anlagen, sondern gar Widersprüche in Ansehung der zur höchsten Vollkommenheit strebenden Menschennatur vorhanden. III. Die Natur schränkt sich also nicht auf den engen Gesichtskreis dieses Lebens ein, und berechtigt uns, die Entwicklung ihres Schauspiels in dem folgenden Aufzuge, in einer zweyten Periode zu erwarten. IV. Da sich nun eine so genaue Übereinstimmung der Natur mit sich und den strengsten Foderungen der Vernunft, alle Perioden hindurch, ohne eine höchstvernünftige Weltursache nicht denken läßt; so nöthiget uns die Natur unserer Vernunft, einen Gott anzunehmen.

I. Dieser Beweis, wie er in's Auge fällt, scheint der Kantischen Beweisart gar nicht gemäß zu seyn. Wenn diese die natürliche Zweckmäßigkeit heischet, und am Ende darauf sich lehnet, so geht die meinige gerade davon aus, und bedient sich derselben, wie eines objectiv ausgemachten

Grund-

Grundsatzes, ohne allen Unterschied zwischen natürlicher und moralischer Teleologie; und demnach scheint der Beweis speculativ geführt zu werden. Gleichwohl muß der erste Satz, so kühn er auch sich anläßt, dem Kritiker gelten. Sey's auch, daß die natürliche Zweckmäßigkeit keine objective Gültigkeit habe, und der Mensch als Endzweck der Natur nicht einmahl aus subjectiven Gründen hergestellt werden könne; so thut doch die moralische Zweckmäßigkeit bey ihm Alles, sie ersetzt die Mängel der physischen, und stellt den moralischen Menschen als Endzweck auf. Daß also nichts überflüssiges und widersprechendes in den Naturzwecken seyn dürfe, versteht sich von selbst. Sogar das Wort Natur, welches Kant öfters im Gegensatze der Moralität und Freyheit nimmt, wird auch von ihm in einem allgemeinern Sinne von allem gebraucht, was nur immer zu dem Weltganzen gehört. Der Mensch, ein Naturwesen, und moralisches Wesen (Kr. d. Urth. S. 393.), wie er ihn nennt, besteht doch aus diesen zwey Stücken zu Einem verbunden; und wie verbunden? nicht nach Naturgesetzen? Erkennen wir wohl diese Einheit anders? Der Sprache wenigstens wäre es nicht mehr erlaubt, das Wort Natur hier zu gebrauchen? — Ey, so sagen wir denn, um allen Wortstreit zu vermei-

meiden! — In der Welt geht Alles nach Zwecken: ein Wort, das Kant im weitern Umfange nimmt (cit. Stelle) als Natur; wiewohl er auch mit diesem Worte sonst freygebiger ist (z. B. Relig. innerh. d. Gr. d. Vernunft S. 13. 17. S. 32. S. 278. und in der Berl. Monatsschrift 1784. Eilft. Stück. Nov. S. 386. 88--91.), wo unter Naturanlagen alles begriffen wird, was auch zum reinen practischen Vernunftvermögen gehört. Wenn Kant in dieser Abhandlung aus der vorausgestellten Zweckmäßigkeit der Naturanlagen im Menschen eine künftige Verbindung aller Staaten zu einem ewigen Frieden gewissermaßen a priori (S. 410.) ableiten durfte, warum sollten seine Freunde Bedenken haben, eben diesen Grundsatz, wenigstens unter dem Gepräge ihres Systems, gelten zu lassen, um noch weitere Entdeckungsreisen, innerhalb seiner Sphäre, damit zu machen?

Der Nichtkritiker wird ihn so gut, als irgend einen andern analogischen Beweis gegründet finden. Den Einwurf eines Kritikers, daß Zweckmäßigkeit der Natur so wenig aus Erfahrung gezogen, als a priori abgeleitet werden könne, wird er sich damit lösen, daß er es zugibt, wenn die Rede von einer bestimmten, etwa mit Absicht wirkenden Ursache sey; und sich bescheiden, nur

eine unbestimmte Ursache zu verstehen, die in der Natur Wirkungen hervorbringe, aus denen der vernünftige Beobachter eine gewisse Ähnlichkeit mit technischen Producten unmöglich wegdenken könne, und die, weil sie auf gewisse Puncte, wie auf Zwecke hinstreben, auch zweckmäßig heißen müßten. Die Unbestimmtheit der Ursache wird hier so wenig, als bey elektrischen Erscheinungen das Erfahrungsmäßige aufheben, und uns hindern, die Verstandesbegriffe auf die zweckmäßigen Naturproducte anzuwenden, und folglich die Zweckmäßigkeit zu der bestimmenden Urtheilskraft zu ziehen, und jener einen objectiven Werth beyzulegen, obgleich Kant, dessen Terminologie und Eintheilungen der Nichtkritiker nur einsweilen entlehnt, ohne sie in ihrem Sinne zu unterschreiben, (Einleit. in die Kr. der Urth. IV. V. und Teleol. §. 61.) ihr denselben abspricht. Die Voraussetzung der Vernunft zum Begriffe der Zweckmäßigkeit schließt hierin die analogische, auf Erfahrung sich stützende Beweisart gar nicht aus. Die Erfahrung beruhe auf einfachen Wahrnehmungen durch die Sinne, oder auf Beobachtungen (S. Urth. 292.), wie sie ein Physiker kunstmäßig anstellt, oder wie sie doch nur mit Hülfe der Vernunft gemacht werden können, um z. B. über die Güte oder Bosheit des menschlichen Charakters

(Kr. Rel. i. Gr. d. bl. Vern. S. 29.) zu urtheilen, oder nur behaupten zu können, daß die aus dem Schutte hervorgegrabenen Alterthümer, Kunstarbeiten und Bücher unserer Vorfahren sind; so gründet sie doch allemahl Erfahrungsurtheile, die ihren objectiven Werth haben. Wenn wir nun vermittelst unserer Vernunft das Urtheil aufstellen, daß die Natur in ihren Erzeugungen, und im Ganzen ihrer Wirkungen eine gewisse Ähnlichkeit mit Künstlerarbeiten oder Zweckmäßigkeit betreibe; so wird dasselbe, vorausgesetzt, daß unsere Beobachtung nicht zu particulär war, ein Erfahrungsurtheil seyn, welches so viel objective Nothwendigkeit und Allgemeinheit hat, als irgend eines; das heißt: (so könnte vielleicht ein Kritiker dem Nichtkritiker in die Rede fallen) gar keine; eben, weil die gemachte Voraussetzung, nicht zu particulär in der Beobachtung zu seyn, weder da noch sonst in die Erfüllung gehen kann. Allein mit diesem Einwurfe, der Kants bestimmende Urtheilskraft mit trifft und zerstört, würde er den Nichtkritiker nur in eine Verlegenheit setzen, die dieser sehr leicht auf ihn zurückprellen könnte. Erstens würde er ihn bitten, in der Kritik der Urtheilskraft S. 442. 443. 446. nachzuschlagen, und wenn er da in einem Verzeichnisse der theoretischen Beweisgründe zuerst die logisch-

stren-

strengen Vernunftschlüsse, zweytens die Schlüsse nach der Analogie, und drittens eine wahrscheinliche Meinung gestellt sieht, ihm den specifischen Unterschied der zwey letzten anzugeben, und diesen mit der Behauptung, daß Erfahrungsurtheile nur eine comparative, und nie eine absolute Allgemeinheit haben könnten, zusammenzureimen. Zweytens würde er antworten: Mir sind die Demüthigungen der empirischen Philosophie von Hume und der Kantischen Schule nicht unbekannt. Da ich aber hier gar nicht auf den Grund des Streites gehen kann, so wünsche ich nur, Kants Freunde, die wenigstens des obigen Einwurfes fähig sind, möchten den Unterschied, den jener zwischen Urtheilen der bloßen Wahrnehmung, und Erfahrungsurtheilen machte, nicht nur machen, sondern auch so festhalten, daß sie ihn nie wieder verlieren; und zu diesem Behufe den 21. und 22. § der Proleg. recht sehr erwägen, woraus sie denn lernen werden, daß die erste Art von Urtheilen zufällig und subjectiv, die zweyte aber (durch's Hinzukommen eines innern Princips, oder, wie es Kannt nennt, einer Denkform, die den Charakter der Nothwendigkeit hat, zu den Wahrnehmungen, oder einzelnen Eindrücken, wobey der Schematismus jedesmahl ungebethen seine Dien-

ste

sie thut, um die Erzeugung der Erkenntniß zu Stande zu bringen) objectivnothwendig und allgemeingültig sey. Der Kenner wird nun ohne Schwierigkeit einsehen, daß Zweckmäßigkeit der Natur ein Gegenstand möglicher Erfahrung, und als solcher demnach kein subjectives Princip der reflectirenden Urtheilskraft, nach Kantischer Benennung, sondern zu allen den Vorzügen, welche Erfahrungsurtheilen zukommen, berechtigt ist.

Nur darin dürfte ein Zweifel sich einstellen, ob denn der vernünftige Beobachter in allen Gattungen der Dinge auf Zwecke stoße, und folglich das Gesetz der Zweckmäßigkeit der ganzen Natur nicht auf zu eingeschränkten Erfahrungen beruhe. Allein die innere Zweckmäßigkeit organischer Naturproducte wird von Kant selbst bewundert, und wenn er auch die äußere Zweckmäßigkeit zwischen verschiedenen Dingen in Zweifel zieht; so hält er sich doch durch jene für befugt, die Zweckmäßigkeit als Idee aufzustellen, um alle Naturerscheinungen derselben unterzuordnen, und obgleich nicht daraus zu erkennen, doch sie systematisch zu denken (Krit. Urth. S. 278 -- 279. und 296 -- 292.) So sehr nun der Kritiker damit zufrieden seyn kann, so wird doch der Nichtkritiker am Leitfaden der Beobachtung nicht nur innerhalb organischer Wesen, sondern auch unter ver-

schiedenen Dingen Zweckbeziehungen finden. In Ansehung der Organisation, gibt Kant S. 291. objective oder von Erfahrung abgeleitete Realität zu. S. 292. schränkt er diesen Satz zwar sehr ein, und nimmt ihn beynahe wieder zurück; indem er die Erfahrung nur als veranlassend, und unzureichend zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die das Princip der Zweckmäßigkeit in organischen Körpern aussagt, angibt, und darum dafürhält, ein regulatives Princip a priori müsse zum Grunde liegen, wodurch denn auf einmahl die objective Realität wieder verschwindet. Allein die Beobachtung organischer Zwecke ist so comparativ allgemein, als irgend eine. Wenn also dieser Satz keine objective Gültigkeit und Nothwendigkeit hat, so ist sie in gar keinem Erfahrungssatze anzutreffen, die Kategorien sind umsonst, und alle Urtheile nur reflectirend. Wenn ein Princip a priori hinzukommen muß, warum denn ein regulatives, und kein objectivbestimmendes, nähmlich die Caussalität? den weitern Einwürfen ist oben schon vorgebeugt. Nehmen wir aber Zweckbeziehungen in der Organisation an, so wird es nicht schwer seyn, auch zwischen verschiedenen Dingen sie anzutreffen, wenn jene nothwendig darauf hinweiset; was Kant selbst (Tel S. 375.) nicht in Abrede seyn kann. Die im Körperbaue

ge-

gegründete Zusammenstimmung beyder Geschlechter im Thier- und Pflanzenreiche zur Fortpflanzung ihrer Gattung, die Anlage in den Müttern zur Nahrung der neugebornen Kinder, das Verhältniß der Augen zum Lichte, der Ohren und der Lunge zur Luft, die Einrichtung aller Sinnorgane nach ihren Gegenständen, die chemische Werkstätte in den Thierkörpern, die für sie passenden Nahrungsmittel durch Scheidung und neue Zusammensetzung zu verarbeiten, und die Zustimmung der sinnlichen Werkzeuge und der Instincte, die schickliche Nahrung zu finden, die Geschäftigkeit der Natur von außen, um dieselbe herbeyzuschaffen, die Anweisung der Thiere an's Pflanzenreich, die Abhängigkeit des Pflanzenreiches von der Erde, dem Regen, der Sonne, das Alles beweiset, daß die Zweckbeziehung, sobald sie innerhalb organischer Körper angenommen werden muß, auch nach außen und auf das Universum sich verbreite. Mir ist es nicht verstattet, hier die in einander greifenden Rädchen weiter aufzuzählen, und auch unmöglich, alle Glieder der endlosen Kette, in der eben angezeigten Ordnung, durchzulaufen. Je weiter die Menschen im Studium der Natur Jahrtausende hindurch fortrücken, je mehr sie ihre Sinne schärfen, je tiefer sie forschen; desto weiter kommen sie auch in der

Erkenntniß der Zwecke, desto mehr erscheint ihnen die Welt, wie ein organisches Ganzes, in welchem letztern, wie Kant S. 292. sehr treffend sagt, alles Zweck und wechselseitig auch Mittel, und nichts umsonst und zwecklos ist.

Ob nun gleich eben diese Wechselseitigkeit (Kant S. 277 – 381.) den Beobachter der Natur zurückhalten mag, den Menschen als Endzweck und Mittelpunct des Ganzen zu betrachten; so wird er doch Grund genug finden, ihn als den Hauptzweck auf den vornehmsten Pl tz zu stellen; gerade so viel Grund, als nöthig ist, zu behaupten, das Vermögen zu sehen sey nicht des Auges, das Auge nicht des Lichtes wegen da. Die umgekehrte Ordnung wäre so ungereimt, als wenn ich sagen wollte, der Zuschauer sey des Schauspiels, der Bewohner sey des Hauses, und der Tonkünstler seines Claviers halber vorhanden. Nur der Mensch kann der Bewunderer der Schönheiten und der Zweckmäßigkeit der Natur seyn, nur er kann ihren Reichthum im weitesten Umfange benutzen, nur er sie bearbeiten, verschönern, und gleichsam neue Schöpfungen anlegen, nur er hat den hohen Ruf, das Weltbeste zu befördern.

So groß die Kluft zwischen dem natürlichen und moralischen Menschen, nach Kant, auch immer seyn mag, und so wenig diese Ungleichartigkeit

keit

sehr die analogische Schlußart von einem auf's andere zu berechtigen scheint; so ist doch ihr Verein zu einem Ganzen von unserm Bewußtseyn nicht zu mißkennen, und darum die Zweckbeziehung nicht wegzuhalten. Selbst die moralische Bestimmung des Menschen, das Weltbeste zu befördern, führt ihn auf die Vervollkommnung der menschlichen Natur, und weiset derselben den erhabensten Posten im Universum an. Wir erkennen die Dinge dieser Welt in ihren letzten Ursachen nicht. Immer nur Wirkungen sind's, was wir vor uns haben. Die Wirkungen der Sittlichkeit mischen sich in den Lauf natürlicher Begebenheiten. So verschieden beyde von einander nach ihren Gründen seyn mögen, so vereinigen sie sich doch, und jene sind nicht weniger ein Gegenstand der Erfahrung, als diese (Kant Rel. in. der Gr. d. Vern. S. 29.). Kant selbst in seiner Idee einer allgemeinen Geschichte (Berl. Monatsf. l. c. S. 385. 386) betrachtet die Handlungen des Menschen als Erscheinungen, die eben so, wie jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt seyen. Mit gutem Grunde zieht er daher auch die praktische Vernunft sammt ihren Handlungen zur Natur im weitern Sinne des Wortes, wie schon oben bemerkt wurde. Nichts hindert uns also, und alles

ist

ist dafür, in der Welt eine nach Zwecken wirkende Caussalität, im schon erklärten Verstande, als eine durchaus gehende Analogie anzunehmen; und demnach ist der Grundsatz der Zweckmäßigkeit in so weit objectiv, und so gut bestimmend, als irgend ein Erfahrungssatz; ob sie gleich, wenn wir weiter gehen, und die Vernunft, mit der wir sie erkennen, derselben als übersinnliche Ursache unterschieben wollten, subjectiv, und in Kantischer Sprache und Vorstellungsart reflectirend seyn würde.

II. Der zweyte Satz meines Beweises ist in der Predigt selbst ausführlich genug behandelt, und bedarf kaum eines Zusatzes. Kritiker und Nichtkritiker können damit einverstanden seyn. Das Sittengesetz, und die Achtung, die es uns einflößt, angenommen, und dann die allgemeinsten Erfahrungen über den Nichtvollzug, und den mißlichen Vollzug desselben nicht weggewiesen, gibt sich das Ganze von selbst. Mein Beweis aus der hier sichtbaren Unordnung zwischen der moralischen und physischen Natur, woraus aber anderwärts eine desto größere Ordnung sich entwickeln muß, wird also bis hieher keinen Anstand haben.

III. Aus beyden Sätzen geht ein doppelter Schluß hervor. Der erste enthält die Fortdauer unsers Seyns und unserer Persönlichkeit nach

die-

diesem Leben. Der Kritiker findet sie, wenn er aus der moralischen Zweckmäßigkeit, die er sich im Obersatze dachte, fortschließt. Dem Nichtkritiker, der sich der natürlichen Zweckmäßigkeit, wie eines analogischen Beweises bedient, mußte dieser Schluß anders zugeschnitten werden, um ihn gegen die Einwürfe der Kritik oder auch des Humeischen Skepticismus zu sichern. Da ihm der Grundsatz der Zweckmäßigkeit auf Erfahrung beruht, und folglich auch nicht über die mögliche Erfahrung hinausgeht; so folgert er die Unsterblichkeit nur als fortgesetztes Leben in einer neuen Welt, die an dieser hängend, wohl auch ein Gegenstand der Erfahrung seyn kann. Kurz, der Weg möglicher Erfahrung — mehr fodert die Kritik nicht — wird nie verlassen. Die Möglichkeit der Erfahrung besteht entweder darin, daß noch nicht wahrgenommene Gegenstände den Bedingungen der Sinnlichkeit unterworfen seyn können, oder darin, daß sie an unsere wirklichen Erfahrungen, nach Verstandesgesetzen, wie es die Natur der Sache bey Analogien mit sich bringt, geknüpft werden, wobey es allerdings vorausgesetzt wird, daß sie wenigstens den Bedingungen der Sinnlichkeit angehören können. Denn was den Bedingungen der Sinnlichkeit wirklich angehört, oder ein bestimmtes Verhältniß im Raume oder in

der

der Zeit hat, ist schon der Gegenstand wirklicher Erfahrung. Es würde sehr dogmatisch seyn, zu behaupten, nach unserm Tode könne es keine Gegenstände mehr für die Bedingungen unserer Sinnlichkeit geben; oder diese müßten aufhören. Die Unmöglichkeit der Fortdauer unserer Sinnlichkeitsformen selbst läßt sich nicht darthun. Aber wie kann man die Möglichkeit derselben beweisen? Eben daher, weil unser fordauerndes Vorstellungsvermögen sammt seinen Gesetzen, an sich, das wir in seiner Wirklichkeit hier kennen, keine erdichtete, sondern eine reelle Möglichkeit hat. Allein diese reelle Möglichkeit kennen wir nur unter der Fortdauer dieser Organe? Ganz wohl — aber wer zeigt mir die Unmöglichkeit neuer, und wohl gar besserer und feinerer Organe, die sich aus den vorigen, auf eine unsern Sinnen unerreichbare Weise entwickeln, um dem Vorstellungsvermögen zum Vehiculum in einer andern Welt zu dienen? Vielleicht ist hier der Punct, wo sich die Lehre von der Auferstehung, die Metempsychose, des Origenes Aufeinanderfolge mehrerer Welten, worin sich das neue Körpergewand jedesmahl nach dem moralischen Werthe der Geister, den sie sich in einem vorigen Zustande erworben hatten, schmieget, des Alexandriner Clemens geglaubtes Hinaufsteigen der Geister durch meh-

mehrere Planeten, Bonnets Palingenesie einander begegnen. Allein aus meinem logischen Unvermögen, hier eine Unmöglichkeit zu zeigen, folgt noch bey weitem keine objective Möglichkeit! wird der Gegner sagen, und darauf dringen, ihm dieselbe wenigstens mit der Möglichkeit der Erfahrung zu belegen. Dieses dürfte nun, nach obiger Erklärung, nicht mehr so schwer seyn. Kant (Kr. Urth. S. 449. 450.) hält den Äther der neuern Physiker, ob er gleich nie in irgend einer Beobachtung oder einem Experimente dargestellt werden könne, doch für einen Gegenstand möglicher Erfahrung, weil unsere äußern Sinne, falls sie im höchsten Grade geschärft wären, ihn wahrnehmen könnten. Die Existenz der Planetenbewohner hält Kant gleichfalls für eine Sache möglicher Erfahrung, weil, wenn wir ihnen näher kommen könnten, wir es durch unsere Erfahrung ausmachen würden, ob sie sind, oder nicht sind. Ließe sich denn nicht mit eben dem Rechte sagen? Wären unsere Sinne schärfer, könnten wir der Organisation, woran die Seele gebunden ist, und der Auflösung oder Umänderung derselben näher kommen, so würden wir es bald durch die Erfahrung an den Sterbenden entscheiden, ob eine Verwandlung mit einem in uns liegenden Keime zu einer neuen Entwicklung für's künftige Leben

vorgehen werde; ob wir nicht mit den Planetenbürgern näher verwandt sind, als wir es uns jetzt dürfen einfallen lassen; und ob nicht so die Natur sowohl für unsere psychologische als kosmologische Fortdauer arbeite. Dieser Erklärung zufolge wäre also unser zweytes Seyn der Gegenstand einer möglichen Erfahrung, oder der Sinnenwelt.

Doch ich will mir selbst strengere Gesetze in Ansehung der Erfahrungsmöglichkeit vorschreiben. Dadurch, daß ich Etwas bloß unter die Bedingungen der Sinnlichkeit, oder des Raumes und der Zeit setze, unter denen ich, wenn meine Organe fein oder nahe genug wären, die Existenz desselben prüfen könnte, erweitere ich das Feld der Erfahrung bis in das Gespensterreich, und Ovids Metamorphosen. Wo also die Sinne nicht unmittelbar hinreichen können, da muß der Verstand mit dem Senkbley der Analogie, oder nach Kant, mit der bereits schon auf Erfahrung angewandten Caussalität erst forschen, ob für jene fester Grund zu hoffen, und es wahrscheinlich oder gewiß sey, daß, wenn wir an der gehörigen Stelle wären, wir einen Gegenstand antreffen würden. Nur so unterscheidet sich die Meinung von den Planetenbewohnern von einem Hirngespinste. Mit Hülfe dieser Analogie schließen wir die wundersame Metamorphose der Raupen, so wenig uns

auch

auch die innere Möglichkeit derselben einleuchtet. Auf den Flügeln eben dieser Analogie wird es uns auch erlaubt seyn, uns zu einer künftigen Metamorphose unserer Natur, und zu einer neuen Welt hinaufzuschwingen. Zwar gilt jene Analogie, nach der wir die Verwandlung der Raupe erwarten, nicht bey der Aussicht auf unsere Verwandlung. Jene ist die ganz einfach dahergehende (nexus effectivus), diese aber eine erhöhtere Art von Analogie, Zweckmäßigkeit, wobey die Vernunft genöthigt ist, das letzte Glied einer Caussalreihe (in nexu effectivo) als Ursache derselben in der Ordnung der Zwecke (nexu finali) zu denken. Beyde stammen aus Einer Wurzel. Der Umstand, daß jene Welt außer den Gränzen der jetzigen, die wir mit unsern Sinnen erreichen können, liegt, darf gar nicht in Betracht kommen. Wenn Kant befugt war, aus der Zweckmäßigkeit der Naturanlagen im Menschen, die es ihm nicht erlaubte, über alle mögliche Erfahrung hinauszugehen, die Realisirung der schwärmerischen Idee des Abbe S. Pierre von einem großen Völkerbunde, und einem ewigen Frieden, oder wie er es nennt, einem philosophischen Chiliasm zu folgern, ungeachtet dieser außer den Gränzen unserer jetzigen Erfahrung liegt, und aus der Moralität, wie sich's unten noch ergeben wird,

gar

gar nicht abgeleitet werden kann (vergleiche Berl. Mon. Schr. l. cit. mit R l. 272. Anm.): warum sollten Kritiker es uns übel nehmen, daß wir aus eben derselben Zweckmäßigkeit der Naturanlagen, die durch den politischen Chiliasm noch lange nicht befriedigt ist, einen religiösen Chiliasm in unserm Universum, der zwischen dem alten rohen und dem ganz übersinnlichen neuen die Mitte hält, in der oben schon gerechtfertigten Form schliessen, ob er gleich zeither noch kein Gegenstand unserer Sinne war? Die neue Welt, auf deren Entdeckung Columbus ausging, war Leuten, die Alles mit ihren Sinnen messen wollten, ein Gespött. Er traute dem Winke der Analogie, und fand, was er hoffte. Den Fingerzeig, den diesem künstlich geschnitztes, und auf dem See vom Westwinde daher getriebenes Holz (nexu effectivo) gab, gibt uns (nexu finali) die Natur, die hier nicht ganz Wort hält, und dadurch ihren Versprechungen ein weiteres Ziel setzt.

IV. Aus diesem Schlusse springt nun sogleich ein neuer hervor — das Seyn einer höchsten Vernunft, sammt allen dazu gehörigen Eigenschaften, um in dem Universum Alles zur Übereinstimmung mit dem höchsten Zwecke, mit dem moralischen Vernunftgebote zu bringen, oder Gottes Daseyn, worauf sich Theologie gründet.

Hier

Hier ändert sich nun freylich die Schlußart. Die Nothwendigkeit, von einem nur für mögliche Erfahrung geltenden Princip auf etwas außer derselben liegendes zu verfallen, wenn Religion gegründet werden soll, tritt nun, obgleich aufgeschoben, doch endlich ein; und so gleiten wir von der Linie der bloßen Zwecke ab, und unterschieden Absicht. Allein dieser Aufschub wäre doch schon Gewinn. Wir hätten unterdessen, ohne erst, wie sonst oftmahls, Gottes Daseyn vorauszuschicken, wenigstens unser zweytes Seyn an den Faden der Naturzwecke geknüpft, und also, wenn es auch je unmöglich wäre, das erste dem Zweifler überzeugend darzuthun, und so Religion zu befestigen, doch die nach Zwecken arbeitende Natur so apotheosirt, und gewisser Maßen ihr so viel Achtung verschafft, daß zur Unterstützung der Moralität und zum Troste der Menschheit viel geleistet wäre. Allein auch auf Gottes Daseyn erstreckt sich der Gewinn, ob sich gleich der Einwurf wider die Form des Beweises nicht hebt. Lassen wir's seyn, daß, um nach Kant zu reden, die Urtheilskraft, welche bisher durch alle Glieder des Beweises bestimmend war, im Schlusse als reflectirend auftritt. Allein die reflectirende Urtheilskraft hat nun doch eine größere Basis, worauf sie bauen kann. Die Zwecke treffen unter

einem Hauptzwecke so zusammen, die Harmonie der Natur ist so groß, und so einstimmig mit der Vernunft, daß es uns ganz unmöglich wird, die Ursache derselben mechanisch, und nicht als vernunftartig zu denken. Kant überzeugt sich folgender Maßen, daß ein Kunstproduct einen Menschen zum Urheber habe. Fände jemand in einem unbewohnt scheinenden Lande eine geometrische Figur allenfalls vom regulären Sechsecke im Sande gezeichnet, so würde er hier auf ein Princip der Einheit, das in der Vernunft liegt, stossen, und es ihm unmöglich fallen, eine vernunftlose Ursache dieser Figur anzunehmen; weil ihm die Zufälligkeit mechanisch wirkender Ursachen, mit einem nur in der Vernunft möglichen Begriffe zusammenzutreffen, so unendlich groß scheinen würde, daß es eben so gut wäre, als ob es dazu gar kein Naturgesetz gebe, folglich auch keine Ursache in der bloß mechanisch wirkenden Natur, sondern nur im Begriffe von einem solchen Object, den die Vernunft in sich hält, gesucht, und dieses Product als Zweck derselben beurtheilt werden könne. Vestigium hominis video (Kr.Urth. S. 281. 282.). Wenn Kant bloß aus dem Begriffe eines Zweckes, der nur der Vernunft zukomme, solche Schlüsse bey Kunstproducten, die eigentlich Gegenstände der bestimmenden Ur-

theils-

theilskraft sind, sich erlaubt; warum sollte es nicht angehen, bey zweckmäßigen Naturproducten Schlüsse nach einer ähnlichen Form, mit desto mehr Fug zu machen, je weiter diese alle Kunsterzeugnisse hinter sich zurücklassen, und je unendlich größer die Zufälligkeit mechanisch wirkender Ursachen, mit Begriffen der Vernunft zusammenzutreffen, scheinen muß. Ich will nicht darauf bestehen, daß diese Beweisart selbst für die bestimmende Urtheilskraft gelten müsse, weil sie Kant in einer dazu gehörigen Materie brauchte, und nur mit dem höchsten Beweise, den die reflectirende Urtheilskraft führen kann, fürliebnehmen. So viel wird aber doch Kant, vermöge des obigen Beweises, wenigstens einräumen, daß die Bedenklichkeit der bestimmenden Urtheilskraft, mechnische Ursachen könnten etwa die Zweckmässigkeit der Natur hervorgebracht haben, durch das Übergewicht der reflectirenden zu einer unbedeutenden Kleinigkeit herabgedrückt wird, und wie Eins durch eine unendliche Zahl dividirt erscheint, obgleich beyde so heterogener Natur sind, daß sie sich nicht eigentlich gegen einander berechnen, sondern nur schätzen lassen, in so weit sie vor unserm Urtheilsvermögen zusammentreffen. Wenn die Zweckmäßigkeit organischer Körper (Teleol. §. 75.) Kant schon dahin brachte, daß er

die Annahme eines verständigen Urhebers der Welt für unsere menschliche Urtheilskraft eben so nothwendig gelten ließ, als ob jene ein objectives Princip wäre (S. 340.): so können wir diesen Vergleich zwar nur in dem eben gegebenen Sinne Statt finden lassen; aber doch auf demselben Wege mit noch größerm Rechte schließen, daß die Zweckmäßigkeit, die von Welten zu Welten geht, und sie in Rücksicht auf die moralische Vernunft zusammenstimmt, eine vernünftige Weltursache unserm Urtheilsvermögen, wie objectiv, aufdringe, und die kalte Bedenklichkeit, daß ein anderer Verstand es anders finden könne, noch unendlich mehr, als wie einen unendlich kleinen Bruch, der sich nach einer genauen Rechnung nicht mehr heben läßt, vernachläßigen heiße. Man könnte dieß auch, obgleich in einem andern Sinne, als in welchem es Kant nimmt, einen Vernunftglauben nennen, in so weit wir nähmlich mit der Aussage der menschlichen Vernunft zufrieden, weitern Nachforschungen, als wenn es für uns unnütze Grübeleyen wären, die Thüre weisen.

Bringt es denn aber auch Kant mit dem moralischen Beweise, wie er ihn führt, zu einer größern Genauigkeit? Nachdem er aus dem moralischen Princip, welches uns die Beförderung

des höchsten Guts oder des Weltbesten befiehlt, auf die Möglichkeit desselben schloß, setzt er noch weiter hinzu, daß die Übereinstimmung der Natur zu diesem Zwecke unmöglich zu denken sey, ohne eine höchstvernünftige Weltursache anzunehmen? Ist denn nun dieser letzte ganz speculative Satz nicht mit dem meinigen Eins? Doch der Unterschied, daß er bey mir einem speculativen obersten Grundsatze untergeordnet ist, bey Kant aber einem praktischen, und folglich bey ihm nur in praktischer Absicht Realität erhält! Allein Kritiker könnten, falls sie wollten, meinen obersten Satz, wie schon gesagt, nach der moralischen Teleologie nehmen; und zweytens auch Nichtkritiker würden in ihrem Sinne so gut schließen, als Kant. Denn da einmahl Kant's Vernunftschluß aus heterogenen Grundsätzen, einem Obersatze, welcher der reinen praktischen Vernunft gehören soll, und mehrern speculativen Untersätzen (Krit. prakt. Ver. S. 226. 227.) besteht, so wird doch der praktische Obersatz, wäre er auch noch so objectiv, nicht mehr in den Schluß, der sich nach dem schwächern Theile richtet, bringen können, als die speculativen, für sich bey Kant gar nicht objectiven Untersätze, durch welche er herabgeleitet wird, es ihm erlauben.

Der Kritiker müßte denn sagen, daß dieser Einwurf allerdings greife, wenn der Vernunftschluß von einem allgemeinen Satze, zu einem particulären, und nur zufällig untergestellten herabsteige, aber nicht so, wenn der Obersatz zu den folgenden in nothwendiger Verknüpfung stehe. Nun stehe das moralische Gebot, das höchste Gut oder Weltbeste zu befördern, mit der Möglichkeit desselben in einer nothwendigen Verbindung. Diese Möglichkeit aber hange eben so unvermeidlich mit der Zustimmung der ganzen Welt zu diesem Zwecke, und diese mit Unsterblichkeit, und einer vernünftigen Welturfache zusammen. Demnach bekämen erst durch das apodiktische praktische Gesetz die speculativen und an sich leeren Sätze, als nothwendige Bedingungen dessen, was jenes sich zum Object zu machen gebietet, objective Realität (Kr. prakt. Vern. S. 243. vergl. mit Rel. in. d. Gr. d. Vern. Vorr. VII. und Teleol. S. 452.).

Allein eben dieser nothwendige Zusammenhang ist's, was sich, meines Bedünkens, nicht behaupten läßt. Was geboten ist, muß allerdings objectiv möglich seyn; und so weit auch die Beförderung des höchsten Gutes, oder des Weltbesten, aber immer mit der Einschränkung --- so viel

an

an uns liegt, so weit unser Wirkungskreis reichet. Daß aber unsere gute Gesinnung je einen Erfolg habe, der von unserm Willen nicht abhängt, ist nicht einmahl in Ansehung einzelner Handlungen im moralischen Gebote enthalten; noch weniger, daß die Glückseligkeit, deren wir unserer guten Gesinnung nach würdig sind, damit in genauer Harmonie stehen werde; und daß gar die ganze Welt (die natürliche und übernatürliche) vollkommen unsern guten Gesinnungen angemessen, und folglich ein Weltbestes, im höchsten Grade, unserm Streben als möglich gegeben sey, ist nicht analytisch im moralischen Gebote enthalten, und läßt sich also auch in so weit nicht daraus ableiten. Ganz anders verhält sich's mit der subjectiven Möglichkeit, mit der Freyheit des Willens, welche in dem Factum des Sittengebotes so förmlich enthalten ist, wie die eben erklärte objective Möglichkeit des guten Willens. Weiter geht die Analysis nicht. Moralität und Glückseligkelt sind specifisch verschieden (Kr. pr. Ver. S. 203.). Die Angemessenheit unserer Gesinnungen zum moralischen Gesetze ist praktisch: die Angemessenheit der Welt zu unsern Gesinnungen aber ist speculativ; denn sie betrifft die Beschaffenheit der Dinge außer unserm Willen,

nicht die Pflicht. Wäre also eine Verknüpfung zwischen so verschiedenen Elementen herzustellen, so müßte es durch eine Synthesis der Begriffe geschehen. Allein diese Synthesis kann nicht von der Erfahrung hergeleitet seyn, weil sie a priori und (Pr. Ver. S. 203.) praktisch nothwendig und weil ohnehin, nach Kant, die Möglichkeit des höchsten Gutes sich daher gar nicht beweisen läßt: und eben so wenig a priori. Denn die Idee vom höchsten Gute in der Welt, in wie weit sie eine Übereinstimmung derselben zu unsern moralischen Gesinnungen enthält, wird entweder als speculativ, oder als praktisch betrachtet. In der ersten Voraussetzung, hat sie keine objective Bedeutung, weil ihr kein Gegenstand in der Erfahrung gegeben werden kann; und demnach kann die speculative Vernunft dieselbe nicht objecjectiv an eine Idee der praktischen Vernunft binden. Das zweyte betreffend, betrachtet sie wohl Kant gerne als gehörig zur Tugend und praktisch nothwendig (Pr. Vern. S. 203. 204.), wo denn die Erfahrung unnöthig wäre: allein sie ist, wie schon gesagt, speculativ und dem praktischen Vernunftvermögen so ganz fremde, daß sie für dieses gar kein Gegenstand eines Erkenntnisses seyn kann. Es hat also auch die praktische Vernunft

kein

kein Recht, sie für sich zu gebrauchen, und an eine Idee der speculativen Vernunft zu knüpfen, und das Gegentheil würde gerade so viel seyn, als mit dem Auge hören wollen. Nur das Princip einer allgemeinen Zweckmäßigkeit der Welt könnte den Zusammenhang synthetisch herstellen. Da aber jenes ganz vollkommen, und objectiv erst aus dem bis hieher bestrittenen moralischen Beweise von Kant hergeleitet werden will; so kommt auch dieser nicht zu Stande.

Kant selbst scheint am Ende die Schwierigkeit, in die er sich verwickelte, zu fühlen. Als ich bereits so weit vorgerückt war, begegnet er mir in seiner jüngst erschienenen Schrift über Religion (Vorr. XII. Anmerk.), wo er — jedoch mit dem bescheidenen Ausdrucke: So viel ich davon einzusehen glaube — sich zu zeigen bemüht, daß der angefochtene Satz durch eine Synthesis der praktischen Vernunft zu Stande komme. Diese erweitere sich dadurch über das moralische Gesetz hinaus, daß sie es auf die Eigenschaft der beschränkten Menschennatur beziehe, sich zu allen Handlungen außer dem Gesetze noch einen Zweck denken zu müssen. Mir thut es leid, daß ich hier nichts anderes finde, als eine petitio principii. Denn es wird ja erst gefragt, mit welchem Grun-

de

de die praktische Vernunft außer ihrer Sphäre, dem moralischen Gesetze, eine wahre Erweiterung, oder nothwendige Beziehung, oder Synthesis machen könne. Vielmehr ist's von Kant selbst so oft schon gesagt, daß sie als moralische Vernunft die Handlungen auf den Zweck der Glückseligkeit gar nicht beziehen dürfe: nichts davon zu reden, daß Natureigenschaften des Menschen, im strengern Sinne genommen, dem Moralitätsprincip; und Erfahrungsgegenstände den apodiktischen Beweisen, worauf hier Anspruch gemacht wird, gar nicht angehören können. Noch weniger bin ich im Stande, die Schlußkraft in dem Beweise zu finden, womit er schon in der Kritik der prakt. Vern. S. 199. diese Synthesis beweisen wollte — Der Glückseligkeit dürftig, ihrer auch würdig, aber nicht theilhaftig seyn, könne mit dem vollkommenen Wollen eines vernünftigen Wesens, welches zugleich alle Gewalt hätte, wenn wir ein solches auch nur zum Versuche denken, gar nicht bestehen. Dieser Beweis — bloße Erläuterung soll es doch nicht seyn, weil es in der angeführten Stelle der letzte Grund ist — sage nicht mehr, als daß wir, als moralische und zugleich sinnliche Wesen, unsere Wohlthaten oder Glückseligkeit nach innerer Würde auszutheilen,

uns

uns gedrängt fühlen, weil das Zusammentreffen des moralischen Gefühles der Achtung, und des sinnlichen Gefühles der Annehmlichkeit unsere doppelte Natur zur Harmonie stimmt, und demnach für schicklich anerkannt wird. Wenn wir nun zum Versuche ein höchst moralisches Wesen, zwar kein anthropomorphitisch, doch mit aller Gewalt ausgerüstet denken, so schließen wir ganz recht, daß es in der ganzen Welt so seyn werde. Allein so wäre das Weltbeste nur subjectiv und hypothetisch gegründet. Kant aber braucht objective Realität desselben. Wenn also die Schlußverbindung nur etwas gelten soll, so müßte er die Existenz jenes Wesens (per vitium subreptionis) nicht als bloße Hypothesis aufgestellt, oder diese sich unvermerkt, wie es bey den Hypothesen unserer Neigungen oft der Fall ist, in eine Thesis verwandelt haben. Da aber die Existenz Gottes erst noch daraus gefolgert wird, so ist, wo nicht in Worten, doch versteckter Weise und in der Sache die Zirkelform des Beweises unvermeidlich.

Wenn es aber je thunlich wäre, die Möglichkeit des Weltbesten, oder die Zusammenstimmung des Universums mit der Moralität, und die darin begriffene Unsterblichkeit aus der prak-

tischen Vernunft herzuleiten; so könnte das doch keinen objectiven Grund für die Annahme einer vernünftigen Welturſache abgeben. Denn der Beweis müßte vermittelſt der Idee von Unmöglichkeit, eine andere, als eine ſolche Urſache zu denken, und alſo in ſo weit ſpeculativ geführt werden. Dieſe ſpeculative, und alſo dem praktiſchen Vermögen ganz entfernte Idee könnte nur ſynthetiſch an die Idee des Weltbeſten, wie Urſache zur Wirkung, hinzugethan werden, wozu aber, aus Mangel nöthiger Anſchauung, das ſpeculative Vermögen nicht befugt iſt. Die Nothwendigkeit der Verbindung, die uns hier vorſchwebt, gehört demnach zur reflectirenden Urtheilskraft. Wenn Kant die Naturzwecke, die wir nur durch Vernunft begreifen können, dahin verweiſet, ſo läßt ſich nicht mehr einſehen, warum die Natur, in wie weit ſie moraliſche Zwecke begünſtiget, nicht auch dahin gehören müſſe. Denn an ſich begreift die menſchliche Vernunft weder da noch dort, wie mechaniſche oder vernunftloſe Urſachen Zweckbeziehungen hervorbringen können. Wenn aber doch für die moraliſche Zweckmäßigkeit mehr gefodert würde, ſo käme der Vortheil auch mir zum Beſten.

Der

Der nothwendige Zusammenhang zwischen dem praktischen Obersatze, und den speculativen Untersätzen von der zweckmäßigen Stimmung der Natur, und einer vernünftigen Ursache dieser Zweckmäßigkeit, wodurch Gottes Daseyn objective Realität erhalten soll, ist also nicht zu bewerkstelligen. Und da diese außer jenem Zusammenhange bey Kant nur für die reflectirende Urtheilskraft gültig und subjectiv sind, so kommt durch sie auch nicht mehr in den Schluß. Kant's Beweis für Gottes Daseyn wäre demnach nicht bindender, als der meinige; ich aber hätte dieß noch voraus, daß ich, nicht auf das bloße Moralgebot bauend, die Unsterblichkeit objectiv für die bestimmende Urtheilskraft begründet, und so durch eine ausgedehntere Zweckmäßigkeit wenigstens dem Grade nach Gottes Daseyn mehr befestiget, und zugleich gezeigt hätte, daß hier der Fall sey, wo ein Reflexionsbeweis, nach unserer Schätzung, wie objectiv gelten müsse.

So viel war ich der Rechtfertigung meines Religionsbeweises schuldig, und einen schicklichern Ort wüßte ich nicht, als diesen.

Meine Abweichung von Kant wird den vernünftigen Verehrer desselben nicht ärgern. Das erste, was man von diesem großen Weisen lernen

nen sollte, ist die Freyheit zu denken, ohne sich durch das Ansehen eines philosophischen Systems stören zu lassen. Was den gelehrten Pöbel betrifft, der bey gegenwärtiger philosophischer Revolution nur durch Schreyen seine Freyheit, oder vielmehr seinen Sclavensinn beweiset; so schäme ich mich der gangbaren Maxime, eine Kantische Kokarde aufzustecken, um von ihm nicht laternisirt zu werden. Auf Kosten der Redlichkeit mag ich mich weder der politischen, noch der gelehrten Welt empfehlen.

Wirzburg
am 1ten Julius 1793.

Franz Berg,
Prof. der Kirchengeschichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erste Rede

über die Vorfrage:

Wer hat die Schuld unserer betrübten Lage? Ists die Aufklärung, welche die Staaten jetzt beunruhiget, und hat sie nicht schon vorher durch Herabsetzung der Religion, und Schwächung der Sittlichkeit den Grund dazu geleget?

Die hohen Priester und das Volk fingen bey Pilatus ihre Anklage wider Jesus damit an, daß sie sagten: er habe das Volk verführt, und abgehalten, dem Kaiser Zins zu geben Luk. 23, 2.

Fand je ein Prediger sich in Umständen, die seinen Muth hoben, und ihn zu dem besten Erfolge berechtigten; so scheint mir dieses Glück beschieden zu seyn. Ich habe die Ehre, die heiligen Wahrheiten der Religion einer der glänzendsten Versammlungen vorzutragen, die nicht etwa eine gewöhnliche Predigt zum Zwecke hat, sondern eine ganze Reihe derselben, bestimmt, Wahrheiten von der größten Erheblichkeit

im stärksten Lichte zu zeigen, durch ihren Zusammenhang sich zu verstärken, und unter dem Beystande des Gebethes, und der Begeisterung der Lieder auf einen Punct loszuschlagen, der kein geringerer ist, als eine gänzliche Umstimmung falscher Grundsätze, und böser Gesinnungen, die uns zeither auf Abwege gebracht hatten. Unmöglich kann man zwar den Gedanken unterdrücken, daß die Zuhörer, welchen diese Predigten zunächst bestimmt sind, zum Theil mit einem Gemüthe hieher kommen, das für die ernsten Belehrungen der Religion gar nicht gemacht zu seyn scheint, mit einem Gemüthe voll Leichtsinn, und Zerstreuung, und etwá in der Absicht, sich für ihre Zirkeln Stoff zur Unterhaltung und zur Satyre zu hohlen. Was hatten, könnte man sagen, was hatten dergleichen periodische Predigten für Wirkungen hervorgebracht? Herrschen nicht noch eben dieselben Fehler, wie sonst, eben die Eitelkeit, die Zerstreuung, die Laulichkeit bey allen Übungen der Religion? Kündiget nicht vielmehr der von Periode zu Periode schneidendere Ton dieser Predigten die Verschlimmerung der Sitten au? Und wie kannst du thöricht genug seyn, jetzt etwas Besseres zu erwarten? — Ich hoffe dennoch: die Zeit, die Zeit ist meine Hoffnung. Ich meine nicht diese dem gefühlvollen Christen so theuren Tage, da er die lehrreiche Geschichte des Todes Jesu beherziget: wie

könnte

könnte ich auf diese Tage rechnen, welche dieser Art Leuten nicht von großem Belange sind? Nein — ich rechne auf die Zeit der allgemeinen Drangsal und der Noth, die schwer auf unserm Vaterlande liegt; auf die Zeit eines Krieges, der einzig in seiner Art und so schrecklich folgenreich ist.

Zwar scheinen Kriegsunruhen zu Unterhaltungen mit Gott gar nicht bequem, und den sanften Empfindungen der Religion so wenig, als den Wissenschaften günstig zu seyn; allein, die Sache recht genommen, sind sie auch der Religion förderlicher, als es scheint. Sie setzen dem Alles überströmenden Leichtsinne einen Damm, zwingen den Menschen zur Mäßigkeit, zum reifern Nachdenken, zur Einkehre in sich selbst; heben den Geist hinauf zu dem größten Beherrscher der Weltbegebenheiten; und erwecken die erstorbenen Gefühle der Religion wieder. Wenn diese Anmerkung überhaupt etwas wahres hat; so ist sie jetzt am meisten gültig, wo die Geißel des Krieges nicht, wie sonst, hauptsächlich den Niedern im Volke trifft, sondern die Verheerung, die in der Nähe wüthet, alles erschüttert, und wie ein Erdbeben dem Strohdache und dem Pallaste den Umsturz droht.

Dazu kömmt noch, daß eben diese schreckliche, aber so lehrreiche Zeit der Gegenstand unserer dreytägigen Betrachtung seyn wird. Ich werde mich mit Beant-

wortung der Frage beschäftigen: Was fodern Religion und Klugheit von den höhern und aufgeklärtern Ständen bey den jetzigen kritischen Zeitläuften? Eine Frage, an die ich mich nie würde gewagt haben, wäre sie mir nicht von unserm Hochwürdigsten Bischofe selbst vorgelegt worden. Nie noch war die Neugierde so allgemein und so sehr rege, wie jetzt, auf den Lauf der Begebenheiten, die uns so nahe angehen. Predigten, die sich ganz damit abgeben, dürften also wohl die Neugierde ankörnen. Die Predigten, wie sie gemeiniglich sind, behandeln nur sehr allgemeine, und gleichsam oben abgeschöpfte Materien; und werden dadurch so flach, daß sie für denkende Köpfe alles Interesse verlieren. Moralische Vorschriften können unmöglich nützen, wenn sie nicht mit der Anwendung ins Besondere gehen; ohne jedoch sich gehässige Anspielungen zu erlauben. Gemächlichkeit und Politik der Prediger, welche diese saure und oft undankbare Arbeit gerne vermeiden, und die Eigenliebe der Zuhörer, die im Grunde nie geändert seyn wollen, haben der Kanzel diese engen Schranken gesetzt, wodurch es kommt, daß sie nicht mehr in's thätige Leben herüber kann. Die vorgelegte Materie durchbricht diese engen Schranken; sie betrifft unsere jetzigen Angelegenheiten; sie berührt die erheblichsten Puncte des politischen, religiösen und moralischen Interesse; zieht aus den

größten Weltbegebenheiten gerade das Lehrreichste für unsere Sittlichkeit hervor, nnd legt es nahe an unser Herz, das jetzt mehr als jemahls des Trostes sowohl als der Zurechtweisung bedarf. Ich mag also die Sache betrachten, wie ich will — die Menge und Bedeutenheit der Zuhörer, die Zeitumstände, den Inhalt der zu haltenden Reden, so ermuntert mich alles, und zeigt mir die vortheilhaftesten Wirkungen in der Nähe.

Allein diese einseitige Betrachtung täuscht mich nicht so sehr, daß ich es übersehen sollte, wie viel ich zu fürchten habe. Wenn je ein Prediger Gefahr lief, es mit seinen Zuhörern zu verderben, und den beabsichteten Nutzen zu vereiteln; so bin ichs. Wahr ist es, daß Predigten, die in besondere Lagen der Menschen eindringen, und auf die Bedürfnisse der Zeit Rücksicht nehmen, den größten Nutzen stiften; aber auch nicht minder wahr, und mir aus Erfahrung bekannt ist es, daß ein gewisser Wahrheitshaß, der in den meisten Herzen, obgleich unter allerley Masken, herumschleicht, die wohlthätige Hand, die auf den Grund des Übels dringt, zurückstößt. Was soll ich nun von der mir aufgegebenen Frage erwarten, die, auch bey einer mäßigen Auflösung, auf Dinge führt, welche den Stolz und den Eigennutz bey der empfindlichsten Seite packen? Wirklich bluten die Herzen so Vieler; und es kostet ihnen den schrecklichsten Zwang, den Schmerzen,

der

der sie foltert, mit einem heitern Gesichte der Schadenfreude zu verbergen. Wenn sie auch einem Freunde ihre Besorgnisse eröffnen; so erwarten sie den Balsam des Trostes. Und nun soll ich hinzutreten, die Binde öffentlich wegreißen, und Essig, obgleich mit Öl versetzt, in die Wunde gießen? Muß ich nicht erwarten, daß man über die Unart des Arztes klagt?

Muß ich nicht noch gar fürchten, daß man mich der Partheylichkeit anklagt? Unser Publicum ist, leider, in Partheyen zersplittert. Zwar sind es nur Meinungen, die uns bis hieher trennten. Aber Meinungen, die sich so stark reiben, und zum Theil in die Ausübung hinüber geführt werden, lassen uns nicht gleichgültig. Die Revolutionsepoche eines grossen Staates wird auch Revolutionsepoche in der Denkart der Menschen. Der Krieg der Meinungen wird, wenn je einer, mit wechselweiser Verbitterung geführt. Die Menschen überhaupt sondern sich in drey Classen. Da stehen höhere Stände, sey's durch Geburt, oder Staatsgeschäfte, oder Kirchenwürden, die sich in verschiedenen Stufen am Regenten anschließen, und eben darum in der Pracht, und der Cultur der Sinnlichkeit mit einander wetteifern. Dort sitzen Gelehrte, in stiller Geschäftigkeit, ihre Vernunft anzubauen, und die erworbenen Kenntnisse Andern mitzutheilen. In einer gewissen Entfernung von beyden, aber die Augen auf

bey-

beyde gekehrt, sehen wir den gemeinen und ungelehrten Haufen, worunter doch viele durch Reichthum, Verstand und Geschicklichkeit sich Ansehen und Einfluß verschaffen. Mißhelligkeiten zwischen diesen drey Ständen setzte es von jeher ab. Nur so laut wurden sie nicht, als jetzt. Zwischen durch giebt's eine Menge Mittelarten. Jeder nimmt sich nun heraus, Staatsverfassungen und Gesetze, nach seiner Denkweise und seinem Interesse zu entwerfen, Rang und Güter auszutheilen, oder auch das Alte beyzubehalten. Da durchkreuzen sich der Urtheile so viele, jenachdem ein Zufall die Schriften des Tages jemanden in die Hände spielte. Jugend, oder Alter, Zufriedenheit mit seinen Glücksumständen, oder Unzufriedenheit der Armuth oder einer Zurücksetzung wegen, und hämischer Neid auf Andere; Aufenthalt im Land oder in der Stadt, Gutmüthigkeit, oder brausende Hitze, die nur an Zerstörungen oder idealischen Welten sich ergötzt, Phlegma oder Auszeichnungslust und dergleichen entscheiden viel für die eine oder die andere Seite, und richten ein so wunderliches Gemisch von Meinungen über die Grundsätze der Staatsverfassungen an, daß mir schwindelt, wenn ich an das mir aufgetragene Vereinigungsgeschäft denke. Partheyisch darf und will ich weder seyn noch scheinen. Allein wie werde ich es angreifen? — Gebe ich den Antheil eines Jeden an der Schuld rich-

tig,

tig, unverfälscht, und nach meiner besten Überzeugung an; so werden Alle mir widersprechen. Einem Jeden wird das ihm zugemessene Theil zu groß scheinen; und er wird mich für partheyisch halten, weil er es ist. Der Gelehrte, der sich schmeichelt, mit der Wahrheit im vertrautesten Umgange zu leben, und der Weltmann, der sie kaum kennt, und nicht kennen will, werden sich mir gleich sehr widersetzen. Ein Ausweg der Politik ist freylich übrig, den jeder, ohne großen Aufwand von Verstande, finden kann. . . Ich darf nur die härtesten und gerade die streitigsten Puncte unterschlagen, und den Rest so gut umwickeln, daß man die Bitterkeit der Pille nicht spürt. Diese Predigten würden sich auch enden, und vielleicht mit dem Beyfalle, daß ich's fein getroffen hätte. . . Allein bey dieser Palliativcur würde das Übel nicht vom Grunde gehoben werden. Der denkende und ehrliche Mann würde meine niedern Griffe verdammen; und ich müßte sein Urtheil unterschreiben: und am Ende würden doch viele den Theil ihres Gegners zu gering, und mich wieder partheyisch finden. —

Ich bin überzeugt, daß ein Engel, oder die Wahrheit, wenn sie verkörpert hier auftreten würde, meinen Zuhörern, so lange keine Wunder dazwischen kämen, nicht Genüge thun könnten. Mir bleibt also nichts übrig, als mich an die Wahrheit zu halten,

so

so weit ich sie fassen kann, und dabey so viel Schonung zu brauchen, als mir die gute Sache abdringt.

Wenn ein Freund der Wahrheit mich im Stillen bedauert, und zwar meine Absicht billiget, aber an meiner Klugheit viel auszusetzen findet, daß ichs nur für möglich halten kann, unter solchen Umständen hier der Wahrheit Anhänger zu verschaffen, und Bekehrungen vorzunehmen: dem erkläre ich, daß, wenn ich auch nicht so glücklich seyn sollte, den Sieg der Wahrheit zu vollenden, ich ihr doch Vorschub, oder wenigstens Achtung zu verschaffen hoffe; und daß sich tausend und tausend Stimmen vereinigen müssen, und jeder, der öffentliche Lehrer, der Prediger, der Schriftsteller, der Freund in der Gesellschaft nach seiner Weise wirken müsse, um nach und nach ihr Gebiet zu erweitern, und eine öffentliche Meinung zu gründen, der am Ende Alles huldigen muß.

Hat aber ein kluger Mann eine Bedenklichkeit auf dem Herzen, daß man Materien, die gar nie hätten aufgeregt werden sollen, gar nicht durch den öffentlichen Vortrag im weitern Umlauf bringen sollte; dem gebe ich die Anmerkung zurück, daß gerade deßwegen, weil gewisse Dinge einmahl aufgeregt sind, und im Stillen so viel Verwirrung der Begriffe, und so viel Zwist der Gemüther anrichten, sie zur öffentlichen Sprache gebracht werden müssen, um sie zu prüfen,

zu

zu läutern, von ihrer Übertreibung zurückzubringen, ihnen die Larve herabzuziehen, ihnen die Miene der Wichtigkeit zu nehmen, die sie in ihren Schlupfwinkeln behaupten, und einen Versuch zu machen, ob sich nicht der ganze Streit leicht heben, und in die schönste Eintracht auflösen lasse. Es bleibt also dabey, unter Führung der Wahrheit, der ich unverbrüchliche Treue zuschwöre, und der Menschlichkeit, die mich nicht verlassen wird, das Geschäft der Vermittlung anzugreifen.

Um hier glücklich zu fahren, wird es also nöthig seyn, die Ursachen des Zwistes und des Unheils, worüber man seufzet, bis auf die letzte Quelle zu verfolgen, und zu sehen, wer denn eigentlich die Schuld an so vielen Übeln hat, die das Ende des achtzehnten Jahrhunderts so entsetzlich machen.

Nirgends zeigt sich der Mensch geschäftiger, als im Leiden, um die Ursache desselben außer sich zu finden, und jemanden die Schuld zu geben; damit der Gedanke, selbst Urheber seiner Leiden gewesen zu seyn, seine Schmerzen nicht um die Hälfte vergrößere. Nichts ist erbärmlicher, als die Fehlschlüsse, die er hier macht.

Die hohen Stände, die Gelehrten, und das Volk sind die streitenden Theile, von denen einer dem andern die Schuld von der Unruhe und Zerrüttung gibt,

wel-

welche dermahlen die bürgerliche Gesellschaft untergräbt, oder bedroht. Der Gelehrte klagt oft die höhern Stände an, durch despotische Bedrückung und Ausschweifungen jeder Art die Völker in Gährung gebracht zu haben. Die Vornehmen beschuldigen hingegen jenen, dem Volke zu viel Licht gegeben, und durch Aufklärereyen es dagegen empfindlich gemacht zu haben. Sonst, ob es gleich an Zwist nie fehlte, herrschte doch noch einiges Einverständniß unter beyden. Seit aber die Gelehrten eines großen Staates sich auf die Seite des Volks schlugen, und die höhern Stände sowohl als den Thron, den diese umgaben, stürzten; seit in einer benachbarten deutschen Provinz etliche Männer vom gelehrten Stande sich als Missionäre der Pariser Propaganda brauchen lassen, hat sichs ganz geändert. In unsern Gegenden scheinen die höhern Stände sich an's Volk, wider den Gelehrten, anschliessen zu wollen. Zum Theil hat es ihnen geglückt. Auf ihr Wort, und durch die Vorspiegelungen und Aufhetzungen gewisser ehrwürdigen Demagogen sieht ein guter Theil des Volkes die Gelehrten als Urheber alles Aufruhrs und Unfriedens an.

Liegt mir's nun ob sie zu bessern, und die Eintracht herzustellen, so muß ich vor allem darauf sehen, daß sie die Schuld nicht da suchen, wo sie nicht liegt. Eine Begebenheit aus der Leidensgeschichte Jesu, worauf

mein

mein Vorspruch zielte, mag ihnen die Nothwendigkeit zeigen, hier mißtrauisch zu seyn. Jesus, der große Lehrer der Tugend und Religion, oder, wie ihn das Evangelium nennt, das Licht der Welt, oder nach einem neuern Ausdrucke, wovon ich aber alles Gehässige wegzudenken bitte, der Aufklärer seines, und aller künftigen Jahrhunderte, hatte den Wahrheiten, die er lehrte, den Weg unter das Volk gebahnt. Alles Volk lief ihm nach. Er predigte ihm nicht etwa nur gewisse Lehrsätze zum Glauben, die er mit Wundern unterstützte, sondern er suchte ihm die gemeinnützlichen Religionswahrheiten z. B. die Vorsehung Gottes sinnlich begreiflich zu machen, und zu beweisen. Allein mit den Großen Judäens verdarb er alles. Der hohe Rath und die Priesterschaft fanden ihre Rechnung gar nicht bey den Bemühungen Jesu, dem Volke die Augen über Religion und Aberglauben, und das wahre Interesse der Menschen zu eröffnen; wodurch ihr Ansehen und Eigennutz sehr in's Gedränge kamen. Demüthigte er gar ihren Stolz auf ihre Herkunft von Abraham, vermöge welcher sie sich als Erben seiner Verdienste ansahen; sagte er ihnen: Seyd ihr Kinder, Nachkommen Abrahams; so thut Abrahams Werke — Größe und Verdienst richten sich nicht nach Nahmen, sondern nach dem innern Werthe; so war das Alles um so weniger geschickt, sie ihm zu Freunden zu machen, je

mehr

mehr es ein Ausspruch des gesunden Menschenverstandes war. Diese Unternehmungen foderten von so unedlen Seelen Rache. Jesus sollte gemordet werden. Die Beschuldigung des Aufruhrs dünkte ihnen hiezu der bequemste Weg zu seyn. Der Character eines Messias, den Jesus trug, und womit die Juden das Vorurtheil eines Königs und Eroberers verbanden, gab hiezu den schönsten Vorwand ab. Nachdem sie das Volk zu Jerusalem auf ihre Seite gezogen hatten, brachten sie die Anklage wider Jesus bey dem kaiserlichen Statthalter Judäens, Pilatus an: sie hätten gefunden, daß Jesus das Volk verführt, und gar abgehalten habe, dem Kaiser Zins zu entrichten. Eine abscheuliche Verläumdung, ob sie gleich nachher in dreyen Sprachen beurkundet am Kreuze hing! Denn I. hatte die Lehre Jesu gar nichts mit den Angelegenheiten des Staats zu thun; vielmehr ging sie dahin, Ruhe und Ordnung zu erhalten: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist! sagte er; und suchte nichts als Besserung der Menschen. II. Seine Erzfeinde und Verläumder — die Priester, die Pharisäer, das Volk hegten bey ihrem Aberglauben und ihren Lastern aufrührische Gesinnungen; jeder Anführer war ihnen willkommen; und sie sahen mit der heißesten Begierde einem Könige entgegen, der sie den Händen der Römer entreißen würde. III. Man

sieht

sieht daraus, daß, wenn Jesus ihren verderbten Neigungen nachgegeben, sich nach ihren Wünschen und Hoffnungen gerichtet, und Anstalten getroffen hätte, die römische Herrschaft zu zerstören; die Ankläger desselben die ersten würden gewesen seyn, die zu ihm gehalten hätten.

Man braucht heut zu Tage nicht viel zu horchen, um dergleichen Beschuldigungen, die von Munde zu Munde laufen, zu hören. Große, und ein Theil des Volkes, durch gewisse Sprecher geleitet, verfallen immer mehr auf die Sprache, die sie wider einen Theil des gelehrten Standes führen — er verführt das Volk — er verbeut dem Kaiser Zins zu geben — das heißt — er habe die Gemüther des Volkes zur Unzufriedenheit verleitet, und Grundsätze, welche der Ruhe der Staaten gefährlich sind, unter dasselbe gebracht; auch habe er auf eine entfernte Weise die Gemüther schon lange darauf vorbereitet, durch Herabsetzung der Religion und Schwächung der Sittlichkeit. Die Absicht des Schreyens geht dahin, alle Aufklärung gehässig zu machen, und die Behauptung durchzusetzen, daß den Aufklärern Ziel und Maß gesteckt werden müsse.

Harte Vorwürfe, die einer Untersuchung um so mehr werth sind, weil sich ohne sie nicht weiter kommen läßt! Ich widerspreche ihnen, diesen niedern und

hämi-

hämischen Behauptungen hier öffentlich, und stelle denselben drey Sätze entgegen, die ich Sie wohl zu überlegen bitte. I. Die Aufklärung an und für sich kann diese Vorwürfe gar nicht verdienen; denn vermöge ihrer Natur sichert sie die bürgerliche Ruhe, und hält Religion und Sitten rein. II. Die höhern Stände und das Volk, in so ferne sie Aufklärung ausschliessen, beunruhigen den Staat, und verderben Religion und Sitten. III. Wenn Aufklärung sich solche Vorwürfe je zu Schulden kommen läßt, so geschieht es nur in so weit, als sie der Sinnlichkeit der höhern Stände schmeichelt, und ihren Leidenschaften das Wort redet. Alles, wie dort bey den Juden. Eine feyerliche Bitte wage ich hier an meine verehrtesten Zuhörer, die Sie mir hoffentlich nicht abschlagen werden — alles Urtheil über mich zurückzuhalten, bis Sie mich die drey folgenden Tage durch ganz gehört haben, und heute mich nicht mit einem Vorurtheile zu hören, das ich eben bestreiten will.

I.

Schrecklich tönt das Wort Aufklärung gewissen frommen Ohren. — Man kann sich nicht enthalten, es mit Freydenkerey, Ketzerey, Verwerfung alles auch noch so gegründeten und ehrwürdigen Ansehens zu vermengen. Kurz, der Streit des Glaubens wider die

Ver-

Vernunft, der im Anbeginn des Christenthums schon des Redens so viel machte, beginnt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder besonders rege zu werden.

Um hier mit Ordnung zu Werke zu gehen, dürfte es wohl gut seyn, die Vernunft in ihrer ganz allgemeinen Bedeutung, oder in Beziehung auf die menschliche Schwäche, oder in Beziehung auf ihre Schwäche bey gewissen Gattungen der Menschen zu betrachten. Überall wird sich's ergeben, daß die Aufklärung der Vernunft die Beschuldigungen, die man ihr macht, nicht verdiene; oder doch, daß man keines Weges zu dem harten Verfahren gegen sie, worauf man stimmet, berechtiget sey.

Aufklärung, recht verstanden, und nicht mit schiefen Vorstellungen vermengt, ist an allen den Gräulen, die man damit verknüpft, unschuldig. Denn sie ist weder mehr noch weniger, als das Bestreben, den Verstand zu verbessern, oder ihn mit mehrern Kenntnissen zu bereichern, und seine Irrthümer zu berichtigen; die Fehlschlüsse der Vernunft zu heben, und überhaupt in unser Wissen mehr Zusammenhang zu bringen — oder mit einem Worte — unsern Kenntnissen größern Umfang, größere Deutlichkeit und mehr Zusammenhang zu geben. — Diese innere Vervollkommnung ist Aufruf der vernünftigen Natur, und die erste Pflicht, die wir uns schuldig sind. Keine heilige und ehrwürdige

Wahr-

Wahrheit, woran der Menschheit liegt, und von der die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, der Tugend und Religion abhängt, kann darunter leiden, eben, weil sie, wie wir setzen, Wahrheit ist. Je mehr wir unsern denkenden Geist ausbilden, desto mehr gewinnt das ganze Reich der Wahrheit, und das aufgesammelte Licht hebt alles aus dem Dunkel und der Verworrenheit hervor. Mit der Vernunft fasse ich die ersten Grundsätze der Sittenlehre, den Grund des Staatsrechts; ich steige zur Überzeugung von der Religion hinauf. Je mehr ich mich in die Betrachtung der Natur verliere, desto mehr wächst Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen den großen Urheber der Natur. Die geoffenbarte Religion gewinnt durch Entdeckung jener Geschichtswahrheiten, worauf sie beruht. Ein gut geordneter Verstand nimmt sich's gar nicht heraus, Geheimnisse zu erkennen, die außer dem Kreise aller Erkenntniß liegen. Gleichwohl hört man nicht auf, bey der unglücklichen Umwälzung des französischen Staates, bey der Zerstörung alter, wohlhergebrachter Rechte und Würden, die Aufklärung oder den Gebrauch der Vernunft zu lästern, und schämt sich der Widersprüche mit sich selbst gar nicht, in die man dadurch unvermeidlich gezogen wird. Wie? Die Störung alter Rechte hält man für eine Verletzung der Menschheit, und die Vernunft, die Urquelle aller

Rechte, ohne die man sich nicht einmahl einen Begriff des Rechtes machen kann, will man verstopfen und verschütten? Wer die Aufklärung beschränken will, aus Furcht, durch sie gewisse Wahrheiten zu verlieren, weiß gar nicht, was er will; oder er verräth ein Mißtrauen auf eben die Wahrheiten, für welche er eifert; oder er ist ein Heuchler.

Um es Sich begreiflich zu machen, sagen Sie mir: Wäre es nicht Thorheit, noch viel fragen wollen, ob wir auf Gesundheit bedacht seyn sollen? Sie sehen mich mit Verwunderung an! Ist denn Aufgeklärt seyn nicht die Gesundheit der Seele, oder der beste Zustand aller Fähigkeiten und Verrichtungen derselben? Wem kam es wohl je zu Sinnen, die körperliche Gesundheit zu lästern, weil ein Überfluß derselben den Menschen zu Ausschweifungen verleiten kann? So gut sich Gesundheit mit den Pflichten des Bürgers, Menschen und der Religion verträgt; so wenig thut Aufklärung den Wahrheiten, die sich auf Gesellschaft, oder Sitten, oder Religion beziehen, Eintrag.

Wenn die Feinde der Aufklärung gegen dieselbe noch mit einigem Schein von Aufklärung kämpfen wollen; so müssen sie sagen: Es sey die Rede gar nicht von dem Verstande und der Vernunft, im Zustande der Vollkommenheit und Gesundheit; sondern im Stande der Unvollkommenheit, der Schwäche und Verirrun-

gen,

gen, worin sie sich wirklich bey Menschen befinden. Wenn nun die Gesundheit, besonders eine schwächliche, der Diät bedürfe; so müsse auch die Vernunft gewissen Einschränkungen, die sie vor Verirrungen sichern, unterworfen werden. .. Ich gebe es zu. — Allein was die Diätetik für die körperliche Gesundheit; das ist die Vernunftlehre, das sind gewisse Theile der Philosophie überhaupt für den menschlichen Geist. Sie mäßigen die stolzen Ansprüche, und sichern desselben Schritte. Man braucht sich also hierüber keine neue Angelegenheit zu machen. Vielmehr überlege man, daß, gleichwie die Diätetik nur Erhaltung und Beförderung der Gesundheit bezweckt, so Diätetik der Vernunft wieder nur Aufklärung zum Zwecke habe.

Reden wir immerhin von der Vernunft, wie sie uns Menschen gegeben ist! Sie nimmt ihren Lauf durch tausend Verirrungen und Krümmungen, um sich allmählich fortzuschieben; und fodert die vereinigten Bemühungen aller Köpfe, und mehrerer Jahrhunderte, um etwas zu Stande zu bringen. Die Wahrheit ist ein Schatz, der nur durch angestrengte Bemühungen, und durch allerley Versuche, die oft fehlschlagen, gefunden werden kann. Die Gegenstände müssen von tausend und tausend Augen und allen möglichen Standpuncten angesehen werden, um das Gemählde ganz aufzunehmen. Die Irrthümer selbst sind oft die nütz-

lichsten Veranlassungen, Wahrheit zu finden. Dieß sind die Gesetze der menschlichen Vernunft. Selbst ihre Schranken, weit gefehlt, daß sie euch berechtigen sollten, sie zu unterdrücken, oder noch mehr zu beschränken, fodern Schonung und Unterstützung. Hieher paßt der Spruch ganz vortrefflich, den Jesus dem klugen Hausvater in den Mund legte. Laßt — sagte dieser dem eilfertigen Knechte, der den Waizenacker vom Unkraute reinigen wollte — Laßt beydes zusammen wachsen bis zur Ernte, daß ihr ja den Waizen nicht mit ausreißet! Die Rede ist zwar hier von der Vermischung guter und böser Menschen; allein diese Maxim gilt für jede Vermischung des Guten und Bösen, die durch Naturanstalten so zusammenhängen, daß sie sich nicht ohne Schaden trennen lassen. Ich habe so viel Vertrauen zu dem richtigen Verstande meiner Zuhörer, daß sie dieß von selbst einsehen.

Die Verwüstung, die der Bauernkrieg im sechszehnten Jahrhunderte an den Gütern und Rechten des Adels und der Geistlichkeit anrichtete, hatte viel ähnliches mit der jetzigen; nur, daß diese mit Zerstörung der Religion verbunden ist; jene aber ihre Grundsätze aus der Bibel borgte. Hätte damahl ein Edler, wie der Epicurer Lucrez, ausrufen wollen: Weg mit Religion! wo ist ein Übel in der Welt, das nicht von ihr kommt? — wie übereilt dünkte Ihnen dieser Schluß;

zu-

zumahl jetzt, da man der Religion eben so viel näher rücken will, je mehr man sich von der Vernunft entfernt? Lasset den Waizen samt dem Unkraut wachsen, daß ihr nicht eines mit dem andern ausreißet! Die Religion, eben weil sie nicht unter Menschen zu Hause ist, wird immer etwas von Unreinigkeit annehmen — warum läßt man der armen Vernunft nicht eben dieß Recht angedeihen?

Wenn uns nun die sclavische Zunft besoldeter Schriftstellerlinge in einer nahe gelegenen Stadt das ewig eintönige Lied der Freyheit singt; wenn sie nichts wissen, als alle Gräule und Schändlichkeiten, welche Fürsten je begangen haben, oder noch begehen können, ängstig zusammenzulesen, und mit einander wetteifern, wer das abscheulichste Gemählde zusammensetzen kann; und dann geschwinde den Schluß aus den Wolken heraus greifen: Sehet, meine lieben Bürger! alle Fürstengewalt taugt nichts! — wer ärgert sich nicht über so übereilte und nachgebethete Schlüsse? Wem fällt hier nicht der Waizenacker mit dem Unkraut ein?

Wie viel Arges hat man nicht schon der Verfeinerung der Sinnlichkeit, oder dem Luxus nachgesagt; selbst beym Verfalle der französischen Monarchie nachgesagt? Und doch sehe ich nicht, daß man nur Anstalten gemacht hätte, hier einen Schritt zurück zu thun. Wer wird in Kleidern, Geräthschaften, Wohnung,

Köst-

Köstlichkeit der Tafel, und aller Art von Vergnügen weniger dem Geschmack und dem Eigensinne der Mode opfern? — Ich werde doch nicht in die Barbarey zurück sollen, weil der Luxus oft den guten Sitten schadet, sagt man; und hat er denn nicht auch seine guten Wirkungen? und wie läßt sich dem Übel steuern, ohne der menschlichen Natur Gewalt anzuthun? Hier versteht man sich ganz darauf, daß das Unkraut und der Waizen neben einander bleiben müssen, um nicht alles zu verderben. Wenn man nun so gelinde über die Cultur der Sinnlichkeit urtheilt; warum macht man so scharfe Schlüsse wider die Cultur der Vernunft?

Noch sonderbarer ist es, daß, da die so gehässige Vervollkommnung unserer denkenden Natur auch die Verfeinerung der Sinnlichkeit bewirkt, die Feinde der Aufklärung zwar die Vernunft, wenn diese ihrer eigenen Natur in der Bestimmung des Menschen nachstrebt, tadeln, aber doch immerhin zum Behuf der Sinne, der Gemächlichkeit, des Nutzens aufgeklärt seyn wollen. Sie wünschen sich Aufklärung in den für's Leben nützlichen Wissenschaften, in der Chymie, Mathematik, Baukunst, in der Taktik, um feindliche oder räuberische Heere zu schlagen... nur im Heiligthume der in sich selbst gekehrten Vernunft soll ewige Dunkelheit herrschen! Über Pflichten und Rechte soll

keine Untersuchung angestellt werden! Und doch auch hier widerspricht man sich noch. Als der schreibsüchtige Haufe der Clubisten sich nicht schämte, französische Metaphysik über Natur und Gesellschaftsrecht nachzuplaudern, und alles rings um sich mit Koth besprützte; wie bänglich sah man sich um Schutzreden um? Hier traf sich's also, daß man Aufklärung über Menschenrecht wünschte, in so ferne sie dem Schutzredner nöthig gewesen wäre; aber außer dem nicht weiter.

Nicht doch! höre ich Sie einwenden, wir sind der Aufklärung überhaupt gar nicht feind; nur wünschten wir eine Behutsamkeit in der Mittheilung der Erkenntnisse. Nicht Alles taugt für Alle. — Ganz recht! in diesem Sinne bin ich mit einverstanden. Es gibt Köpfe, die entweder aus Mangel der Zeit, oder der Vorkenntnisse, oder innerer Schwäche gar nicht gemacht sind, gewisse Begriffe rein zu fassen, und ohne Verwirrung anderer Wahrheiten, speculativer oder praktischer, in ihr Gedankensystem aufzunehmen. Männer von Talent und geprüfter Rechtschaffenheit sollten hier ihre Perlen nicht so leichtsinnig unreinen Thieren hinwerfen. Besser eine Lücke in Begriffen, als Irrthümer und Verwirrungen der Begriffe, besonders im praktischen Leben. Die Sucht gewisser Köpfe, mit ihrer Fackel überall zu leuchten, sollten sie auch Mordbrenner des menschlichen Geschlechtes werden,

ver-

verdient den lebhaftesten Unwillen. Aufklärereyen — so möchte ich's zum Unterschiede nennen — hasse ich so gut, als ich Empfindeleyen verachte. Wer richtig und edel denkt, ahmt der Sonne nach, die mit allmählich wachsendem Lichte unserm Auge so wohl thut.

Unterdessen, so wahr und schön uns das klingen mag, so schwer ist die Ausübung. Es lassen sich hier keine allgemeine Gesetze abstecken. Und, was auch geleistet werden will, das kann eben nur wahrhaft aufgeklärte Vernunft angeben. Sie ist sich Arzt in ihren Krankheiten, Führerinn in ihren Verirrungen, und zeichnet sich auch die Gränzen ihrer Mittheilung nach bestimmten Fällen. Sie unterscheidet Stände von Ständen, Geschlecht vom Geschlechte, Jugend vom reifern Alter, Kopf vom Kopf; und vergißt es nie, daß unter Großen und Gelehrten viele sind, die zum Volke gehören. Sie ist es auch wieder, die, bey der Einschränkung ihrer Mittheilung, die Gründe nicht vom Eigennutze borgt, und eine selbstsüchtige Verfinsterung sich zum Zwecke macht, sondern nur hie und da Schatten läßt, um das Licht des ganzen Gemähldes zu heben.

Nicht jeder, der hier von Behutsamkeit spricht, ist auf dem rechten Wege. Gleichwie es Leute gibt, die Alles reformiren zu müssen glauben, und für jede Sache einen Plan in der Tasche haben; so sehen wir

wie-

wieder andere, die auf jeden Verbesserungsvorschlag eine Bedenklichkeit wissen; kalte, und oft selbstsüchtige Leute, denen nicht, wie bey einem guten Lehrer, Zurückhaltung der Wahrheit das Mittel ist, den noch Schwachen und Unmündigen desto leichter zur Weisheit und Tugend zu erziehen, sondern Zweck, um alle Welt, außer sich, in ewiger Vormundschaft zu erhalten. Nicht Väter, geizige und eigennützige Vormünder der Menschen sind sie. Man sage ihnen, was man will; ein mitleidig verächtliches Achselzucken, oder ein großes Compliment über den an sich guten Anschlag, dem sie jederzeit ein bedeutendes Aber folgen lassen, ist Alles, was ihr von ihnen erhalten könnet. Ihr ganzer Gesichtskreis ist oft nur auf die Besorgniß eingeschränkt, den Beyfall des großen und kleinen Haufens zu verlieren. Selbst die Verschreytheit der Aufklärung, zum Theil ihr Werk, wird ihnen ein Grund mehr, Alles im Dunkeln zu erhalten. Gewiß, mancher dieses Schlages, wäre er im Sanhedrin zu Jerusalem, oder im Rathe des Nero gewesen, hätte die erste Stimme wider die Freyheit, Neuerung, und Aufklärung des Christenthums gegeben!

So fein diese Leute handeln wollen, so unüberlegt ist doch der Plan. Die manchmahl selbst unglaubige Politik, die das Licht hemmt, trägt oft eine sehr durchsichtige Larve; und was sie sehr von der Aufklärung

fürchten, das erzeugen sie durch die Unwissenheit, deren Patronen sie sind — Verfall der Religion, der Sitten, und bürgerlichen Ruhe.

II.

Sey's auch, daß eine gewisse Art der Aufklärung dem Unglauben günstig ist; leidet denn die Religion nicht auch durch Aberglauben, der unter gewissen Umständen den Unglauben hervorbringt? Zum Beweise dienen die Juden, unter denen es auch zur Zeit der Unaufklärung an Religionsspöttern, über welche die Psalmen und das Buch der Sprüchwörter so oft klagen, nie fehlte. Und wenn dieß letzte nicht immer, oder so häufig sich einstellt; hat denn ein Land Religion, wenn der Einfluß derselben auf die Sittlichkeit, zu deren Behuf wir sie brauchen, durch Aberglauben gehemmt ist? Ein Blick auf Judenland wird Sie von allem dem überführen. Wie tief es im Aberglauben, und in der Unsittlichkeit lag, bezeugt jedes Blatt des Evangeliums. Doch ein Blick auf das, was wir täglich sehen, wird Ihnen vielleicht noch bessere Dienste thun. Sieht man nicht oft Leute, die bey allem Eifer für Religion, die ihnen aber nichts ist, als eine gewisse Summe von Glaubensartikeln und Äußerlichkeiten, die sie nachsagen, oder verrichten, um sich die Gewogenheit, und für ihre Sünden die Gnade des

Him-

Himmels zu erwerben, abscheuliche Sitten haben; wie es denn auch nicht anders seyn kann, wenn die Religion nur gebraucht wird, sich mit dem Himmel abzufinden; und also, statt die Sitten zu bessern, ein Mittel abgeben muß, sie zu verderben; Leute, die mit der Folgsamkeit eines Lammes an der Hand eines Priesters einhergehen, oder wie ein Täubchen, mit gesenktem Haupte, an den Altären girren, und sobald sie ihren Fuß aus der Kirche setzen, mit Tiegerwuth alles zerreißen, was ihnen in den Weg tritt; um sich etwa für den Zwang, den sie sich's einsweilen kosten ließen, zu entschädigen: Leute, die unverträglich mit Jedem, den Frieden Anderer mit Wehmuth sehen; deren beobachtendes Auge lauert; deren Zunge rastlos geschäftig ist, um alles zu begeifern, und zu verwirren; die außer Athem kommen, um Fremde, die ihnen die Ehre ihres Besuches erzeigen, mit Gefälligkeiten zu überschütten; und welche die niedern Personen, die in einer Abhängigkeit von ihnen leben, am langsamen Feuer ihrer Empfindlichkeit oder ihres Geizes quälen, wodurch sie alle Welt an sich irre machen: Leute, die gegen einen Aufgeklärten, dessen Glaube und Sitten ihnen ein Stein des Anstosses sind, so absiechen, wie ihre Brüder, die Pharisäer, gegen Pilatus, der, in der Leidensgeschichte, wie ein Heiliger unter jenen andächtigen Ungeheuern da stand.

Der-

Dergleichen Züge treffen Sie oft nicht nur bey'm Volke, sondern auch bey höhern Ständen an, in so ferne sie Ausbildung ihres Geistes von sich weghalten. Unter diesen gibt es oftmahls die sonderbarsten Zusammensetzungen. Ohne hiebey zu weilen, frage ich nur, ob denn dieß Religion sey? Im Briefe Jacobs wird es geradehin geläugnet. Reine Religion, heißt es da, besteht im Wohlthun.

Doch ich weiß es, daß gewisse Gönner der Dummheit auf diese Betrachtungen gar nicht sehen. Was kümmert sie reiner Glaube, die Seele veredelndes Christenthum, Sittenbesserung, Menschenglück; sie, die erst seit dem Umsturze der Bastille Religion heucheln? Eben der Aberglaube ist's, was sie wollen. Sie sehen ihn für eine Blindheit des Geistes an, die sich mit allem vorlieb nimmt; und für eine Anhänglichkeit an das Leitseil des Herkommens. Alte Güter, Rechte, Privilegien sind gesichert; und was brauchen sie Sittlichket? Gehorsam, alles duldender Gehorsam ist die Hauptpflicht.

Elende, die ihr der Religion Ehre genug zu geben glaubt, wenn ihr sie zur Kette von Sclaven macht, ihr mißkennet euern Vortheil! Der Aberglaube gründet so wenig Bürgertugend, als Tugend überhaupt. Er tritt jede Pflicht mit Füssen; warum sollte er denn in Ansehung der Treue, die man der Obrigkeit schul-

dig ist, eine Ausnahme machen? Gelegenheit, sie zu brechen, und einen Reiz dazu, mehr braucht's nicht, um alle Ordnung der Gesellschaft umzukehren.

Der Grund, worauf man so geradehin behauptet, die Aufklärung zerstöre die gesellschaftliche Ordnung, der Aberglaube hingegen halte sie zusammen, liegt in der großen Begebenheit Frankreichs, das sein Unheil aus der allgemeinen Aufklärung und dem daraus entstandenen Unglauben gezogen haben soll. Wenn es Ihnen beliebt, sich auf Thatsachen zu berufen; so muß ich Sie bitten, den Kreis der Begebenheiten, um einen Vergleich machen zu können, weiter auszudehnen, und die angeführte Begebenheit selbst genauer in's Auge zu fassen. Blicken Sie auf die vergangenen Zeiten zurück, in die Jahrhunderte des Aberglaubens und der Unwissenheit! Die Geschichte stellt Ihnen fast eine fortwährende Empörung dar, Empörung des ganzen Volkes oder doch der Bürger wider Adel, Geistlichkeit und Fürsten, Empörung des Adels wider Fürsten, der Fürsten wider Kaiser und Könige. Man klagt, daß die Atheisten zu Paris die Kirchengüter raubten; aber was sagen Sie denn dazu, daß die alten Ritter und Herzoge den Geistlichen die Güter wieder nahmen, die ihnen ihre frommen Väter gegeben hatten? Die unmenschliche Behandlung Ludwigs XVI erregt allgemeines Mitleiden; aber wer

zuckte den Dolch wider Heinrich III und IV in Frankreich? — Ich lege mir hier den Finger auf den Mund. Wer — um Sie auf ganz nahe liegende Begebenheiten aufmerksam zu machen — wer hat die Schuld, daß die den Türken entrissenen Provinzen, der Preis so vielen Blutes und Geldes, zurückgegeben werden mußten? Wer hat die Niederlande zum Aufruhr verleitet? Wer mißbrauchte dazu die Ehrfurcht der Religion, das Ansehen der Kirche? Wer machte es den Frankreichern möglich, von dieser Seite her mit so gutem Erfolge zu fechten? Wer lieferte das Ansehen der Stände, und die Güter der Kirche den Franzosen in die Hände? Wer? — Lassen Sie mich schweigen! Kurz, die Aufklärung that's nicht. Wer aber denn? Jene Stände, die seit einer gewissen Zeit — etwa Josephs II und dann noch sichtbarer seit der französischen Revolution, obgleich der eine Theil den andern vorher verachtete, Freunde werden, und sich wider einen Dritten vereinigen, wie Pilatus und Herodes wider den Lehrer der Menschen Jesus, diese mögen sich selbst die Antwort geben. Der Einsichtige versteht mich. Mögen Andere die Kanzel zum Theater, und zum Pasquin machen; ich erlaube mir so was nicht.

Aber Frankreich, Frankreich fiel doch seiner Aufklärung wegen! Wäre Frankreich wahrhaft aufgeklärt gewesen, es würde sein Revolution entweder nie an-

gefan-

gefangen, oder besser ausgeführt haben. Atheismus ist nicht Aufklärung. Rousseau's Metaphysik über Staatsrecht, überall geprediget und nachgesprochen, ist nicht Aufklärung. Einzelne große Schrifsteller, die noch zum Vorschein kommen, wenn die Nation schon sinkt, wie ein Tacitus unter den Römern, beweisen nichts für die Nation im Ganzen. Auch auf die Bildung des Volks, und der Geistlichkeit, welche das Volk erziehet, kommt sehr viel an. Der äußerliche Anstand ist noch nicht Bildung des Volks. Der französische Landmann war an guten Grundsätzen weit hinter unsern Bauern. Die elende, und alles niederdrückende Regierung der französischen Könige, wovon der unglückliche Ludwig XVI noch eine Ausnahme war, oder vielmehr die Haushaltung der Großen in Frankreich erschöpfte das Land so sehr, daß Schulen eingingen, woher es kam, daß bey 20,000 Municipalitätsbeamte nicht einmahl schreiben und Geschriebenes lesen konnten. Unter den Bischöfen gab's keine Fenelons, keine Bossuets mehr. Die Bildung ihrer Seminarien war meistens eine ihrer letzten Sorgen. Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie die Lehrstühle gewissen Miethlingen überließen, und die Einkünfte ihrer Kirchen zu Paris verzehrten. So verfiel Klerisey und Volk. Selbst die Gräulthaten, vor welchen die Menschheit ihr Angesicht verhüllt, und der Kanibalen

len-Leichtsinn, mit dem sie Blut wie Wasser ausschütten, zeigt den Verfall des Volks im Ganzen. Ein gebildetes Volk unterscheidet sich durch sanfte Sitten, und gute Grundsätze.

Wie? werden Sie denken, die Aufklärung hätte keinen Theil an Frankreichs Unglück gehabt! Ist's nicht bekannt, daß die Schriftsteller, die Redner das Volk in Bewegung brachten, und die Grundsätze der neuen Gesetzgebung ausbreiteten, und Plane schmiedeten? — Nur zu wahr! und weil Sie das Wort haben wollen, die Aufklärung hat die Schuld mit! — aber, was ich wohl zu fassen bitte, eine gewisse Art der Aufklärung, die allerdings den Bannfluch der Menschheit verdient; die Aufklärung, die sich herabläßt, der Sinnlichkeit der Großen zu schmeicheln, und ihren Leidenschaften das Wort zu reden.

III.

Nur in so ferne, als die ernste Weisheit an die Höfe schleicht, nach dem Beyfall der Großen haschet, und Bundesgenossinn derselben wird; nimmt sie einen Character an, der die sittliche Würde der menschlichen Natur schändet, die Religion auf eine niedrige Art behandelt, und die bürgerliche Ruhe beeinträchtiget. Ich läugne nicht, daß ein Philosoph in seiner Studierstube durch bloßes Interesse der Speculation

auf

auf die anstößigsten Sätze, oder auf Zweifelsucht gerathen kann, und oft wirklich geräth. Allein die große Welt nimmt daran wenig Antheil. Selbst die philosophischen Schriften schrecken durch die scharfe Entwicklung und Feinheit der Begriffe, durch die Verkettung der Sätze, und oftmahls durch die Dunkelheit des Ausdruckes, und ihre Länge, den schwächern Leser zurück. Spinoza machte nicht viele Atheisten; Hume nicht viele Skeptiker. Allein es findet sich bald eine Menge dienstfertiger schöner Geister, die mehr mit Fassungs- und Darstellungskraft von der Natur ausgerüstet, als mit philosophischem Tiefblicke, die Arbeiten jener Männer in Portionen zerstücken, und in ihren Schriftchen auftischen; und, um den Gaumen hoher Leser zu kitzeln, oder die geistige Verdauung zu befördern, dem Ganzen durch blendenden Witz, durch ungezwungene Darlegung, durch dichterische Einkleidung, oder eine Menge Anekdoten, eine gefällige Gestalt geben, daß sie in der großen Welt, die doch auch die Eitelkeit hat, ohne Mühe weise zu scheinen, Eingang finden. Und dann sehen wir Vornehme, denen es an Zeit zum Lesen gebricht, plötzlich in Philosophen verwandelt, und Philosophinnen am Putztische hervorgeschossen.

Der Ehrgeiz jener Mitteldinger von Philosoph und Dichter, in der großen Welt sich geltend zu ma-

chen, und die Eitelkeit der Großen, Leuten von Einsicht sich von Seite ihres Kopfes zu empfehlen, sind nicht die einzigen Ursachen dieses Bündnisses. Das Bedürfniß, das Gewissen zu ersticken, und sich über alle beunruhigende Furcht hinauszusetzen, tritt vollends hinzu, und vollendet die Freundschaft beyder Theile. Doch davon bey einer schicklichern Gelegenheit!

Jetzt ist es mir nur darum zu thun, es als Thatsache aufzustellen, daß die Philosophie und Gelehrsamkeit die verführerische Gestalt, welche, unter dem Schimpfnahmen der Freygeisterey schon lange bekannt, in unsern Tagen als Ruhestörerinn angegeben wird, hauptsächlich der Großen wegen erhalten haben. Man denke doch an die Geschichte der Höfe Carls des zweyten in England, und Ludwigs XIV in Frankreich! Waren nicht dort die Rochester, die Hobbes die Lieblinge des Hofes, und der großen Welt? Wurden nicht da Freydenker vom gemeinsten Schlage mit Ehre aufgenommen? Man erinnere sich doch, daß Voltaire der Philosoph der Höfe und der Abgott der grossen Welt war; daß die französische Sprache, so weit sie reichte, ihm den Eingang in alle Gesellschaften verschaffte, und ihn zum Lehrer Europens machte; daß man aus ihm über alles, was sonst den Menschen heilig und ehrwürdig war, spotten, zweifeln, und mit entscheidendem Tone absprechen lernte! Sogar

der

der erstere Rousseau fand weniger Beyfall, als dieser ganz nach dem Geschmacke der Großen geformte Schriftsteller.

War nicht Frankreich die Schule des Geschmackes und der Weisheit, wohin Alles strömte, und woraus man Moden, Laster und Grundsätze des freyen Lebens zurückbrachte? Las man denn etwas anderes, als Schriften dieses Volkes? Wie lange klagten Deutschlands Schriftsteller über ihre Zurücksetzung? Endlich ward auch ihnen die Ehre, in vergoldeten Zimmern zu glänzen, und auf Sopha's zu ruhen. Aber was bahnte ihnen den Weg dahin? Ihre Gründlichkeit, oder die Nachahmung Frankreichs? Wahr ist es, daß der Schriftsteller sein Publicum stimmt; aber auch nicht weniger wahr, daß er von demselben gestimmt wird. Es gibt Modeleseteyen, die der Gelehrte kennen muß, um in der Welt fortzukommen. Er stelle moralische Schriften vom größten Werthe an's Licht! er schreibe über religiöse Gegenstände unübertrefflich schön! die Lesewelt greift mit Unlust nach dieser altmodischen und wenig Unterhaltung versprechenden Waare. Er gebe einen wollüstigen Roman heraus! er spotte über Religion! wie gierig greift nicht Jeder zu? Buchhändler richten nach diesem Inhalt der Schriften ihre Schriftstellerbelohnungen ein, und Schriftsteller, denen es auf dem Wege der Religion

und Moral nicht glückte, so viel Beyfall und Abgang zu finden, als sie wünschten, befanden sich ganz wohl dabey, als sie auf die entgegengesetzte Seite umlenkten.

Gesetzt nun, Gelehrte hätten durch Ausstreuung unsittlicher und unreligiöser Grundsätze, und am Ende gar durch aufwiegelnde Schriften zum Theil die Schuld an Frankreichs Schicksal, was ich hier noch nicht untersuchen will; wie mögen nun Große als Kläger der Philosophie und der menschlichen Vernunft auftreten? Wenn die aufgeklärte Vernunft Vorwürfe verdient; so kann es nur in so weit angehen, als sie sich, wie Alles in der Welt, mißbrauchen ließ, den Leidenschaften der Großen mit Sophistereyen zu Hülfe zu kommen; oder ihnen Weisheit, zu der sie nicht gemacht waren, zu leihen.

Es ergibt sich hieraus ein doppelter Schluß. Erstens, daß man zwischen echter und unechter Aufklärung unterscheiden müsse. Jene strebt nur nach Wahrheit, und theilt sie nur reifen Köpfen mit; diese verkauft für Wahrheit Sophistereyen, Witzeleyen, zum Dienste der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, oder theilt Wahrheit ohne kluge Auswahl mit. Zweytens, wenn die falsche Aufklärung Tadel verdient; so haben doch die hohen Stände, mit dem frommen Theil des Volks vereint, kein Recht wider sie als Kläger zu stehen. Sie selbst sind Mitschuldige; zum Theil wohl

gar Verführer. Vergebens heucheln sie, es mit der Religion und dem Volke zu halten.

Der Proceß muß, nach den Gesetzen der Unpartheylichkeit, sowohl den falschen Aufklärern als einem beträchtlichen Theil aus den höhern Ständen gemacht, und beyden gezeigt werden, daß sie I. die Sittlichkeit verderbt, II. die Religion geschwächt, III. die bürgerliche Ruhe beeinträchtiget haben, und wie dem Übel gesteuert werden müsse; welches der Inhalt und die Ordnung der noch zu haltenden Reden seyn wird.

Heute habe ich also das Hinderniß aller Besserung, den leidigen Versuch, Andern die Schuld zuzuschieben, beseitiget. Vergebens erneuern wir die alte Geschichte des ersten Sündenfalles, wo eins dem andern die Schuld gab. Bekennen wir vielmehr: ich habe gesündiget. Vereiteln wir nicht dadurch die köstlichen Winke zur Besserung, die uns der jetzige Zeitlauf anbietet. Kommen wir einmahl zu uns selbst zurück! Ertragen wir das Unglück und den Schrecken nicht mit dem Leichtsinne, mit welchem sie Frankreich uns schickte! Es macht ohnehin schon den widrigsten Eindruck, und erregt das ungünstigste Vorurtheil, wenn man sich so wenig in diese Umstände zu schicken weiß, daß man jetzt noch nach Vergnügungen lechzet, und den Mangel derselben mehr, als sein und seiner Mitmenschen Unglück beklagt; wie die Zeitgenossen

Noahs

Noahs noch schwelgten und tanzten, und Noahs spotteten, als schon die Sündfluth hereinbrach; oder wie die Römer, die noch nach Schauspielen schrien, als schon die Hunnen und Vandalen im Anzuge wider sie waren. Werden Sie wohl eben so die neue Völkerüberschwemmung ansehen? Eine Verstimmung des Gemüthes, die Sie schlechterdings untüchtig machen würde, die Vortheile aus den jetzt so traurigen Ereignissen zu ziehen, welche die Vorsehung darein gelegt hat! Wenn je noch eine Sinnesänderung statt finden kann, wenn je noch Rückkehr zur Vernunft, Tugend und Religion zu hoffen ist, so ist es jetzt, unter diesen Umständen, die in Jahrtausenden sich so leicht nicht wieder finden. — Jetzt sind die Tage des Heils. Jetzt oder nie mehr.

Ja, Gott, ich erkenne es mit Dank, daß du mich schlugst — noch zeigst du, daß du dein gezüchtigtes Kind liebst! — Deine Vorsehung leitet Alles! — Mit eben der Macht und Weisheit, mit welcher du feuerspeyenden Bergen befiehlst, ganze Provinzen mit Feuerströmen zu verheeren, der Erde, Städte zu verschlingen, der See, Königreiche zu begraben, der Luft, ganze Völker zu vergiften, sendest du auch die Plage des Krieges, und waffnest Völker gegen Völker. Hingestreckt im Staube bethe ich deine unergründliche Weisheit an, König der Könige und Thro-

nen-

nenerschütterer! so schrecklich in deinen Anschlägen, und doch so sehr Vater, wie es niemand seyn kann! mit innigster Überzeugung, daß die Alles verwüstende Philosophie Frankreichs der beste Unterricht war, den du dem stolzen und taumelnden achtzehnten Jahrhunderte vor seinem Ende noch geben konntest, um es zur Nüchternheit zurückzuziehen, und ihm das Bekenntniß Davids abzunöthigen: Herr! es ist wohlgethan, daß du mich demüthigtest, damit ich einmahl anfange, deine Gesetze zu lernen. Der Anfang dazu ist gemacht. Zeither ein Aufrührer wider deine Majestät, und Spötter deiner Religion suche ich nun eine Freystätte, und halte mich fest an deine Altäre. Gott, verwirf mich nicht! Du willst nicht den Tod des Sünders, sondern sein Leben und seine Seligkeit.

Zweyte Rede

über die

Verdorbene Sittlichkeit unserer Zeit durch Mißbrauch der Verfeinerung und Aufklärung.

Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten. Matth. 27, 24.

Es ist also gesprochen, das Bluturtheil über Jesus, das ungerechteste und grausamste, das je gesprochen ward! Pilatus, er mag wollen oder nicht, muß einsehen, daß er ohne Beweise, ohne alle Förmlichkeit eines Processes, seine Einwilligung zu dem abscheulichsten Morde gibt, den sein Herz verdammet! Gleichwohl wäscht er seine Hände, und ruft: Ich bin unschuldig am Blute dieses tugendhaften Mannes. Ist's möglich, daß Pilatus sich so täuschen kann? Er hält sich für unschuldig, weil sein Herz vom Mitleid über Jesus zerfließt; weil er sich bewußt ist, alle nur ersinnliche Mittel angewendet zu haben, ihn zu retten. Er glaubt den Feinden Jesu nicht blindlings; er prüft, findet und erklärt dessen Unschuld; er schickt ihn Herodes, dem Könige Galiläens, zu, in Hoffnung,

die-

dieser würde seinen Unterthan der Verfolgung der Juden entziehen; oder doch in der Absicht, den unangenehmen Handel von sich zu schieben. Er sucht die Rettung Jesu in die Hände des Volks, von dessen Gunst gegen den Verklagten er überzeugt seyn könnte, zu spielen; indem er's dem Volke überläßt, Jesus oder Barrabas frey zu machen. Er läßt ihm die Geißel geben, weil er hofft, man würde sich damit begnügen, und nicht mehr auf Hinrichtung bestehen. Man sieht hier viel Schlauigkeit, allerley Mittel zu seinem Zwecke zu finden, aber auch ein Wohlwollen gegen Jesus, und eine Menschlichkeit, die ihm Ehre machte. Zugleich entdeckt man auch den Mann, der mehr von Grundsätzen der Politik, als der Tugend sich leiten läßt, und ohne Muth und Kraft, nach den Regungen seines Herzens zu handeln, da steht. Er fürchtet sich, die Nation zu beleidigen, fürchtet sich einer Anklage bey dem Kaiser, für dessen Rechte zu wenig Sorge getragen zu haben, wenn er den eines Aufruhrs angeklagten Jesus losließe. Er entschuldigt sich also mit der Unmöglichkeit, besser zu handeln, und entblödet sich nicht, unschuldig sich zu nennen, weil er die Güte seines Herzens nach Empfindungen schätzt, die ihm Jesus abgenöthiget hat.

Pilatus hat allerdings einen bessern Charakter, als der rohe Haufe der Priester und Juden, die mit kal-

tem Blute — Kreuzige, kreuzige ihn! die Blutschuld falle auf uns und unsere Kinder! — rufen. Der feinere Römer, und ein Mann vom Stande hat doch noch eine Weichheit der Seele, eine Empfänglichkeit für's Gute, und auch, wenn er schlecht handelt, behauptet er doch noch einigen Anstand. Die Ausbildung der Künste, der Sprachen und der Wissenschaften, die weichere Erziehung, der Umgang hatten überhaupt die Rohheit der römischen Patricier und Ritter abgeschliffen, die Lebensart verfeinert, die Geselligkeit erweitert, und die Gefühle verzärtelt. Reichthum, und Nachahmung der gebildeten Griechen hatten diese Veränderung hervorgebracht. Kein Wunder, daß Pilatus vor den Halbbarbarn Judäens sich vortheilhaft ausnimmt! Aber der männliche Muth der Scipionen, die Geradheit der Catonen war dafür desto seltener geworden. Die Philosophie Epicurs, aus ihren stillen Garten, von Griechischen Schwätzern, in die hohen Häuser Roms eingeführt, der Jugend beygebracht, und allenthalben populär gemacht, vollendete durch ihre unedle Moral das Verderben der Sitten, welches die Schwelgerey und Weichlichkeit vorbereitet hatten. So zeigte sich uns Pilatus als einen Mann, der nur in so ferne gut handelt, als es ihm die eigennützige Politik erlaubte, den Regungen seines Herzens zu folgen; und so kann er denn ausrufen: Ich bin unschuldig am Blute dieses

Un-

Unschuldigen! so konnte er bey den schönsten Gefühlen dennoch abscheulich handeln, und so gut, als die ungebildeten Juden, ein Mörder seyn.

Gewiß sind Sie mir schon in der Anwendung dieser Geschichte zuvorgekommen. Wer könnte denn auch unser Zeitalter verkennen, das, leider, zu oft, wie Pilatus, fühlt und handelt, und dabey sich noch seiner Menschenliebe rühmen kann! Der aufgewecktere Verstand hat sich auch auf die Annehmlichkeit des Lebens erstreckt; und unsere sinnlichen Vergnügungen erweitert, verfeinert, erhöht; die Artigkeit des Umganges hat gewonnen; die Geselligkeit hat sich erweitert; unsere unglücklichen Nachbarn dürfen stolz auf ihre Nachahmer seyn. Daher die Geschmeidigkeit unsers ganzen Wesens, die Sanftheit unserer Empfindungen. Haben wir aber noch Kraft, noch ausdauernden Muth, noch Festigkeit der Grundsätze, noch unbestechbare Aufrichtigkeit? Leider, wanken diese Grundfesten der Tugend allzu sehr. Und zum Unglücke, schafft eine verkehrte Philosophie Grundsätze herbey, die vollends das Grab der Tugend sind. Schon lange hat die Philosophie Frankreichs die Tugend in Klugheit verwandelt, vermöge welcher jeder für seine Glückseligkeit sorgt, und in so ferne auf die Wohlfahrt Anderer mitsieht, als sie ein Mittel abgibt, seine eigene zu befördern. Da nun so Alles sich im Genusse zusammen-

men.

menzieht, und die Tugend alle innere Würde verliert, so machte man sie von den Gesetzen des Staates ganz abhängig, und verlegte die Grundsätze derselben ganz in die Gesetzgebung. Der beste Bürger ward so der beste Mensch. Das ist noch der Geist, der gewisse Tongeber des Nationalconvents belebet. Daher ihre Geneigtheit, den Stand der Geistlichen, der Lehrer der Tugend besonders für's Volk, für unnütz zu erklären. An die Stelle dieses Unterrichts gedenken sie eine gewisse Nationalerziehung zu setzen, die, der unentbehrlichen Grundsätze beraubt, so bodenlos seyn wird, als ihr Finanzsystem. Die Tugend, die sie oft im Munde führen, ist ihnen weiter nichts, als vielen alten Republikanern; ein Patriotismus, der durch Erziehung zu der größten Fertigkeit gedeihen soll, wodurch jedes einzelne Interesse ganz mit dem Interesse des Landes zusammenschmilzt.

Zur Ehre unserer Nation sey es gesagt! daß diese Grundsätze bey ihr so wenig als in England leichte Aufnahme fanden. Unterdessen fehlt es doch nicht an Freunden derselben, zumahl da, wo französische Lesereу die Hauptnahrung des Geistes war. Und auch bey Männern von Geschäften, von denen man nicht sagen kann, daß sie solche Grundsätze ausdrücklich begünstigten, sogar bey denen, die nicht einmahl Antheil an der neuern Ausbildung des Geistes nahmen;

und

und ihrem Gesetzbuche treu blieben, lauft Alles, in ihren Handlungen wenigstens, und in ihren Gedanken, die sie über den Beamten der Moral gar nicht zurückhalten, dahinaus, daß Alles und Alles von der Gesetzgebung und der genauen Vollstreckung derselben abhange, was zur Wohlfahrt des Landes nur immer gehören mag: woraus man sich's schon abnehmen kann, wie viel die Tugend dabey verliert.

Ich werde also I. den falschen Aufklärern die Würde und den Werth der Tugend, besonders in Absicht auf die Unzulänglichkeit der Gesetze zeigen; II. der allzu verfeinerten Welt darthun, wie wenig Tugend, bey aller Prahlerey von Menschenliebe, sie habe.

I.

Die Würde der Tugend liegt in ihrem Wesen selbst, und ihr Werth in den Folgen, die sie auf's Menschenglück hat. Um Ihnen die Natur der Tugend zu erklären, müßte ich tiefere Untersuchungen anstellen, als mir's hier erlaubt ist. Ich begnüge mich also nur dieß zu behaupten, daß die Anlage zur Erkenntniß der Pflichten, und zur Fertigkeit in der Ausübung derselben, oder zur Tugend, so sehr mit unserer Natur zusammenhange, daß sie gar nicht aus dem Eigennutz, oder den bürgerlichen Gesetzen, oder irgend einer willkürlichen Einrichtung hergeleitet werden kann. Ich

menge mich nicht in den Streit der heutigen Philosophen über den Grund der Tugend. Mir ist's genug, daß, so sehr sie auch von einander abzugehen scheinen, sie sich doch von einer Seite näher sind, als sie glauben; indem sie darin übereinstimmen, daß die Pflicht durch ein Gefühl sich auch dem gemeinsten Menschen ankündige. Ob nun dieses Gefühl eine Wirkung des Vernunftgebots, und ein Gefühl der Achtung gegen dasselbe sey; oder ob die Grundsätze, welche die Vernunft über Pflichten aufstellt, die Wirkung gewisser Gefühle, und aus denselben abgezogen sind; ob, das letzte angenommen, dieses Gefühl ursprünglich und unabhängig von andern Vorstellungen und Gefühlen in uns sey, oder aus andern Vorstellungen und Empfindungen nothwendig abgeleitet sey; alle diese Fragen überlasse ich gerne den Philosophen. Genug, daß eine kleine Bekanntschaft mit dem, was in unserm Herzen vorgeht, uns von der Wirklichkeit der Pflichten, und dem Daseyn eines Sittenrichters in unserm Innersten überführt.

Der innere Unterschied zwischen Handlungen, die wir gut oder schlecht nennen, liegt so offen, und dringt sich uns so sehr auf, daß auch der Schlimmste nicht umhin kann, jezuweilen wenigstens, darnach zu urtheilen, und auch zu handeln. Gesetzt auch, es könnte irgend jemand diesen Unterschied mißkennen, oder aus

dem

dem Auge verlieren; so könnte dieß vielleicht dem Philosophen auf seiner Studierstube begegnen, so wie es möglich war, daß das Daseyn der Körperwelt da schon wegvernünftelt oder bezweifelt wurde; oder dem Weltmanne im Getöse der Weltgeschäfte, und unter dem immerwährenden Kampf unserer Leidenschaften und Interessen. Je mehr wir aber uns von allem eigenen Interesse — es liege nun in der Eitelkeit der Hypothesen, oder in den handgreiflichern Vortheilen eines geschäftigen oder üppigen Lebens — je mehr wir uns von allem Interesse trennen, je mehr wir uns in den Zustand eines unbefangenen Zuschauers versetzen, je weniger wir selbst Parthey sind; desto mehr wirft sich dieser Unterschied heraus.

Die Begebenheiten unserer Zeitgenossen wirken mit unwiderstehlicher Gewalt auf unsere Gefühle. Die Nachrichten, die wir so gierig sammeln, sind nicht bloß Nahrung unsers Fürwitzes, sondern auch unserer Gefühle. Wir urtheilen über Recht und Unrecht; wir zürnen, wir billigen, wir mißbilligen; der Kaltblütigste, der Hartherzigste, der Eigennützige, der Leichtsinnige, alle, so verschieden auch ihre Urtheile des verschiedenen Gesichtspunctes wegen seyn mögen, urtheilen doch, und setzen so Vorschriften der Sittlichkeit voraus. Vielleicht sind wir aber hier noch nicht unpartheyisch genug; weil die Begebenheiten unserer

Zeit,

Zeit, auch durch die feinsten Fäden, mit unserm Interesse zusammenhängen. Steigen wir also noch eine Stufe höher! Nehmen wir die Geschichte irgend eines Volkes, das mit uns nichts gemein hat, zur Hand! Grausamkeit, ungerechte Erpressung, Betrug, Verläumdung, Heucheley werden uns immer abscheulich seyn. Steigen wir noch eine Stufe höher, an der Hand der Dichtkunst! Die Charaktere, die sie auf die mannigfaltigste Weise zeichnet, werden die mannigfaltigsten Eindrücke auf uns, und eben so auf Andere machen. Die Unterschiede des Erhabenen, des Niederträchtigen, des Süßen, das im Wohlthun, und des Bittern, das in teuflischen Verwüstungen liegt; des Sanften und des Rauhen — alle diese unendlichen Mischungen sind für unser Gemüth so gut Etwas, als die Unterschiede der Farben und Töne für die äußern Sinne.

Bilden wir uns nicht ein, daß hier ganz feine Beziehungen auf unsern Eigennutz durch die Gesetze der Einbildungskraft auf uns wirken! Denn die Handlungen, die den Eigennutz unter die Füße treten, in die wir uns so recht hineindenken, die uns dazu auffodern, und die wir gethan zu haben wünschen, sind gerade diejenigen, die wir mit billigendem Gefühle aufnehmen. Wäre alles im Grunde nichts als Eigennutz; so würde der Unterschied ganz aufhören, der

doch zu scharf sich unserm Bewußtseyn aufdrückt, um nicht verspürt zu werden.

Eben so vergeblich ist es auch, diese Unterscheidungen von Gesetzen der Staaten, oder einer willkürlichen Erziehung herleiten wollen. Die Gesetze verbieten Mord; aber die gemeinnützige Wohlthätigkeit ist für sie kein Gegenstand. — Sie verbieten den Diebstahl; aber können nie Lehrer der Billigkeit seyn. — Sie bestrafen den Ehebruch; aber die Ehrfurcht vor uns selbst, das schüchterne Erröthen der Unschuld kann ihr Werk nicht seyn. Gewisse Angewöhnungen, und willkürliche Einrichtungen vermögen hier so wenig, als die Gesetze. Sie, äußerst verschieden, können so gleichförmige Urtheile nicht bilden. Sie können uns die Unterschiede des Erhabenen und Niedern, des Schönen und Häßlichen in den Handlungen so wenig beybringen, als die verschiedenen Empfindungen des Farbenspieles. Vielmehr urtheilen wir nach eben diesen tief gegründeten Begriffen über die Güte der Gesetze, über den Werth der Gebräuche und Erziehungsanstalten, und nennen sie gerecht oder ungerecht, grausam oder menschlich.

Die Tugend steht also fest und erhaben über den niedern Eigennutz, und unabhängig von bürgerlichen Gesetzen, und allen menschlichen Einrichtungen; oder um es mit den Worten Paulus zu sagen: Das Gesetz

derselben ist geschrieben in unsern Herzen. Ja, geschrieben ist es mit unvertilgbaren Buchstaben. Es ist geschrieben in unserm Herzen das große Gesetz: Fördere das Beste der Menschheit! räume darum alle Hindernisse aus dem Wege; und ergreife alle Mittel zu diesem Ziele! — Gewöhne dich an Ordnung und Mäßigkeit in Vergnügungen sowohl als Arbeiten! Vervollkommne Geist und Körper; und stähle dich mit Muth und Kraft zu diesem erhabenen Zielpuncte!

Weit gefehlt also, daß die Tugend, für sich, ein leerer Nahme wäre, und von Gesetzen des Staates ein hinfälliges Ansehen geborgt hätte; ruht vielmehr der Staat, in jedem Betrachte, auf der Voraussetzung der Begriffe von Pflicht und Tugend: und dieß nenne ich den vorzüglichsten Werth derselben. Ohne diese hat die bürgerliche Gesellschaft schlechterdings keinen Grund, die Staatsverfassung keine Dauer, und selbst die bürgerliche Gesetzgebung keine hinreichende Kraft.

Nehmen wir den Begriff von Verpflichtung hinweg; so hat kein Staat irgend einen Grund. So lange der Wille der Bürger vereinigt ist, hat der Staat Macht, mich zu zwingen. Aber Macht ist noch kein Recht, wenigstens kein moralisches Recht; sondern das physische, oder das Recht der Stärke. Meine Schwäche ist keine Verpflichtung. Ich wäre demnach nur so lange gebunden, als ich nicht widerstehen kann.

Sobald ich's aber vermag, durch Gewalt oder List, durch Aufruhr oder Meuchelmord; was hält mich in Schranken? Darf der Staat sich beklagen, wenn ich ihn durch Meuterey oder Regentenmord in Verwirrung setze? Gelingt es mir nur, bin ich nur der Stärkere; so ist das Recht auf meiner Seite. Denn im Grunde gibt es ja so nirgends eines. Kurz, eine bürgerliche Gesellschaft, mit ihrem wesentlichen Rechte, von Natur freye Wesen zu zwingen, ist gar nicht denkbar, ohne Voraussetzung eines gesellschaftlichen, wenigstens schweigenden Vertrages; der aber seine Gültigkeit gar nicht von dem Staat, den er erst begründen soll, sondern aus einem höhern Sittengesetze herhaben muß.

Setzen wir aber auch, der Scharfsinn der Menschen käme nie so weit, über den Grund der bürgerlichen Gesetze nachzudenken, und nach ihren Gedanken zu handeln; setzen wir, sie begnügten sich mit dem, was sie vor Augen haben; und sie gäben es nie auf, in irgend einer bürgerlichen Gesellschaft zu leben, weil sie nun doch einmahl nicht anders können; so würde doch die Staatsverfassung nie einen Bestand haben können, wenn Unsittlichkeit unter ihnen die Oberhand erhält.

Darüber ist kein Zweifel, daß in Republiken — seyen es Demokratien oder Aristokratien — die Tugend

ein unentbehrliches Princip sey, diese Regierungsformen aufrecht zu erhalten. Man darf aber keines Weges hier bloßen Patriotismus darunter verstehen; auch die häuslichen Tugenden — die Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, und da keine Tugend allein stehen kann, alle — werden gefodert. In einer Gesammtregierung hält man als Unterthan die Gesetze, die man sich selbst als Souverain auflegte. Es kommt also hier fördersamst auf den guten Willen an, bey der Gesetzgebung nur auf das Wohl Aller, und bey der Vollziehung nur auf die Gesetze zu sehen. So lange also die Vaterlandsliebe nicht vom Eigennutz erstickt wird; so lange Mäßigkeit, Tapferkeit, und eine gewisse Einfalt der Sitten herrschen; so lange Ehrgeiz, und seine Gefährtinn, eine äusserliche Menschenungleichheit, in Rücksicht der Reichthümer und des Ranges nicht zu sehr anschwellen; geht die Sache ganz gut. Wenn aber Aufhäufung des Reichthums, die unvermeidliche Folge selbst der guten Einrichtung des Staats, der Industrie oder der Eroberungen, Ungleichheit der Menschen erzeugt; die Ehrsucht hebt; die Mäßigkeit und Einfalt der Sitten untergräbt; wenn Bestechungen und Raubsucht überhand nehmen: dann schwillt der Eigennutz auf, und der Patriotismus schrumpft zusammen. Die neuen Gesetze verschlechtern sich, die alten guten werden nicht mehr vollzogen. Die Eintracht verschwindet. Es entstehen

stehen Partheyen — Bürgerkriege. Der glücklichste Feldherr bemeistert sich des Staats, oder der Staat wird, durch den Verfall von innen, und etwa auch durch Weichlichkeit geschwächt, die Beute auswärtiger Eroberungen. Die Vernunft und die Geschichte alter und neuer Freystaaten wandern hier Hand in Hand.

Allein folgt nicht aus dieser ganzen Betrachtung, daß Tugend in Fürstenregierungen sehr entbehrlich sey? Wozu braucht man da Vaterlandsliebe, Selbstverläugnung? Die Gesetze vertreten die Stelle der Tugend. Der Staat steht so lange, als die Gesetze gehalten werden; und diese werden genau vollzogen. Denn der Regent, über die Gesetze erhaben, dringt auf die Vollziehung derselben. Selbst die Ungleichheit, die Republiken so tödlich ist, die Stufenfolge des Ranges bis zum Throne hinauf, und der dadurch so belebte Wetteifer der Ehre, halten die Menschen in Ordnung, gewöhnen sie zum Fleiße, treiben sie zur Tapferkeit, und ersetzen so jede andere Triebfeder. So ungefähr schloß vordem ein französischer Philosoph. Stände er jetzt wieder auf, um sein bedrängtes Vaterland zu sehen, ganz das Widerspiel von dem, was es ehemahls war: was würde er zu seinen Grundsätzen sagen?

Es mag seyn, daß die vollziehende Gewalt, verbunden mit der Ehrbegierde, einige Dienste thut, und

daß der Mangel der Tugend in Monarchien nicht so leicht sichtbar wird, als in Republiken; aber wer wird darum behaupten wollen, daß auf Seite des Fürsten und des Volkes keine Tugend nothwendig sey, die Staatsverfassung zu erhalten? Wie? Ein Fürst bräuchte keine Tugend, wenn er seyn will, was er soll, ein Vater des Vaterlandes; wenn er sich nicht von Andern regieren lassen will! Was man von einer ganzen Republik fodern mag, das muß er in sich vereinigen: Liebe des Vaterlandes, und allgemeines Streben zum Wohl desselben, mit einer durch eigene Vortheile nie zu verrückenden Hinsicht; unablåßige Arbeit, um sich die schwerste der Wissenschaften, die Regierungswissenschaft, zu verschaffen, und sie in Beziehung auf den Zustand, auf die Vortheile und die Natur seines Landes zu erlernen; und dann in der Anwendung, die verwickeltsten und sich durchkreuzendsten Verhältnisse zu durchdringen, und überall den wahren Bezug auf das allgemeine Wohl zu finden.

Wie viel Mäßigkeit der Herrschbegierde gehört nicht zur Gesetzgeberweisheit, die alten Gränzsteine der Staatsverfassung, die Grundgesetze, an welche die regelmäßige Fürstengewalt, um nicht despotisch zu seyn, gebunden ist, nicht zu verrücken, auch nicht unter dem Scheine des allgemeinen Besten zu untergraben! — Welche Anstrengung und Wachsamkeit, und welch ein

schar-

scharfes Auge fodert nicht die vollziehende Gewalt, um die erschlaffenden Gesetze zu verstärken; um die Bedienten des Staates zur Aufmerksamkeit zu treiben; um der Verwaltung der Gerechtigkeit nachzusehen; um seine Gehilfen nie aus dem Gesichte zu verlieren; um die Stellen nach Würde und Verdienst zu besetzen, und Ränke zu vereiteln! Welch eine unbestechliche Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit, um Schmeicheleyen zu widerstehen; und die Wahrheit zu hören, und zu suchen, wo man sie findet; und sich durch keine Vorliebe blenden zu lassen! Welche Mäßigung des Eigendünkels, um Menschenglück seinen Launen nicht unterzuordnen! Welche Mäßigkeit in den Lüsten und Zerstreuungen, um sich in der Ausübung seiner Pflichten nicht stören zu lassen? Von Niemanden fodert die Tugend so große Opfer, als von einem Fürsten; und Niemanden werden so viele Fallstricke gelegt, als eben ihm. Alle Welt vereinigt sich, ihn zu täuschen und zu verführen, und doch am Ende auch über vermeinte Fehltritte zu klagen. Kurz, ein Fürst, wie er seyn soll, ist der geplagteste Mann seines Volkes, und ein Held der Tugend. — Es versteht sich, daß alles, was vom Regenten gilt, von allen, die auf verschiedenen Stufen an der Regierung Theil haben, gültig sey. — Zwar sehe ich dem Einwurfe entgegen, die Verwaltung des Staats gehe desto besser von statten,

je

je mehr Tugend der Regent habe; aber der Staat verfalle darum nicht, wenn ein Regent der Tugend nicht huldigt. Allein das Gegenstück eines bösen Regenten, das ich aufstellen werde, mag Sie von diesem Irrthum heilen.

Ein Regent, dessen Herz von sittlichen Grundsätzen leer ist, und der glaubt, das Volk sey für ihn da; der alles nach seinem Eigennutz abmißt; wird seinen Begierden, die in's Unendliche gehen, keine Gränzen setzen. Pracht und Schwelgerey, und die gekünsteltste Wollust, herrschen allenthalben in den mannigfaltigsten Gestalten. Jede Phantasie, jede Laune will befriedigt seyn. Die Verschwendung wächst mit der Leichtigkeit der Ausführung. Unendliche Summen zerrinnen noch in Nebencanälen, unter den für ihn arbeitenden Händen. Die Gränzen der Natur sind für seine Einbildungskraft zu enge. Die Einkünfte des Landes stehen weit unter seinen Wünschen. Nun steigen die Auflagen; und Finanzoperationen beginnen ihr Spiel, um so viel Geld herbeyzuschaffen, als nöthig ist, ein fürchterliches Heer zu erhalten, und die Üppigkeit des Hofes nicht sinken zu lassen. Der ausgesaugte, muthlose Unterthan darbt; der Acker wird schlechter bestellt, und endlich öde gelassen; der Kunstfleiß schwindet; der gehemmte Handel vertrocknet. Die Ehen vermindern sich; und die vorhandenen werden im Verhält-

nisse der Nahrungsmittel weniger fruchtbar; und auch die wenigen erzeugten Kinder wachsen zur Lüderlichkeit heran; weil der erschöpfte Unterthan weder Vermögen noch Zeit hat, ihnen Unterricht oder Erziehung zu geben, oder geben zu lassen. Dummheit und Lasterhaftigkeit mehren sich, und greifen die edlern Säfte des Staatskörpers an. Mit der Verminderung des Wohlstandes und der Volkszahl vermindert sich auch die Erhebung der Abgaben, und diese müssen darum von Zeit zu Zeit erhöht werden; bis sie auch die Wohlhabendern nach und nach erdrücken. Endlich will nichts mehr erklecken. Bey Mangel der Einkünfte nimmt man seine Zuflucht zu Verpachtungen der Einnahme; wodurch gar noch ein Theil reicher Einwohner Gelegenheit bekommt, das Volk, wie ein verpachtetes Gut, auszumergeln. Man erhebt den Pacht gar vor der Zeit d.s Verfalles. Man verschlechtert Münzen, uud stört den Lauf der Handlung. Man schlägt noch obendrein den Weg der Staatsschulden bey außerordentlichen Fällen ein. Die Last der Interessen fodert neue Auflagen. Die wachsende Unmöglichkeit, sie zu erheben, führt zu neuen Staatsschulden. Das Mißverhältniß zwischen Auslagen und Einnahmen wird immer stärker, und zieht den Bankerott herbey. Wie in einer Privathaushaltung, die bereits dem Verderben nahe ist, Streitigkeiten und Zänkereyen

sich

sich erheben; so geht es auch in großen Staatsgesellschaften. Der Hof macht den Haufen der Unzufriedenen immer größer. Die Versuche, die Grundgesetze der Monarchie umzustoßen, die Landstände herabzusetzen, um ganz nach Willkür schalten zu können, werden immer häufiger. Die Monarchie geht ganz in Despotismus über. Die zurückgesetzten Landstände und Gerichtshöfe, und die vielen Opfer des Despotismus verbeißen ihren Widerwillen, so lange die Armee dem Despoten zu Dienste ist. Allein die Armuth der Casse schwächt auch die Freygebigkeit, die den Soldatenstand bey gutem Willen erhalten muß. Der gedrückte, oder größere Theil, der Stand der Bürger und Bauern ist ohnehin unzufrieden genug. Unzufriedenheit sittlich verdorbener Menschen ist das Ärgste, was man denken kann. Der Despotismus des Hofs hat jede Tugend ausgetreten. Der stete Gebrauch des Rechts der Stärke, den das Volk bey'm Gebieter sah, macht ihm auch diesen Weg des Rechts beliebt. Der Gedanke des Aufruhrs hat seine Schrecken verloren. Kommt auch ein König auf den Thron, der das Schicksal seines Volks zu mildern gedenkt: so wird seine Güte für Schwäche, seine Ehrlichkeit für Dummheit genommen. Es bekommt ihm übel, daß es weniger Despot seyn will. Beut er seine Hand zur Verbesserung der alten Verfassung, ruft er sein Volk

zusam-

zusammen; so ist dieß nur die Gelegenheit eines gewaltsamen Umsturzes der alten Verfassung, falls ein intriguanter Kopf sich voranstellt.

So folgt denn also auch Auflösung der Monarchien aus der Unsittlichkeit der Höfe. Denn es ist ohne meine Erinnerung klar, daß der größere Theil der Schuld nicht sowohl auf die Regenten, als auf die Hofwelt fällt, von der sie geblendet und irrgeführt werden.

Mehr braucht es nicht, um Sie zu überführen, daß keine Staatsverfassung gegen den Strom des Lasters Bestand haben kann. Die Fundamente weggespült, oder weggerissen, fällt sie zusammen, in den schrecklichen Schlund der Anarchie, wo weder Eigenthum noch Leben gesichert ist, und die Verwirrung aller Dinge auf dem Throne sitzt. Setzen wir aber den Fall, der Hof und das Volk seyen nicht ganz ausgeartet, und man halte noch ein gewisses Maß in der Verschwendung und Üppigkeit; oder unerschöpfliche Goldminen füllten die Lücke der Casse immer wieder; oder irgend ein Zufall rette die Staatsverfassung: so führt doch der Staat ein sieches Leben in eben dem Grade, als Tugendliebe schwach ist. Die bürgerlichen Gesetze können dabey unmöglich durchgreifen.

Wie viel auf Sittlichkeit ankommt, zeigt sich schon zur Zeit der Kriege, die allzeit mit weniger Härte geführt werden, wenn es gesittete Völker mit einander

zu thun haben. Wo alle Gesetze und Verträge der Völker schweigen, führen nur die Gesetze der Tugend das Wort. Minder sichtbar, aber doch übergroß ist die Einwirkung derselben auf das Innerste der bürgerlichen Gesellschaft, auch zur Zeit des tiefsten Friedens. Unbeschreiblich viel liegt an der Gesinnung gut zu seyn, vielmehr als an dem Zwang der bürgerlichen Gesetze, der den Menschen fesselt, daß er nicht Alles zerstöre. Der Vergleich zwischen Sittlichkeit und Gesetzgebung läßt sich auf Seite des Gegenstandes, auf Seite der Wirkung, auf Seite der Mittel, deren sich die Obrigkeit bedient, betrachten.

Den ersten Punct betreffend, ist für die Sittlichkeit ein weiterer Kreis, als für die Gesetze abgesteckt. Die Gesetze können nur gröbere Vergehungen ahnden. Allein in der menschlichen Gesellschaft schleichet noch eine Menge Übel umher, die, wenn auch das Leben, und das Eigenthum noch so gesichert sind, die Menschen oftmahls mehr quälen, als Diebstähle. Feindseligkeiten, feinere Verläumdungen, Neid, unerträglicher Stolz, Geiz gehen die Gesetze nichts an. Die Unordnungen zwischen Herrn und dem Hausgesinde, Bedrückungen, Härte auf einer Seite, auf der andern unmerkliche Betrügereyen, Vernachläßigungen, Ungehorsam, wodurch oft der Friede und die Ordnung der Familien sehr gestört wird; die Friedfertigkeit der

Eheleute, ihre Zusammensicht zu einer guten Kinderzucht, die gewissenhafte Amtsführung des Lehrstandes, so sehr auch das Glück der bürgerlichen Gesellschaft davon abhängt, stehen größten Theils unter dem Gebiet der Sittenlehre. Es gibt ein Gebrechen, woran der Staat im Stillen dahinwelkt, welches die Gesundheit und alle Thatkraft des Geistes und des Körpers; Tapferkeit, unverdrossene Arbeitsamkeit, jede Anlage zur Tugend, die Freude der Geselligkeit zerknickt. Man hat schon Preise aufgesetzt für den, der die besten Mittel dagegen finden wird. Die Erzieher erschöpfen Alles, um dagegen zu arbeiten. Alle Arbeit ist verloren, wenn nicht die Ältern Tugend genug haben, davon Gebrauch zu machen; wenn nicht Alles zusammenhilft, der Sittlichkeit unter uns einen Umschwung zu geben.

Überhaupt alle Gattungen der Unzucht können zwar in ihren gröbern Ausbrüchen durch das Auge der Policey verhütet, oder verhindert werden; aber geheime Verführungen, die oft um so mehr getrieben werden, je mehr die Policey wacht, lassen sich nur durch Grundsätze des Gewissens einschränken.

Eben darum, weil die Sittenlehre die geringern Vergehungen bestraft, erstickt sie schon die allerersten Anlässe zum Laster, und ersparet den Zwangsgesetzen die Mühe zu strafen. Die Gesetze erregen wohl Schre-

cken;

cken; besser aber ist's zuvorkommen. Denn man wird nicht auf einmahl lasterhaft; und hat man gewisse Leidenschaften im Anfange außer Acht gelassen; so kommt aller Schrecken zu späte. Man rückt Schritt vor Schritt in den Strom, bis man dahingerissen wird; und so findet man sich in den Händen der Justiz, ehe man's vermuthet. Der Staat verbeut Mord: die Sittenlehre Haß und Rachgierde. Der Staat bestraft Diebstahl: die Moral unterdrückt Habsucht. Der Staat bestraft Ehebruch und Kindermord: die Moral unkeusche Begierden. Nirgends ist das Unververmögen der gesetzgebenden Klugheit mehr sichtbar geworden, als bey den vielen Untersuchungen, die man vor nicht gar langer Zeit über die Anstalten, den Kindermord zu verhüten, anstellte. Alle Pressen Deutschlands seufzten unter der Arbeit, sie an's Licht zu bringen. Und was hatten wir am Ende? Die traurige Alternative — entweder durch Aufhebung aller unangenehmen Folgen, welche uneheliche Geburten begleiten, die Unzucht zu befördern, und so noch mehrere Leben zu zernichten, als durch den gewöhnlichen Kindermord würde geschehen seyn; — oder durch gewaltsame Unterdrückung der Unzucht den Kindermord zu befördern. Kein Ausweg ist möglich, als der, welcher in der Zurückführung besserer Sitten im Betreff der Wollust liegt.

Allein

Allein die Wirkung der bürgerlichen Gesetze ist doch größer, und führt eher zum Zwecke, als die Gesetze der Moral! Furcht der Strafe geht, besonders bey dem gemeinen Haufen, leichter durch, als die Feinheit moralischer Grundsätze. — Wahr ist es, die Furcht des Todes wirkt mit Gewalt: und doch haben wir gesehen, daß das Gewissen, gehörig gespannt, des Schwertes der Tyrannen spottete. Allgewaltig sind oft tief in die Seele gegrabene Grundsätze. Hat aber auch die Furcht des Richters Etwas voraus bey dem großen Haufen; so bedenke man dagegen, daß die Moral allzeit wirkende Principien herleiht; die Zwangsgesetze aber, weil sie nach außen wirken, und für beweisbare Handlungen bestimmt sind, oftmahls durch tiefe Verborgenheit der That, oder durch die Flucht des Thäters vereitelt werden können. Das Gewissen hingegen wirkt allzeit in der tiefesten Abgeschiedenheit von allen Zeugen, und straft den Schuldigen in jedem Winkel, wohin er sich flüchtet. Das Leben eines Mannes, der Millionen gebeut, liegt oft in der Hand eines treuen Dieners, der sich weder durch Sicherheit noch Versprechungen bewegen läßt, eine Untreue zu begehen. Die Verwaltung der Gerechtigkeit, der Cassen, Finanzen, Zölle, und Accise muß oft der Treue Anderer überlassen werden. Nichts sichert oft gegen Ränke und Betrüge der Verwalter; nichts leitet die

Unter=

Unterthanen selbst, keine Betrüge bey Zöllen und Accisen zu begehen, als die Redlichkeit des Gewissens.

Der Zwang überhaupt ist der menschlichen Natur ein unangenehmes Mittel, und führt die Versuchung mit sich, demselben Abbruch zu thun, so oft man kann. Allein Überzeugung von Unrecht, Gesinnung der Tugend machen, daß wir fern von allen Ausflüchten, Alles mit Freude, und folglich genauer und schneller thun, was die Pflicht gebeut, ohne von der Peitsche der Gesetze, wie Lastthiere, getrieben zu seyn.

Wenn hingegen die Unsittlichkeit ein zu großes Übergewicht, und der größte Theil keine Neigung hat, zu gehorchen; so wird alle Gesetzgebergewalt vereitelt, die sicher gegen den Strom der Volkssitten nichts vermag. Man denke an die alten Reichsabschiede, welche Gesetze auf Gesetze wider den Rausch unserer Vorfahren ohne alle Wirkung machten, bis er durch unsere Sittenverfeinerung von selbst fiel. Man denke an die vielen Verordnungen wider die Duelle, die, bey so verwirrten Begriffen von Ehre, nichts ausrichteten.

Der Gesetzeszwang hat zwar etwas Abschreckendes, aber nichts Antreibendes zum Guten. Und wenn auch der Gesetzgeber auf Belohnungen verfallen wollte; so entstünde daraus Heucheley; und oftmahls wäre es auch unmöglich, mit Belohnungen auszukommen. Es gehört eine männliche Entschlossenheit dazu, den vergebli-

geblichen Aufwand des Luxus einzuschränken; um den Ton zu einer Veränderung anzugeben, die so nöthig ist. Allein wer gibt diese Entschlossenheit? Wird sie der Gesetzgeber erkaufen wollen, oder können? Armen-Institute sind ein wichtiger Artikel der Policey. Ihr Bestand hängt vom Vertrauen des Publicums, und der Freygebigkeit desselben, von der vereinzelndsten Aufsicht, und der mühsamsten, treusten Verwaltung ab: Alles Eigenschaften und Bedingungen, die sich nicht erzwingen oder erkaufen lassen. Ausübung der Policey, besonders in Bezug auf Sittlichkeit, hängt vom Amtsfleiße ab. Ein Policeybeamter, dessen Herz nicht der Tugend schlägt, wird die Ausschweifungen übersehen, zudecken, begünstigen; er wird ihnen Ausflüchte zeigen; und seine Nachsicht selbst zum Preise des Lasters machen.

Bringen wir die Mittel in Anschlag, deren sich die Moral, und der Gesetzgeber bedienen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen; so dürfte die Schwerfälligkeit derselben bey dem letzten nur desto auffallender werden. Die Moralität fodert Aufwand. Sie setzt Erziehung und einen Lehrstand voraus. Allein ihr ganzes Geschäft besteht in der Bildung des Verstandes und Herzens, in der Veredlung und Beseligung der menschlichen Natur. Wenn man dem Lehrstande den Aufwand, den er dem Staate macht, mit kargem Auge

berechnet; so bedenke man auch die weit beträchtlichern Summen, welche die Richterstühle und Heere brauchen! Die bürgerliche Gewalt richtet oft den Verbrecher zu Grunde, um der Gesellschaft ein warnendes Beyspiel zu geben. Die Moral bessert den Irrenden; und wo ihr milder Strahl erscheint, da schrumpft die peinliche Halsgerichtsordnung ein. Die Folterbänke gehören unter die unbrauchbaren Geräthschaften der alten Justiz. Selbst das sonst bluttrunkene Schwert des Henkers überzieht der Rost. Die groben Verbrecher machen sich entweder seltener, oder man kommt mit gelindern Strafen zum Ziel: aber lediglich dann, wenn moralische Bildung schon ihre Früchte trägt. Die Werkzeuge, welche die moralische Bildung fodert, sind allemahl schwache Menschen. Ihre Unwissenheit und Untüchtigkeit, ihr unmoralischer Wandel stören die Wirkungen der sittlichen Erziehung; leider, sehr wahr; so wie die Welt auch Justizmorde und Justizdiebstähle, Bestechungen und Untreuen aller Art, von der Untüchtigkeit zum Amte nichts zu reden, wohl oft erlebt hat. Die Leidenschaften der Menschen wissen in der Ausübung oft die herrlichsten Vorschriften der Moral zu verdrehen! Allein hat denn nicht die Gesetzgebung ihre wesentlichen Mängel in der Ausübung? Die Gesetze, die wir zum Schirm unsers Eigenthums haben, sind sie ganz einfach; so führen sie viel Unbe-

stimmt-

stimmtheit mit sich; und die Chikane des Richters und der Partheyen hat viel Spielraum. Sind sie bestimmter; so wächst die Vielheit derselben, und gleicht einem wildverwachsenen Gehölze, worin sich's leicht verirren und entwischen läßt. Man braucht einen gelehrten Rechtsbeystand, die Proceßform. Dieß zusammengenommen, so folgt, daß sich die Streithändel in die Länge ziehen; und die Chikane nur um so drückender werden muß, weil sie das Blut langsam aussaugt. Der Krieg um sein Eigenthum, der den Naturstand so verschreyt macht, herrscht also noch in der bürgerlichen Gesellschaft: nur daß kein Blut dabey vergossen, und derselbe methodisch geführt wird; so wie man unter den Händen eines schlechten Arztes ganz kunstmäßig stirbt. Wer wird aber daraus einen Unwerth aller bürgerlichen Gesetzgebung, die uns allemahl mehr Ruhe verschafft, als wir außerdem haben würden, schließen wollen? Warum urtheilt man nicht so billig auf der andern Seite, wenn von der Wirksamkeit der Predigten, und moralischen Anstalten die Rede ist?

Allein woher rührt es denn, daß sich die Sittenlehre durch die Aufklärung verbessert, ohne die Sittlichkeit zu bessern? Gerade, wie wenn ich fragen wollte: Woher kommt es, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Gesetzgeberkunst auf's höchste gestiegen ist, die Grundgesetze der Staaten selbst nicht

mehr halten? Woher kommt es, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Arzneykunst die höchste Vollkommenheit erstieg, die Kränklichkeit der Menschen immer größer wird? Gleichwie man in den zwey letzten Stücken sagen muß, daß die Hindernisse außer den Wissenschaften liegen, und ohne diese des Unraths und Übels noch mehr seyn würde; so werden die strengen Richter der moralischen Beamten doch auch so gefällig seyn, denselben gleiches Recht widerfahren zu lassen.

Ob aber wirklich unsere Sittlichkeit durch Verfeinerung und Mißbrauch der Aufklärung verdorben sey, oder nicht? diese Frage ist noch einer weitern Untersuchung werth. Zum Theil habe ich sie schon beantwortet. Denn die Herabsetzung der Moralität selbst ist Mißbrauch der Aufklärung. Hat aber die Verfeinerung die Sitten verdorben? Mir thut es um so mehr leid, es bejahen zu müssen, je deutlicher wir nun von der Nothwendigkeit der Sittlichkeit überführt sind.

II.

Wir sehen mit stolzer Verachtung auf die Zeiten unserer Vorfahren, auf die barbarischen Jahrhunderte zurück; und wenn wir auch zugeben, daß wir in dem Luxus sie übertreffen, so sagen wir uns doch auch die Schmeicheley, daß nicht nur mehr Mäßigkeit im sinnlichen

lichen Genusse herrsche, sondern die Wildheit, Mordlust, und Unduldsamkeit der Alten sich in Menschenliebe, Geselligkeit, Duldsamkeit verwandelt haben. Allein, wie tief werden unsere Ansprüche, nach richtigen Grundsätzen gewogen, fallen!

Die künstliche Erhöhung und Verfeinerung der Sinnlichkeit ist das feine Gift, das die Lebenssäfte der Tugend allmählig auszehrt, und zugleich das Übel mit sich führt, alle die Unheile, die sie stiftet, mit einer Schminke zu überziehen. Der Luxus vervielfacht und erhöht auf eine künstliche Weise den sonst gröbern Sinnengenuß; er vermehrt unsere Gemächlichkeit durch Bediente, Fahrzeuge, und schmeichelt unserer Eitelkeit durch die auszeichnende Schönheit der Wohnung, der Geräthschaften, der Kleidungen. Das alles macht, daß Menschen näher zusammenrücken, um zu sehen, und gesehen zu werden; und führt immer mehr zur Geselligkeit. Wenn die Verfeinerung der Sinnlichkeit ein gewisses Maß hielte, und mit der Ausbildung der höhern Vollkommenheiten der menschlichen Natur, der Vernunft und der Sittlichkeit, sich vereinigte, und gar als Mittel dazu diente; so könnte die gesunde Moral nichts dagegen einwenden. Ich kann mich jetzt nicht darauf einlassen, zu zeigen, daß und wie es bewerkstelliget werden könne. Allein der Wetteifer der höhern Stände, und der verschiedenen Classen derselben treibt

die

die Sache weit über das Gleichgewicht hinaus; und so kommt es denn, daß die Pflege des Luxus, die sich nach der Höhe des Standes richtet, allemahl auch einen desto beträchtlichern Schaden an der geistigen Vervollkommnung des Menschen, und somit auch an der Tugend bewirkt.

Die Erhöhung sinnlicher Genüsse durch allerley künstliche Mittel, die warmen und starken Getränke, die gewürzten Speisen, die Künsteleyen, die Mannigfaltigkeit und Unvereinbarkeit derselben dienen nur dazu, eine übertriebene Reitzbarkeit in die Nerven zu bringen, die Werkzeuge der Verdauung zu schwächen, eine Schärfe in unsern Säften zu erzeugen, und dadurch die festen Theile noch weiter anzugreifen. Die Gemächlichkeit, die Entfernung von aller Bewegung in freyer Luft und Arbeit befördern das Übel noch mehr. Die mancherley Leidenschaften, welche die Auszeichnungslust mit sich führt, tragen das Ihrige nicht weniger bey; und so erhält denn die Reitzbarkeit das Übergewicht über die Festigkeit und Schnellkraft der Nerven; und demnach wird die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Empfindungen und der Einbildungskraft die Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft ungleich herabdrücken.

Es mag seyn, daß der Witz sich durch die Lebhaftigkeit und die Flüchtigkeit der Phantasie hebt; daß

selbst

selbst das Fassungsvermögen im Anfange gewinnt: allein da Alles hier auf Grade ankommt; so wird doch Selbstthätigkeit, und die Fähigkeit aus sich selbst etwas Vernünftiges zu Stande zu bringen, immer mehr herabgesetzt; und manchmahl verliert sie sich so sehr, daß gänzliche Abspannung aller Kraft, und förmliche Stumpfheit der Sinne daraus entsteht. Die Eitelkeit, die ihre Rechnung bey äußerllichen Zeichen der Vortrefflichkeit findet, verdrängt die wahre Ehrbegierde, durch sich selbst groß zu seyn. Das Hindrängen zur Gesellschaft jagt von Zerstreuung zur Zerstreuung, und macht, daß man nicht so leicht zur Besonnenheit, zur stillen Ausbildung des Geistes zurückkehrt. Gleichwie wir durch Cultur unsers Bodens unsern Himmelsstrich südlicher gemacht haben; so geschieht es durch Vermischung der Erzeugnisse aller Klimaten, und durch die Ruhe, die wir annehmen, daß wir unsern Körper und unsern Geist mit den Eigenschaften südlicher Völker, ihrer Empfindsamkeit, Einbildungskraft, frühereifen Verstande, aber auch mit ihrer Unthätigkeit schmücken, und zugleich verderben.

Das Verderbniß unserer Sittlichkeit ist die ganz natürliche Folge. Die eigene Vervollkommnung verliert offenbar. Wir kümmern uns wenig darum, was wir sind, zufrieden mit dem Scheine. Die Mäßigkeit, an der wir die Alten zu übertreffen glauben; die Ver-

hütung der Betrunkenheit ist nur Wirkung unserer Schwäche. Außerdem verzehren wir doch mehr durch Luxus, als die Alten, wenn wir auch weniger geniessen. Warum verschweigen wir aber die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, wodurch wir, wenigstens im Verhältniß auf unsere Körperkraft, die Unmäßigkeit der Alten weit übertreffen? Wenn dieses Übel Folge unserer übertriebenen Reitzbarkeit, unserer lebhaften Phantasie und Unthätigkeit ist, die diesen Trieb nur allzu frühe, nach Weise heisser Klimaten, erwecken; so wirkt es auch, dieses alle Kraft des Körpers und des Geistes zerrüttende Übel, auf die Quelle, woraus es entsproß, hundertfach zurück. Der junge Mensch, der davon ergriffen ist, stumpft sich ab; reibt seine Kräfte auf; körperliche und geistliche Bildung unterbleibt, und wird auch dem besten Erzieher unmöglich. Was den Muth betrifft, werden wir uns ohnehin nicht mit den Alten messen wollen. Wir müßten denn eine Dreistigkeit, die wir uns durch unsern Umgang erworben haben, dafür nehmen; in welchem Betrachte die Alten freylich blöde, aber dabey doch Männer in Gefahren waren.

Doch hierauf werden Sie gerne Verzicht thun; nur wir, werden Sie denken, sind bessere Menschenfreunde, als die alten Unholden. Selbst die Reitzbarkeit unserer Nerven läßt uns mehr Antheil an fremden

Lei-

Leiden und Angelegenheiten nehmen. — Ich will Sie hier nicht sogleich mit dem Einwurfe niederschlagen, daß ein Mensch, ohne eigene Vervollkommnung, ohne Muth, ohne Mäßigkeit, die Dienste, welche die Menschheit von ihm zu fodern berechtiget ist, nicht einmahl leisten kann. Vergebens schmeicheln wir uns, Alcibiaden zu seyn.

Menschenliebe, wenn sie auf Grundsätzen beruht, ist allgemein. Ein Barbar schränkt sich oft nur auf seine Familie, Freunde, Parthey, oder sein Vaterland ein. Für diese ficht er wie ein Löwe: übrigens ist er gleichgültig, und gar gegen Feinde grausam... Wenn wir unsere Zeitgenossen hören, so sind sie Weltbürger, und umfassen Alles mit gleicher Liebe. Leider, eine Weltbürgerschaft, die nirgends zu Hause ist! Diese müßte sich zuerst bey Menschen zeigen, die mit uns in einer nähern Verbindung stehen. Wo ist unsere Familieliebe? Läßt sie sich mit jener der Alten messen? Die Ehe, ein Werk der Politik, und wie ein Kaufmannsvertrag abgeschlossen, mit Hinsicht auf Geld und Gut, die Basis des Luxus; immerwährende Zerstreuung, die uns hindert, die Süßigkeit häuslicher Freuden zu schmecken; Trägheit, die schweren Pflichten des Vaters und der Mutter zu erfüllen; die Entfernung von Kindern, die man den Wärterinnen und dem Gesinde, um desto ungestörter sich den Zerstreuungen

gen

gen ergeben zu können, oder dem Ungefähr überläßt — wie reimt sich das Alles mit Familieliebe? Was ist aus der Freundschaft der Alten geworden, die in Gefahren geknüpft, nur durch den Tod getrennt wurde? Die Veränderlichkeit unsers Gemüthes, die immer etwas Anderes will, wechselt auch mit Freunden. Es ist höchstens nur Durst nach Unterhaltung, was auf einsweilen Freunde macht. Die Selbstsucht, die vom ewigen Ringen nach Mitteln zu glänzen entsteht; die stete Collision der Vortheile; die Eitelkeit; die wechselseitige Verachtung, die sich, bey'm Mangel alles innern Werthes, bald einfindet; das Mißtrauen reißen Alles aus einander. Der Patriotismus verträgt sich nicht mit unserm kalten Egoismus, und unserer Muthlosigkeit. Eben so fällt auch der Geist der Gesellschaft und des Standes weg. Wir können Niemand weniger leiden, als unsere Collegen. Überall sind wir lieber, als unter ihnen. Wir untergraben, wo wir können, ihre Anschläge; wir setzen sie herab, wo wir können. Unsere Gunst bezeigen wir Fremden, die wir gegen Leute unsers Standes in Schutz nehmen. Nur dann regt sich unser Eifer, wenn von einem Fremden ein Angriff auf unsern Stand, auf unser Collegium, oder Familie, oder Vaterland gemacht wird. Der Stolz sieht dieß als eine Herabsetzung eigener Größe an. — Auf diese Weise reimt sich oft eine rasende Anhänglich-

keit

keit an unsere Familie, und ein Bestreben, sie zu bereichern, zu heben, und glänzend zu machen, mit der größten Kälte gegen Gattinn und Kinder, und Verwahrlosung der Erziehung; eine Kälte, die denn auch von Kindern erwiedert wird. Wir lieben also diejenigen, die uns zunächst angehören, nicht; unsere ganze Liebe scheint sich der weiten Welt zuzuwenden. Tyrannen zu Hause, und unsern Collegen unerträglich, sind wir gegen Andere höflich, gefällig, wohlthätig, großmüthig. Schon dieser Widerspruch mag uns von der Leere unserer Menschenliebe überzeugen.

Und was finden wir denn Bewundernswerthes an derselben? Loben wir etwa unsere Geselligkeit? Liegt denn ihr Ursprung tiefer, als in der Unfähigkeit, uns selbst zu unterhalten, in dem Schmachten nach Wechsel, und in der Langeweile, die uns immer verfolgt? Das unaufhörliche Zusammendrängen hat dem Umgange einen Schliff gegeben. Der Exercitienmeister nimmt Stellung und Richtung des Körpers in Arbeit. Der Spiegel unterrichtet uns im Mienenspiele. Die Sorgfalt, oder vielmehr, die ungezwungene Leichtigkeit, alles Unangenehme zu übergehen, Jedem durch Gefälligkeit zuvorzukommen, das Ich zurückzustellen, ist leidige Kunst und Maschinenspiel. Die Lebhaftigkeit und der Witz der Gespräche, und alle Stücke der Unterhaltungsgabe sind sie wohl mehr, als das Werk

einer beweglichen Organisation und gesellschaftlichen Cultur? Unsere Allgefälligkeit, die gar nicht widerspricht und Alles bejahet, dieses Echo jeden Halles, was ist sie anders, als Schwäche und Furchtsamkeit, die uns ganz von Andern abhängig, und auch zum Laster, wozu man uns winkt, und zum Schweigen, wo wir eine niederträchtige Verläumdung mit einem Worte widerlegen könnten, geneigt macht, und uns dahin bringt, daß wir durch Andere denken, durch Andere handeln, und alle Eigenheit unsers Gemüthes verwischen. Daher jene eckelhafte, und die Annehmlichkeit des Umganges selbst störende Ähnlichkeit des Charakters? Wer wird nun darum glauben, unsere Geselligkeit stehe in Verwandtschaft mit sittlichen Gründen? Wer, wenn er nicht Lust hat, sich durch Grimassen täuschen zu lassen, sieht nicht, daß unsere Geselligkeit, statt durch Menschenliebe geadelt zu seyn, vielmehr eine verkappte Menschenfeindlichkeit ist? Unsere Bedienten, welche zu oft die größten Lacher in der Gesellschaft nur als die größten Zänker im Hause kennen, verstehen sich ganz gut auf den Werth unserer geselligen Tugend.

Näher betrachtet, erscheint sie als eine immerwährende Lüge, um alle Welt in Ansehung unserer zu täuschen. Unsere Gesellschaftskunst thut dann nur ihre Wirkung, wenn es uns glückt, Andern viel Glauben

an

an unsere Aufrichtigkeit beyzubringen; wenn wir das Gegentheil von dem, was wir denken und sind, so oft es uns beliebt, mit dem größten Anstand, und mit einem Auge voll Offenheit, scheinen können; wenn es uns nichts kostet, Unwahrheiten mit Wahrscheinlichkeit zu sagen, unsere Unwissenheit und Blöße mit einer wichtigen Miene zu decken, geheimnißvoll auszusehen, wann wir gar nichts zu verbergen haben, und unter Leuten, die unsere Unbedeutenheit nicht kennen, unsere Gönnerschaft feilzubieten; wenn wir Leute verachten, vor deren Überlegenheit unser Innerstes bebt; und hinwiederum vor Leuten, die wir im Innersten verachten, äußerlich kriechen, um bald durch sie desto höher zu steigen; wenn wir mit sanftgebeugter Haltung des Körpers dahinschwebend, mit süßelispelnder Sprache jeden begrüßend, und in sittsame Farben gekleidet, ein anspruchloses Wesen zur Schau tragen; und der ganzen Welt anzugehören scheinen, eben, weil wir auf Alles Anspruch machen, und Alles uns unterwerfen möchten; wenn wir dem die Hände am stärksten zu drücken wissen, den wir bald in den Abgrund stoßen werden, und so behend Freundschaft schwören, ohne sie zu kennen, wie wir oftmahls ohne Zorn fluchen, um Helden zu scheinen.

Das Hauptstudium liegt also darin, sich den Schein eines ehrlichen Mannes zu geben; immer ein schwe-

res

res Stück Arbeit; aber auch, wenn man's weit genug damit gebracht hat, die Kunst, Gold zu machen; das Mittel, mit Menschenköpfen zu spielen, wie man's für gut findet; der Schlüssel zu den Geheimnissen der Herzen; der Weg, Mährchen und Verläumdungen Glauben zu verschaffen. Und so beut die Kunst, uns selbst zu verstecken, der Kunst, Andere auszuforschen, die Hand. Nichts geht über den Drang, alle Leute durch und durch zu kennen, in ihre häuslichen Angelegenheiten, in ihre Bekanntschaften, und alle Verhältnisse einzudringen, der die feinern Gesellschafter belebt. Nicht edle Wißbegierde, sondern elender Vorwitz ist es, was so viele Müßiggänger plagt und treibt, Neuigkeiten dieser Art zu sammeln, und Alles zu verschlingen, was man ihnen hinwirft, und besonders mit einer Art von Heißhunger über die ärgerlichsten und übelriechendsten Geschichtchen des Tags herzufallen. Uns selbst verächtlich, glauben wir allzu gerne Böses von Andern, und wir scheinen darin einverstanden zu seyn, keine Tugend, keinen Ruhm unbefleckt zu lassen. Darauf beruht die Anekdotensucht unserer Tage, die Gefährtinn der Verläumdung. Wohl dem, der sie am besten zu befriedigen weiß! Er hat das Vergnügen, überall gesucht zu seyn, und die Ehre, ein guter Gesellschafter zu heißen. Daher das Bestreben, die Canäle zu erfahren, wo Etwas auszukundschaften ist; die

Conns-

Connexionen und günstigen Augenblicke zu wissen, wodurch uud wann sich etwas erhaschen läßt; und die mit eben dieser Krankheit Behafteten zu kennen, um durch eine Art von Tauschhandel bey ihnen zu gewinnen. Daher der hohe Werth des Chartenspiels, das nicht nur zum unentbehrlichen Mittel wider die Langeweile, sondern auch zum Compaß dienet, um überall hinzukommen, und den Zirkel der Bekanntschaften immer mehr zu erweitern.

Das Alles ist nur Vorkenntniß und Vorübung, um in die hohe Kunst der Intrigue eingeweiht zu werden. Alles in der Welt unter einander mischen, Freunde trennen, Jeden in unser Interesse verflechten, und wo wir nicht unmittelbar wirken können, uns hinter Andere stecken, in dieser Absicht überall seinen Mann kennen, und wissen, wo man den frommen, den klugen, den ehrlichen Mann braucht; und noch weiter, alle Personen, Zugänge und Mittel übersehen, wodurch sie zu gewinnen sind; ohne sich über die Mittel sowohl als den Zweck viel Sorge zu machen, das ist das Ganze. Diese Künste der Verstellung, des Aushohlens, der Intrigue — die Elemente der großen Welt — wollen im Grunde wenig sagen. Die zu aller Geistesarbeit untüchtigsten Köpfe sind oft Genies im Puncte der Verschmitztheit. Eine gewisse Art von Witz, das Mitgift der verzärtelten und unthätigen

Welt,

Welt, eine stets darauf gespannte Beobachtung, und langwierige Übung thun Alles. Die kleinen Leute, die, ohne Selbstständigkeit, nur durch die Meinung Anderer Etwas sind, und nur im Sonnenscheine des Hofes und Glückes leben und weben, kennen keine edlern Mittel, ihre Existenz zu sichern. Elende Geselligkeit, die du an die Stelle der alten rauhen Ehrlichkeit getreten bist, wie unglücklich machst du das Menschengeschlecht! Du, unter den Plagen der Menschheit gewiß eine der größten, zernichtest die Freundschaft, die Trösterinn unserer Leiden; du störst den Umgang, und vergällest die Süßigkeit desselben; du streust überall Furcht, Mißtrauen, Kälte, Rückhaltigkeit aus; du zwingst die edelsten Menschen zur Einsamkeit, und vermehrst den Unglauben an Menschentugend!

Was rühmen wir an unserer Geselligkeit noch weiter? Unsere Gastfreyheit vielleicht? O daß wir doch dieses schöne Wort nicht mißbrauchten, und uns eine Eigenschaft der alten Welt nicht beylegten, auf die wir so wenig Anspruch zu machen haben! wir, die wir die gemeinern und weniger prächtigen Arten derselben so ganz aus unsern Häusern verdrängt haben, daß nun nur noch gewisse Reste derselben bey'm niedern Bürger und Landmanne zu sehen sind; fast, wie es scheint, um nur desto seltener, aber in einer verschwenderischen Größe zu glänzen; wir, bey denen die Herzensergies-

sung

sung so wenig Antheil daran hat, daß wir entweder der Eitelkeit, oder einem dabey berechneten Vortheile nachjagen; wir, die jedesmahl durch Erpressungen und Kargheit gegen die Unserigen die Lücke wieder zu füllen suchen; wir, die entweder durch Geiz oder Verschwendung ausschweifen — die zwey Extreme, worauf die der Üppigkeit am meisten ergebenen Stände gerne verfallen; wir, die wir unsere Schulden unbezahlt lassen, um Gastmahle und Schankungen zu geben; und aufhören, ehrliche Männer zu seyn, um Menschenfreunde und Wohlthäter zu scheinen.

Die Wohlthätigkeit ist's freylich, mit deren Schein wir gerne unsere Armuth an wahrer Tugend zudecken. Allein was haben wir denn hierin vor den Alten? Die Selbstsucht, so hoch durch die Bedürfnisse des Luxus getrieben, ist der Edelmuth nicht wohl fähig. Was wir auch thun, hat oftmahls mehr das Ansehen eines Theaterstreichs, als der Güte. Wer sollte nicht bisweilen dem schönen Nahmen eines Menschenfreundes, wovon man so viel spricht, um desto weniger zu thun, ein kleines Opfer, unter Posaunenschall, bringen! Am liebsten ist uns jene Wohlthätigkeit, die uns nichts kostet, als eine Empfehlung. Am meisten thun wir uns zu gut auf unsere Protectorschaften; eine wohlfeile und herrschsüchtige Art von Wohlthätigkeit! Wir können uns einer Seits wegwerfen, um anderer

Seits zu scheinen, als hätten wir viel Einfluß; um die Zahl unserer Clienten, unserer Sclaven, zu vergrößern. Eine Regierung, die diese Anschläge nicht begünstigt, fällt uns unerträglich. Da wir einmahl so gerne Schöpfer fremden Glückes seyn möchten; so wünschen wir auch, es in der ganzen Bedeutung des Wortes zu werden, und unsere Geschöpfe aus Nichts, auf den allmächtigen Wink unserer Laune, hervorzubringen. Wir wählen uns einmahl gewisse Günstlinge, die wir aus dem Staube erheben wollen, entweder weil es uns, oder weil es Andern, die uns bitten, so gefällt. Das Geschöpf unserer Eitelkeit und Herrschsucht gedenken wir nun der Welt aufzudringen, es koste, was es wolle. Was es thut, ist herrlich, vortrefflich, göttlich! Der kriechende Pflegsohn muß einmahl gehoben seyn, auch mit Zurücksetzung und Verdrängung ehrlicher und verdienter Männer.

Thun wir auch hie und da Jemanden, ohne dergleichen Absichten, etwas Gutes: geschieht es nicht oftmahls bey einer vortheilhaften Stimmung unserer Nerven, im Anstoß einer guten Laune? Hat denn nicht unsere Empfindsamkeit eine grämliche Empfindlichkeit zur Gefährtinn? Bezeugt es nicht die Erfahrung, daß gerade in den größern Städten, in den höhern Zirkeln, wo man Lustbarkeiten am meisten nachjagt, Fröhlichkeit und Zufriedenheit um so mehr

ent-

entfliehen, und eine gewisse Düsterheit sich auch über das äußere Wesen verbreitet? daß die Gebiete des Menschenhasses und der Menschenliebe sich ganz wunderbar durchkreuzen? Wie oft stoßen wir, bey einer Mißstimmung der Nerven, mit eben der Leichtigkeit Alles von uns, mit der wir es vorher an uns gedrückt hatten? Wir übertreiben es mit der Güte, wie mit dem Zorne. — Alles leidige Folge der Verzärtlung. Zwar rühmen wir uns eines guten Herzens; aber ist es wohl mehr, als die schon gerügte Gefälligkeit der Schwäche; oder, wenn es etwas Anderes seyn soll, die so gepflegte Empfindsamkeit, die in idealischen Welten vor Wonne und Mitleid zerfließt; und in der wirklichen, wo sie allenthalben anstößt, Alles umwirft, und mit übler Laune versäuert? jene Empfindsamkeit, die ihre Zärtlichkeit an Thieren verschwendet und Menschen unterdrückt; und die sich bey uns, wie bey den alten Römern, zur Zeit ihrer Ausartung verspüren läßt; ein Ähnlichkeitspunct, worin barbarische und überfeinerte Völker gerne übereinkommen.

Spricht man uns auch, werden Sie vielleicht denken, Wohlthätigkeit und Güte ab; so muß man uns doch Gerechtigkeit und Billigkeit, worin wir unsere Vorfahren übertreffen, dieses unzweydeutige Merkmahl der fortschreitenden Menschenliebe, lassen. . . Was unsere Gerechtigkeit betrifft, räume ich's gerne

ein: wir beunruhigen die Landstraßen nicht mehr, wie in den Jahrhunderten des Faustrechts: wir betrügen nur den friedlichen Handelsmann um seine Waaren; wir richten ihn durch Schulden, die wir über unsere Kräfte aufhäufen, zu Grunde; wir machen Verschwörungen wider den Credit eines Mannes, der, aus guten Gründen, uns den seinigen versagte. Noch bedienen wir uns des ehemahls so hochheiligen Ehrenwortes; aber dieser leere Schall dient nur, Unkundige zu betrügen, und Frauenspersonen zu verführen; und wir machen uns wenig daraus, Verträge, die der Niedrigste erfüllt, zu brechen, oder doch Andere zu zwingen, ihren gerechten Foderungen zum Theil zu entsagen.

Unsere Billigkeit wird doch nicht aus der so gepriesenen Toleranz gegen anders Denkende erhellen sollen? Gerne würde ich es zugeben, wenn nur auch erwiesen wäre, daß die Toleranzprediger aus Grundsätzen handelten. Zum Unglücke treibt aber die Eitelkeit ihr Spiel auch mit diesem Modewort. Man geht dem Manne aus einer fremden Kirche mit Freygebigkeit entgegen, und karget gegen den Glaubensbruder. Was heißt denn wohl Toleranz bey Vielen, die dieses Wort so gerne sprechen, ohne dessen Sinn zu fassen? Nicht mehr, als Gleichgültigkeit gegen die Religion. Man hat über religiöse Gegenstände wohl gar keine

Meinung, und nichts als Kälte dagegen. Hat man aber einmahl entschieden; dann fahre wohl Toleranz! Sind denn nicht die Atheisten, selbst nach der Geschichte unserer Zeit, die intoleranteſten Toleranzprediger?

Aber der Eifer für die Rechte der Menschheit wider Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ist doch eine sichere Probe unserer billigen Denkart, und quillt aus einer lautern Quelle! — Ich zweifle sehr, ob nicht Neid und Hochmuth oft die Patriotensprache reden. Am Platze Anderer würde man's eben so machen; und an unserm Platze, begegnen wir gerade den unter uns Stehenden nicht besser, von einem hohen Staatsamte herab bis auf eine über das Gesinde despotisirende Frau. Wie oft läßt sich hier anwenden, was Plato dem Diogen sagte, als dieser die Fußteppiche Plato's mit schmutzigen Füßen zerstampfend rief: Ich trete Plato's Hochmuth mit Füßen! Ja, sagte jener, aber mit einem noch größern Hochmuthe.

Grausam sind wir doch einmahl nicht so, wie die Alten — das wird man der jetzigen Welt nicht absprechen! — In der That das Wenigste, was man noch fodern kann! Es ist wahr: der zarte Nervenbau erträgt den Anblick vom Blute nicht. Unser Mitleid ist aber bloß eine unangenehme Erschütterung unserer Organe, und hängt mit unserer Vernunft sehr wenig zusammen. Geradezu grausam sind wir daher nicht; aber

auf

auf eine mittelbare Weise desto mehr. Wir sagen Niemanden eine Grobheit in's Gesicht; und abwesend durchbohren wir die besten Herzen mit Intriguen. Wir tödten unsern Feind nicht; wir verläumden nur unsern Freund. Wir ergötzen uns nicht an blutigen Schlachtfeldern; wir zerstören nur durch Wollust Menschenwohl. So lange Wollüstigkeit das herrschende Gebrechen unsers Zeitalters ist, entheiligen wir doch den Nahmen der Menschenliebe nicht! Scherze, Gelächter und Leichtsinn bedecken den Abgrund, in den wir die Menschheit stoßen, mit Rosenblättern; aber ein Hauch zerstreut sie, und macht unsere Grausamkeit sichtbar. Wir füllen das Herz unserer Gattinnen mit Jammer; wir machen die eheliche Gesellschaft überall zum Gegenstande des Abscheues und des Lachens; wir verderben die Kinderzucht; wir versplittern die Habschaft unserer Kinder; wir verleiten sogar das Gesinde zur Pracht, zur Dieberey, zum Ungehorsam, und verwirren so die Haushaltungen mit Uneinigkeit, Kummer, und Vorwürfen. Wir richten die Scham und mit ihr die ganze Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts zu Grunde, zum unvermeidlichen Nachtheil der Erziehung, die in desselben Händen liegt. Wir setzen die Ehre und Achtung desselben durch die ärgerliche Chronik, wovon wir so voll sind, durch Erzählungen dessen, was wir gethan und nicht gethan

ha-

haben, so herab, daß es kein Gegenstand einer Freundschaft werden kann, und die Scham, die von der Natur gesetzte Schranke, ganz hinwegfällt. Wir verleiten es zur Lüge, Verstellung und Eitelkeit; und machen den Charakter desselben ganz verächtlich. Ohne Bedauern und im Scherze richten wir eine Unschuld zu Grunde, das Werk der sorgfältigsten Erziehung; wir geben sie, und die Früchte unsers Umganges einem lasterhaften, schamlosen, kummervollen Leben Preis; wir stürzen die Verzweifelnden früher in ein ehrloses Grab; wir zerrütten alle Bande der Gesetze und der Natur; wir vermehren das Heer der Krankheiten, die das Menschengeschlecht plagen; wir vergiften die Quelle des Lebens für künftige Geschlechter; und vermehren wenigstens, so viel an uns liegt, den Leichtsinn, der uns ein sieches, entkräftetes, abgeartetes Menschengeschlecht bereitet. Wir verwüsten mehr, als die Vielen, die unter den Händen des Scharfrichters bluteten; mehr als Tyrannen — die Schrecken des Menschengeschlechts — und wir können noch, am Rande des Grabes, das wir der Menschheit gegraben, uns Menschenfreunde lügen!

Gott, wenn wir mit deinem Auge in die Zukunft hinausblicken könnten, was würden wir sehen! Ach! vielleicht — nach etlichen Generationen — ein blasses, zitterndes, ausgezehrtes Geschlecht, ohne Thatkraft,

ohne

ohne Ordnungsliebe, ohne Wissenschaft, untüchtig zu den Ämtern des Staats und der Kirche, und zu den Bürden, die ihre Vorfahren mit Leichtigkeit trugen, und die sie kaum mit einem Finger berühren können: und doch hingegeben allen thierischen Ausschweifungen, der hämischen Bosheit, und der tückischen List, von allen Grundsätzen der gemeinen Ehrlichkeit verlassen; alle Anstalten der Erziehung vereitelt, verkehrt, ihrer Früchte beraubt; vielleicht Alles hinabgesunken in das nahmenlose Elend, worin wir gefallene Nationen bejammern, die ehemahls nicht schlimmer waren, als wir; vielleicht zweyte September mit Blute bezeichnet in den Jahrbüchern der Menschheit! Ohne mit Gottes Auge in die Zukunft dringen zu können, sollten wir wenigstens sehen, ob nicht Ursachen zu diesen Folgen und Spuren des Hinabsinkens vor unsern Augen liegen; und ob die Jugend der jetzigen Zeit die großen Erwartungen verdiene, mit denen man sich oft schmeichelt; ob nicht der Spruch eines Römischen Dichters auf seine Zeit unter uns schon in die Erfüllung ging: Unsere Väter, schlimmer als unsere Voraltern, haben noch schlechtere Menschen als sie, und Väter der lasterhaftesten Nachwelt hinterlassen. Indessen ermüden wir unsere Köpfe mit Projecten für Finanzen und Gesetzgebung; allein wer gibt Menschen dazu, wie sie seyn sollen? Werden wir wohl den Staat selbst für

die

die Zukunft sichern, wenn wir jetzt die Sittlichkeit erschlaffen lassen; da es doch entschieden ist, daß die besten Gesetze den Mangel der Sitten nicht ersetzen; wohl aber Sitten den Mangel der Gesetze. Unterdessen, statt die Nothwendigkeit zu fühlen, Gesetzeszwang mit bessern Anstalten der Sittlichkeit zu vereinigen, führen die Beamten des Staats und der Moral, noch im Kleinen, den alten Krieg des Priesterthums und des Staats fort; machen sich jeden Fuß Erde streitig; der stärkere Theil setzt den schwächern, so gut er kann, herab, rächet sich an dem Hochmuth der Vorfahren auf Unkosten des Staats, und legt ihm Hindernisse; und der letzte Schüler Justinians scheint noch zu zweifeln, ob der Stand, der die Menschen zu **unterrichten** hat, mit jenem verglichen, der sie **abrichtet**, noch einen Werth für die bürgerliche Gesellschaft habe. Man legt Alles darauf an, die Beschwernisse desselben zu vergrößern, und die öffentliche Achtung zu mindern; und scheucht so von ihm tüchtige Köpfe weg, ungeachtet es da, wo die Amtsführung in Bildung und Überredung besteht, gewiß nicht weniger auf die Güte des Kopfes und Herzens ankommt, als da, wo hauptsächlich Alles nach dem Lineal des Gesetzbuches gemessen wird.

O daß doch beyde Stände heute vor dem Altare Gottes und des Vaterlandes sich verbänden, Hand in

Hand

Hand am allgemeinen Wohl zu arbeiten, und sich wechselweise zu unterstützen! — Die Sittlichkeit würde unter uns aufleben, und den Gesetzen Kraft und Wirksamkeit geben. Der Staat stünde vor allen Übeln geborgen; und die frohe Nachwelt würde diesen Tag segnen!

Dritte Rede.

Praktische Vorschläge zur Wiederherstellung der Sittlichkeit.

Lebt nach dem Geiste, und befriediget die Lüste des Fleisches nicht. Das Fleisch strebt dem Geiste und der Geist dem Fleische entgegen: beyde bestreiten sich wechselweise, und verhindern euch zu thun, was ihr zu thun wünschet. Zu den Gal. K. V. v. 16. 17.

Die Geschichte unsers eigenen Herzens gibt uns die beste Erklärung dieser Stelle. Wir alle sind aus einem Widerspruche, einer sinnlichen und einer vernünftigen Natur zusammengesetzt, und in uns selbst getheilt. Indem wir den Trieben und Neigungen folgen, die in uns liegen, und dem Naturgesetze der Glückseligkeit gemäß leben; so ist es die Vernunft, welche ihre Stimme dagegen erhebt, und ihre in An-

spruch

spruch genommenen Rechte zurückfodert. Mensch, spricht sie im ernsthaften Tone, du bist nicht blos Sinn: du bist mit Vernunft begabt, die ein höheres Gesetz für dich enthält. Du bist nicht hienieden, um als feiger Sclave den Bedürfnissen und Lüsten deines sinnlichen Daseyns zu dienen: du hast eine höhere Abkunft und eine edlere Bestimmung: Entschwinge dich der niedern Region entehrender Leidenschaften, und flüchte dich in das Gebiet der göttlichen Freyheit. — Mit Ehrfurcht vernehmen wir ihre Gebote: wir fühlen die Kraft ihrer Wahrheit und die unwiderstehbare Macht ihrer innern Güte: wir sind entschlossen, weise zu seyn; allein welche Ohnmacht lähmt nicht unsern Willen, wenn wir unsere Entschließung ausführen sollen! Und wie oft ist es doch nur Scheintugend, was wir zu Stande bringen! Die Sinnlichkeit setzt nicht nur den Vorschriften des Gesetzes die stärksten Foderungen, wodurch unsere Vorsätze so oft vereitelt werden, entgegen; sondern sie schiebt auch der Tugend ihre Wünsche und Begierden unter, und verwandelt ihre Werke in eine bloße Naturerscheinung, die keinen sittlichen Gehalt hat. Dort handeln wir gerade zu gesetzwidrig; hier sind zwar unsere Handlungen dem Gesetze gemäß; aber sie sind nicht aus der reinen Absicht und dem uneigennützigen Beweggrunde, der das Wesen der Tugend ausmacht, entsprungen; und diese

letzte

letzte Handlungsweise ist um so schlimmer, je mehr sie die Augen der Menschen täuscht, und uns selbst in dem süßen Wahne unserer sittlichen Güte einschläfert. Eben dieselbe Macht, welche die Sinnlichkeit über den einzelnen Menschen ausübt, übt sie auch über ein ganzes Volk aus. Wie oft setzen es nicht Leidenschaften in eine fürchterliche Bewegung, und treiben es durch einander, wie der Wind die Wellen der schossenden Saat? Wir haben, Hochansehnliche, auf Erden mit vielen Feinden zu kämpfen; aber der gefährlichste sind wir uns selbst, oder die Sünde, an die wir uns ergeben, ist es: sie führt uns und unser Geschlecht auf den Rand des Verderbens hin, zerstört unser privat und öffentliches Wohl, und straft uns durch einen undurchdringlichen Zusammenhang der Dinge in der Welt zu unserer eigenen Schande selbst. Nur die Tugend bringt Ordnung, Ruhe und Übereinstimmung in das Herz des Menschen, in das Herz der Nationen. Aber wie werden wir die sinnlichen Neigungen in uns beherrschen, wie den verborgenen Einfluß der Wollust und des Eigennutzes auf unsere Handlungen verhindern? Wie werden wir die Macht der Leidenschaften, die im Volke liegen, mäßigen, wie gute Sitten unter ihm erhalten und einführen können? Dieß ist es, was wir untersuchen wollen. Die Bildung des Einzelnen von uns und die Bildung unsers Volkes

zur

zur Tugend sey der Gegenstand unserer Betrachtung. Schenken Sie mir ihre geneigte Aufmerksamkeit! —

I.

Willst du tugendhaft werden, o Mensch, so denke oft in einsamen Stunden, und wann eine Stille in deinem Gemüthe herrscht, wie die Stille der Nacht bey dem blassen Mondesscheine, denk' oft über die Unwürdigkeit, die Qualen und Schmerzen eines leidenschaftlichen Zustandes nach, und betrachte die Nichtigkeit und den Tand der sinnlichen Güter, um die sich deine Wünsche und Neigungen unaufhaltsam winden. Reisse dich dann von dem Irdischen los, und durchforsche dein Innerstes: durchforsche die Tiefe und die Höhe der sittlichen Natur, die dich so weit über die Sinnenwesen emporhebt. Lern' in dir den überirdischen Charakter der Menschheit, wodurch du zugleich Glied einer andern Welt bist, näher kennen, und unterwirf dich ehrfurchtsvoll dem heiligen Gesetze, das sich dir offenbart. Sprich: Unwissend bin ich und schwach: ich will vertrauensvoll auf deiner Steige der edlern Bestimmung, die du mir aufschließest, entgegen wandeln: ich will in den Finsternissen des Lebens deinem Lichte, in den labyrinthischen Gängen desselben deinem Fingerzeige folgen. — Durch diese Betrachtungen wirst du die Übermacht deiner Sinnlichkeit schwächen,

chen, und deine sittlichen Kräfte werden durch die erhöhte Ehrfurcht gegen die Tugend eine freyere Wirksamkeit erhalten. Lassen Sie uns, Hochansehnliche, den Versuch machen.

Was ist der Mensch, der nur in der Befriedigung seiner Neigungen lebt, und kein anderes Bewußtseyn von sich hat, als das Bewußtseyn seiner sinnlichen Lüste und Bedürfnisse? Der Sinnliche gehört nie sich selbst zu. Zeit und Jahre treiben andere Leidenschaften in ihm hervor, und lassen andere in ihm absterben, indessen jede der vorhergehenden der folgenden die Herrschaft übergibt, die sie besaß. In den Adern des Jünglings wallt das Feuer der Wollust, und er trinkt lechzend aus der Schale des Vergnügens. Den Mann treibt Ehrbegierde, und hält seine Geistes- und Körperkräfte in einer schmerzhaften Spannung. Die Glieder des Greises zieht die Furcht zusammen, und er verlebt den Rest seiner Tage bey erkargten Schätzen. Unwürdig der Freyheit, die der Sinnliche besitzen soll, ist er, so lang er lebt, ein Sclave einer äußern Nothwendigkeit. Auf ihrem Geheiße haßt er in dem kommenden Augenblicke, was er noch in diesem schwört, ewig zu lieben; er zerstört, was er einst so mühsam aufbaute; wirft von sich, wornach er bey schlaflosen Nächten strebte. Die Freude, die ihm die Fülle des Lebens zu seyn schien, wird ihm wider seinen Willen

gleich-

gleichgültig; und er hat nur eine Thorheit mit der andern vertauscht, wenn er sich von der ersten losgewunden hat. Müde der Zerstreuungen, sucht er Ruhe und Erhohlung in der Einsamkeit, und findet sie nicht in dem geräuschlosen und einförmigen Umgange mit ihr; lange Weile zwingt ihn, die Vergnügungen, für welche längst seine Sinne stumpf geworden sind, von neuem aufzusuchen, und üble Laune, die sich seiner Seele bemächtigt hat, ändert ihn in jeder Minute um, und macht ihn endlich sich selbst unerträglich. Wer es weiß, Hochansehnliche, was es ist, sich selbst zu leben, wer Sinn für Freyheit hat, und Eifersucht genug, sich selbst zu besitzen, wird der sich das Joch dieser feigen Knechtschaft gefallen lassen?

Freylich sind viele Vergnügungen mit der Befriedigung unserer Neigungen verbunden; aber wie flüchtig sind sie nicht, und wie wenig im Stande, die Leere unsers Herzens auszufüllen? Uns strömt die Lust durch alle Sinne zu; und doch wird unser Herz nie voll. Wir erhöhen ihre Reitzbarkeit, schaffen neue Freuden; und doch geschieht es nur in dem Augenblicke der Berauschung, wo wir sprechen: **Du bist glücklich, dein Herz ist zufrieden:** schon in dem folgenden nehmen wir unser Wort zurück. Jede Lust, die wir genießen, erstirbt uns gleichsam unter dem Genusse, und läßt die Spur ihres Daseyns nur in

einer

einer noch heftigern Begierde nach neuer und erhöhter Lust zurück. Umsonst bemüht sich der Wollüstling, sie anzuhalten; umsonst sieht er ihr mit schmachtendem Blicke nach: sie ist seinen Händen entwischt; sie ist verschwunden. Er trinkt sie in seiner Fiberhitze wie Wasser, und sie erquickt ihn nicht: er trinkt sie wieder, und sie wird brennendes Feuer in seinen Eingeweiden. Welcher Schmerz, welche mühsame Anstrengung, welcher Mißmuth des Geistes ist nicht mit diesem Zustande verbunden!

Und was sind denn die Dinge, denen unsere Gedanken und Begierden so mächtig entgegen streben? Eitelkeiten sind es, die dahin rauschen; leere Gestalten, die einander verdrängen, und auf ihrer Flucht wie Nebelbilder zerfließen. Was ist der Reichthum, für welchen alle Sennen und Nerven des Geizigen lebenslänglich gespannt sind? Es ist ein Gut, welches der Zahn der Zeit zermalmt; ein Gut für jeden andern, nur für den nicht, der es besitzt, und keine Macht darüber hat. Öffne, spricht der Prediger Kap. 5. Öffne die Hand des Kindes, das du gezeugt hast: sieh, es hat nichts mit zur Welt gebracht: so nimmt auch der Mensch von seinem Erwerbe nichts mit sich fort. Nackt wie er zur Welt kam, verläßt er sie: der Unglückliche hat nur für einen Fremden gesammelt.

Was ist das Lob, was ist der Nachruhm, für welche der Eitle seine Nächte durchwacht? Das Lob ist ein süßer Ton, der einige Augenblicke auf den Lippen unserer Zeitgenossen schwebt, mit Mühe eine Spanne des unendlichen Raums ausfüllt; aber ohnmächtig zu Boden fällt, sobald der Wind von einer gewissen Seite her ungünstig weht. Der Nachruhm ist eine Selbsttäuschung, die den Thoren mit der vergeblichen Hoffnung der Unsterblichkeit hinhält, indessen sie ihm die Ruhe und den Genuß des gegenwärtigen Lebens raubet. Was ist die Wollust, welcher die Welt huldigt? Sie ist eine Berauschung unserer Sinne, welche das Gemüth betäubt; eine Erschütterung in den Organen unsers Körpers, die eine um so größere Erschlaffung zurückläßt, und sich in Schmerzen endigt. — Wie unglücklich wäre unser Geschlecht, wenn diese Dinge das einzige und höchste Ziel seines Strebens wären! O dann wäre uns die Vernunft zur Qual gegeben; oder die Thiere wären zum wenigsten unter der Leitung ihrer beschränkten Instincte glücklicher, als wir, die einen unbeschränkten Trieb nach Glückseligkeit in sich herumtragen, ohne ihn je durch irgend ein Erdengut befriedigen zu können! Denn was sind die Güter der Erde anders, als die Löhnung des Todes, dem wir, solang wir hienieden sind, dienen? Ist auch nur ein einziges unter ihnen, durch das wir uns von der Verwesung loskaufen könnten?

 Nein,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nein, Mensch, du bist zwar der Gott der sichtbaren Schöpfung; aber doch nur aus Staube zusammengesetzt. Einst werden Würmer dein Unterbett und Motten deine Decke seyn. Dein Leben gleicht einem Traume der vorgestrigen Nacht, und verhallt wie ein Ton in den Lüften; du wanderst durch dasselbe wie ein Schatten, wie eine Gestalt durch den Spiegel, ohne eine Spur deines Daseyns zurückzulassen. Noch ein wenig: und du bist nicht mehr. Du bist nicht mehr, wie deine Väter alle: sie sind vorübergeeilt wie ein Bothe, und du eilst ihnen nach. Sollte dich der Gedanke an dieß traurige Menschengeschick nicht von deinen Thorheiten heilen, nicht weise und nüchtern machen? Sollte dich der Anblick der Gruft, in die wir alle eingehen müssen, nicht von deinem Taumel, deinen eiteln Zerstreuungen, deinem schnöden Gelächter zurückbringen? Sollte er in dir nicht das Verlangen nach einem edlern und unverweßlichen Gute, nach einem Gute, durch das du dein Leben retten könntest, rege machen? Bald, o bald verwelken die Blumen, womit deine Leidenschaften die Fesseln umwunden hatten, die sie dir anlegten: bald drückt dich ihre Last darnieder, wenn sie die leichte Hand zurückziehen, die sie tragen half. Ist der Frühling und der Sommer deines Lebens dahin: dann verlieren sich diese Ungetreuen aus deiner Gesellschaft; sie verlassen dich, wenn

dich

dich deine Jahre an den Rand des Grabes hingeführt haben. Wo ist alsdenn der Stolz auf deinen Rang, deine Schönheit und Körperstärke hin? Die Rolle, die du in deinem Leben spielest, gleicht einer Theaterrolle: der Tod reißt dir den schimmernden Anzug ab, und du stehst nackt da, nicht unterschieden von dem gemeinsten Bettler. Er haucht dich an, und die Rosenfarbe weicht von deinen Lippen, und Todtenblässe sitzt darüber; dein Auge, aus dem der sanfte Glanz der Freude strahlte, aus dem der Blitz der Wollust sprang, ist gebrochen. Er berührt die Muskeln, die einst die Fülle deiner Jugendkraft anschwellte, und ihre Schnellkraft ist dahin. Und du solltest, wenn du dieß überdenkst, nicht von deiner Eitelkeit zurückkommen? Sieh, der Tod macht alle gleich; er stellt den Treiber und den Entflohenen, den Despoten und den Sclaven auf eine Linie hin. Und dieser Gedanke sollte nicht alle Härte und allen Übermuth aus deinem Gemüthe verbannen? das Gefühl deiner Ohnmacht in dem Kampfe mit ihm sollte die Verwegenheit deines Herzens nicht demüthigen? Wo sind die Lüste des Gaumens, wo die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes hin? Sie sind davon geflohen, nachdem sie die bewunderungswürdige Maschine deines Körpers zerrüttet und deinen Geist getödtet haben. Hast du aber nur im Verweßlichen ausgesäet, was kannst du anders als Verwesung ernten?

Und wenn nun, Hochansehnliche, bey dem in unsere Seele tretenden Gedanken an das Grab unsere Neigungen fliehen, unsere thörichten Wünsche schamroth werden; wenn unsere irdischen Gedanken von uns fallen, wie das Laub im Herbste von den Bäumen: welche Umstimmung muß da nicht in unserm Innern vor sich gehen? Wird uns dann nicht die ungewöhnliche Stille, die in unserm Gemüthe herrscht, die leisere Stimme der Vernunft hören lassen? Und wenn wir, durch sie geweckt, unsern Blick von allem Äußern abziehen und in uns selbst kehren: wie groß muß nicht unser Erstaunen seyn, wenn wir die erhabene Anlage unserer sittlichen Natur entdecken? Welche Ehrfurcht muß uns nicht gegen unser unzerstörbares, freyes, sittliches Selbst erfüllen? Werden wir nicht hier den **Frieden** suchen, nach dem sich unser Gemüth bey der unerträglichen Unruhe seines leidenschaftlichen Zustandes so lange gesehnet hat? Werden wir hier nicht die **Freyheit** suchen, nach der wir unter der Tyranney der sinnlichen Triebe so lange seufzten? hier nicht das **Glück** suchen, das wir außer uns nirgends fanden?

Wie habe ich mich so lange mißkennt, werde ich zu mir selbst sagen? Wie war es möglich, daß ich mir so lange ein Geheimniß blieb? Was ist das in mir, wodurch ich, ein Wesen so schwach, so eingeschränkt, so abhängig, dennoch im Stande bin, mich der von

allen Seiten eindringenden Naturnothwendigkeit entgegenzusetzen? Woher die Macht, woher die Heiligkeit des Gedankens an Pflicht? Ich bin mit Ehrfurcht erfüllt, wenn er gebietend mit dem Ansehen einer Gottheit in meiner Seele steht; ich kann der unsichtbaren Macht nicht widerstehen, die mich vor ihm niederbeugt, ob mich gleich kein Gewinn und keine Lust dazu hinzieht! Woher das Gesetz in meiner Vernunft, das mächtiger ist, als das Gesetz der Eigenliebe, das in meinen Gliedern herrscht; ein Gesetz, von dem ich mich nicht lossagen kann, wenn ich mir gleich Mühe gebe; das ich achten und billigen muß, ob es mir gleich mit unabbittlicher Strenge den süßesten Genuß verbeut? Woher dieses Gesetz, dessen Übertretung mich mit dem Gefühle einer Unwürdigkeit erfüllt, die mir unerträglicher ist, als der Mangel aller körperlichen Bedürfnisse; dessen Beobachtung mir hingegen auf dem Wege der Selbstbeherrschung einen Lebensgenuß zuführt, den ich in den Bechern der Wollust nie gefunden habe? Durch den Gehorsam gegen dasselbe werde ich mir erst theuer, und halte mich meines Lebens und des mir zu Theil gewordenen Erdenglückes würdig. Erhabene Gedanken, **Pflicht**, **Gesetz**, und du, o göttliche **Freyheit**, die du aus ihrem Schooße hervorgehst! Ihr steht unbewegt in meinem Gemüthe, wenn alle seine Neigungen und Wünsche, alle

seine

seine Erdengedanken und Hoffnungen wandelbar sind! Ich bemühe mich euch zu fassen. Durch euch erhalte ich erst Aufschluß über mein Wesen, über meine Abkunft, über meine Bestimmung. In euch liegt das Creditiv meiner vernünftigen und geistigen Natur und ihres sittlichen Vermögens; ihr führt mich auf die Erkenntniß eines höchsten Urwesens, dessen Wohlwollen und keinem blinden Triebe ich mein Daseyn verdanke, und weiset mir eine Bestimmung an, die nicht nur mehr Würde, sondern auch eine größere Ausdehnung hat, als jene ist, auf die mich der Mechanismus der Natur hinwies. Wohnend in meinem sterblichen Leibe verbindet ihr das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, die Gegenwart mit der Zukunft, und knüpft mich mit dem Schöpfungsbande an Gott, der kein Theil der Welt, der erhaben über die Natur, ihr Schöpfer und Erhalter ist. Durch euch erhebe auch ich mich über sie, erhebe mich über mich selbst, in so ferne ich ihr Werk, in so ferne ich sinnlich bin. Durch euch besitz' ich mich und bin frey; finde ein neues Leben in mir, dem mein irdisches Leben nur zur Grundlage dient, und spreche stolz und vertrauensvoll zu der mütterlichen Erde: Ich gehöre nicht ganz dir zu.

Die Wahrnehmung dieser göttlichen Anlage in uns, Hochansehnliche, muß sie uns nicht mit einer himmlischen Begeisterung erfüllen, sie zu entwickeln? Welche

Aus-

Ausdehnung, welchen Schwung muß sie nicht unserm Geiste geben, seiner erhabenen Bestimmung entgegen zu arbeiten? Wahrhaftig, wenn etwas Ewiges und Göttliches unter der Sonne ist, muß sie es nicht in ihrer Veredlung und Ausbildung seyn? Ja, sie ist es: sie gleicht einer Insel mitten auf dem unermeßlichen Meere der Vergänglichkeit. Sollten wir uns nicht aus der stürmenden See dahin flüchten, und auf derselben dem treibenden Strome und dem bunten Wechsel der Dinge zusehen, die er stolz einherträgt, um sie mit sich in den Abgrund des Nichts zu stürzen? Sollten wir uns nicht in ihrem Gebiete, wohin die zerstörenden Kräfte der Natur nicht reichen, anbauen, und auf demselben das einzige, höchste und unverweßliche Menschengut nicht suchen, das Gut eines gegen sich strengen, Gott ergebenen und gerechten Willens? Sollten wir nicht, so mächtig durch sie aufgefodert, nach der Herrschaft über unsere sinnlichen Triebe und Neigungen, nach der Freyheit der Kinder Gottes, zu der uns das Evangelium beruft, streben? Nicht nach Weisheit und Tugend ringen? Denn sie sind die einzi en, unverweßlichen Güter unsers bessern Selbsts: sie sind es, die die Bande lösen, die uns an die Erde fesseln: sie sind es, die uns frey machen, und über die kleinlichten Sorgen des irdischen Lebens und seine Lüste erheben. **Wenn ihr meiner Lehre getreu**

bleibt,

bleibt, sagt der Heiland Joh. VIII. 31., so seyd ihr meine Schüler: ihr werdet die Wahrheit kennen lernen, und die Wahrheit wird euch in Freyheit setzen: denn wer Sünde thut, ist ein Sclave der Sünde: der Sclave aber hat keinen Anspruch auf immer in dem Hause zu bleiben; nur der Sohn bleibt immer in dem Hause. Noch einmahl also, Hochansehnliche, sollten wir nicht Weisheit und Tugend suchen? Wer sie gefunden hat, hat das Leben gefunden; er hat die Quelle des wahren Lebens gefunden, die nie versiecht, wenn auch die Quelle des irdischen Lebens trübe und kärglich fließt. Welche Seligkeit ist es nicht, keiner Leidenschaft zu unterliegen, und ein unschuldiges und harmloses Herz zu besitzen? Indessen die Seele des Sünders an ihren Wunden blutet, und von fieberhaften Anfällen aufgerieben wird: wie wohl ist dem Tugendhaften? welcher Frohsinn, welche Wonne durchströmt nicht sein Gemüth? Wie göttlich ist es nicht, wenig zu bedürfen, und von der Erde und ihren Gütern nicht mehr abzuhangen, als es die Erhaltung unsers sinnlichen Daseyns fodert? Welche Heiterkeit ruht nicht auf der Stirne des Weisen, der sich unter allen Veränderungen der Aussenwelt gleich bleibt, und in sich ein Gut besitzt, das von allem unabhängig ist, was der Laune der Zeit unterliegen muß? Welcher süße Lebensgenuß

liegt endlich nicht in der Thätigkeit unsers Geistes, nützliche Zwecke zu verfolgen, seine Kenntnisse zu erweitern, das Wohl der Welt zu befördern, und deinen halbverlornen Tritten, o Wahrheit, nachzugehen? O Tugend und Weisheit! bedarf man wohl mehr, als euch zu kennen, um euch zu lieben, und sich in eure Arme zu werfen? Ihr seyd die einzigen Treuen, die den Menschen in seinem kummervollen Alter und in dem Tode noch beglücken. Ihr verbreitet auf die trüben Herbsttage seines Lebens eine Heiterkeit, die der Heiterkeit der Abendsonne gleicht, wenn sie ihren lieblichen Glanz zum letzten Mahle über die zufriedenen Fluren ausgießt. Ihr tröstet ihn über das Unglück der Auflösung, trocknet seine Thränen, und hebt seinen Geist empor, wenn der Tod gefühllos seine körperliche Hülle in den Koth der Erde tritt. Ihr gebt ihm die beseligende Überzeugung mit zu Grabe, daß er kein bloses Naturwesen sey, daß also sein Geschick nicht das Geschick der Thiere seyn könne: und diese Überzeugung ist mächtiger als der Tod, stärker als alle beunruhigende Zweifel. Wer im Unverweßlichen ausgesäet hat, sollte der nicht Unverweßlichkeit ernten? Ja, Unverweßlichkeit wird er ernten: der Sohn bleibt immer in dem Hause.

Und wie, wenn wir diese Betrachtungen öfters wiederhohlen, wird sich nicht in uns ein edler Sinn

für

für sittliche Freyheit und Größe bilden, der unserer verderbten Eigenliebe das Gleichgewicht hält, und endlich über sie das Übergewicht behauptet? Wird die Ehrfurcht gegen das Gesetz unserer Vernunft nicht lebhafter und stärker werden? Ja, wir werden uns selbst von neuem achten lernen; die edelste Scham vor niedrigen und des vernünftigen Menschen unwürdigen Neigungen und Begierden, Entschließungen und Handlungen wird sich in unsern Gemüthern erzeugen; und wir werden uns nur dann gefallen, wenn wir uns in unsern Handlungen gleichsam selbst vergessen, und allen Einfluß der Neigungen auf sie ausgeschlossen haben. Das Verdienst guter Thaten, auf das wir eifersüchtig seyn werden, läßt sich nicht zwischen Pflicht und Eigenliebe theilen: es ist entweder ganz auf der Seite der ersten, oder es ist nirgends. Nein! wir werden uns Mühe geben, sie zu beherrschen, und die erstern Siege werden die folgenden erleichtern. Die Tugend kostet in der That nicht mehr Verläugnung seiner selbst, als die Sünde; aber sie läßt unendlich mehr Ruhe und Zufriedenheit in dem menschlichen Gemüthe zurück.

Haben wir diese Sittenverbesserung, Hochansehnliche, bey uns angefangen; dann wird sich bald ihr Geist auf die niedern Stände verbreiten. Es gibt eine Tugend der Völker, wie es eine Tugend einzelner

Men=

Menschen gibt: sie tritt aus ihrem verborgenen Zufluchtsorte, dem menschlichen Herzen hervor, und wandelt zuversichtlich auf den Gassen und Marktplätzen, und tritt in den Gerichtshöfen und Gesellschaften ein. Unter welchen Bedingungen werden wir aber dieses Glückes würdig? Dieß lassen Sie uns im zweyten Theile sehen.

II.

Ein Volk ist tugendhaft, wenn in seiner Mitte die Tugenden des Bürgers, des Gatten, des Hausvaters, des Freundes und Nachbars Pflege, Schutz und Achtung haben, und die Grundsätze, nach denen es in den Geschäften des gemeinen Lebens zu denken und zu handeln gewohnt ist, dem Gesetze der Sittlichkeit gemäß sind: es ist tugendhaft, wenn es nicht öffentlich und ohne Scham verderbten Leidenschaften nachhängt, das Verdienst achtet, und das Laster mit allgemeinem Unwillen belegt. Soll ein Volk aus seinem verderbten Zustande zur Tugend erhoben, sollen schlimme Gewohnheiten und Vorurtheile aus seiner Mitte vertilgt, sollen die noch übrigen guten Sitten erhalten und von neuem begründet werden; so muß vorzüglich die **Erziehung**, die die Weichlichkeit unsers Zeitalters verdorben hat, eine bessere Richtung erhalten; und die höhern Stände müssen den niedern ein tadelloses **Beyspiel** zur Nachahmung geben.

In der That nichts wirkt mehr auf die sittliche Bildung eines Volkes, als die Erziehung der Jugend. Die Erziehung gibt gleichsam dem menschlichen Geiste erst sein Leben. Ohne Erziehung ist der Mensch noch Körper; aber durch sie erhält er eine neue und bessere Geburt. Von ihr hängt es ab, ob er gut oder böse, ein nützliches oder ein schädliches Glied der Gesellschaft seyn werde. Sie gibt gleichsam seinem jungen Geiste die Form, und seinen Kräften und Fähigkeiten die erste, sich vielleicht über das ganze Leben erstreckende Richtung. Soll aber die Erziehung des jungen Bürgers einen wohlthätigen Einfluß auf die Sitten eines Volkes haben; so darf sie nicht von falschen Grundsätzen ausgehen, sie darf nicht einseitig seyn, und muß durch häusliche Tugend unterstützt werden.

Man befolgt bey der Erziehung fast allgemein den Grundsatz der Glückseligkeit, und arbeitet auf sie als auf den letzten Zweck aller menschlichen Bildung hin. Lassen Sie uns sehen, welche Wirkung dieser Grundsatz auf den Körper und die Seele des Zöglings habe. Die Erziehung, die nach diesem Plane ausgeführt wird, ist eine weichliche Erziehung: sie wird dem jungen Menschen alle Quellen des Vergnügens öffnen, und ihn nach Lust aus denselben schöpfen lassen. Wie könnte sie sich wohl die entgegengesetzte Härte und Stren-

Strenge verzeihen? Eine weichliche Erziehung aber schwächt den Körper, und verkrüppelt den Geist des Menschen; macht ihn unfähig, die Pflichten der Tugend zu erfüllen; unfähig, schwere und anhaltende Verrichtungen, die einst Stand und Beruf von ihm fodern, über sich zu nehmen. Die Tugend muß erkämpft, muß gegen die Neigungen und Begierden unserer sinnlichen Natur erkämpft werden: ihre Ausübung fodert Muth und Stärke, die der Mensch gegen sich selbst gebrauchen muß. Hat aber der Weichliche Entschlossenheit genug, seine schlaffen Fiebern anzuspannen, und sich aus seiner behaglichen Unthätigkeit zu heben? Hat er so viele Macht über sich, dem Reitze seiner Sinne zu widerstehen; so viele Tapferkeit des Geistes, um mit Verläugnung seiner selbst der Ehre und Tugend entgegen zu klimmen? Die Stärke und Hoheit des Geistes hängt großen Theils mit der Stärke und Gesundheit des Körpers zusammen; hingegen drückt die Schwächlichkeit, welche eine weichliche Erziehung zur Folge haben muß, den Geist darnieder, erstickt den Muth zu großen und kühnen Unternehmungen, und verbreitet eine lähmende Furchtsamkeit in dem Gemüthe. Wenn überdieß jeder Eindruck stärker auf schwache Nerven wirkt; jeder Reitz lebhafter in kranken Fiebern ist; jede Leidenschaft heftiger in einem siechen Körper wüthet: wie ist es möglich, daß der

Ver-

Verzärtelte einst ein tugendhafter Mann werde? Wie wird der junge Mensch, der von Jugend auf nie hungerte, nie im Genusse des Guten sich mäßigte, der gemächlich seyn durfte, und jede Anstrengung ablehnen konnte, die er nicht mit Lust übernahm: wie wird der junge Mensch, der nie Hitze und Kälte empfand, dem man nur eine weiche Haut zu ziehen besorgt war, den kein versagter Wunsch betrüben und kein hartes Wort beleidigen durfte, wie wird er, sage ich, einst in die bürgerlichen Verhältnisse passen? Feig und schwach, wie wird er im Stande seyn, dem Vaterlande treu zu dienen? wo Geist und Körperstärke hernehmen, seinen Posten würdig auszufüllen, die Gefahren zu verachten, den schmerzhaften Eindruck mühesamer Arbeiten zu ertragen, und dem Wohl des Ganzen eine Aufopferung seiner Gemächlichkeit zu machen? Ward ihm noch überdieß der Grundsatz: **Mache dich glücklich!** als der höchste beygebracht, der seine Handlungen leiten müsse; so kommt nothwendiger Weise ein unauflöslicher Bund zwischen seinem weichlichen Körper und der Sinnlichkeit seines Gemüthes zu Stande, und er wird unausbleiblich ein wollüstiger und selbstsüchtiger Mann. Sprich, welchen Gebrauch wird er von diesem Grundsatze machen? Er wird ihn nach den lebhaften Gefühlen und Wünschen seines Herzens, das noch ganz für sinnliche Güter schlägt, deuten, das

ist,

ist, er wird sich die Befriedigung der Lüste des Gaumens, des Geschlechtstriebes, den die Weichlichkeit des Zeitalters früher entwickelt, als der Körper Festigkeit erhalten hat, die Befriedigung des Hanges nach Ruhe und Gemächlichkeit zu seinem höchsten Gute wählen. Dieß wird die Glückseligkeit seyn, nach welcher er strebt; die Glückseligkeit, in deren Busen sich die alle bürgerliche Tugend und Ordnung zerstörende Selbstsucht sehr bald entwickelt. — Nein! die Jugend muß an das Harte und Beschwerliche gewöhnt, sie muß zur Arbeitsamkeit, Enthaltsamkeit, zur Entbehrung der Gemächlichkeit, zur Ordnung, zur Achtung für Gesetze angewiesen werden: sie bedarf des Unterrichtes zur Glückseligkeit nicht, dazu weist sie die Natur schon an; aber um so mehr bedarf sie des Unterrichtes zum vernünftigen Gebrauche ihrer Freyheit: kurz, die Erziehung muß dem Zwecke der Vernunft und nicht dem Zwecke der Sinnlichkeit entgegen arbeiten. Darum darf sie auch zweytens nicht einseitig seyn.

Die Erziehung wird einseitig, wenn sie sich allein, oder doch hauptsächlich mit der Bildung des **Körpers** und des **Kopfes** beschäftigt, und die Bildung des **Herzens** ganz oder doch großen Theils vernachläßigt. Der Staat hat Männer vonnöthen, die vernünftig handeln gelernt haben, und Bürger, die einen guten Charakter besitzen. Dadurch wird seine Ruhe gesichert,

sein

sein Glück befördert, und die Freude des geselligen Umgangs vervielfältigt. Soll die Erziehung seinen Absichten entsprechen; so darf sie sich nicht damit begnügen, die Jugend schön denken und richtig sprechen zu lehren: sie muß sie auch anweisen, sittlich gut zu wollen, und rechtschaffen zu handeln. Dieß letztere wird sogar der Hauptgegenstand ihrer angelegensten Sorge seyn müssen. Die Tugend wird nicht wie ein wissenschaftlicher Gegenstand gelernt: es ist vielmehr eine unendliche Kluft zwischen dem tugendhaften Wollen und dem tugendhaften Denken befestigt. Der sittliche Unterricht also, den die Jugend erhält, muß durch den Verstand zugleich in ihr Herz eingeführt, und mit der Veredlung desselben verbunden werden. Unbekannt mit sich selbst fühlt sie sonst die Zweifel und Widersprüche ihrer sinnlichen Neigungen; und da das Gefühl derselben lebhafter und ihr Interesse dringender ist, als das der Vernunft, die ihre Gebote nur noch in dunkeln Ahndungen offenbart; so zieht sie der Reitz des verbotenen Bösen unwiderstehlich an sich; oder die mit dem Guten verbundene Beschwerniß hält sie ganz gewiß von der Ausführung desselben zurück. Sollen ihr die Grundsätze der Tugend und der Klugheit frommen; so müssen auch die rohen Ausbrüche verderblicher Leidenschaften zurückgehalten, die ungeselligen Triebe gemäßigt, die sanften menschlichen Gefühle

hervor-

hervorgelockt: kurz, die Lehren der Tugend in Gesinnungen und Empfindungen des Herzens aufgelöst werden. Nichts ist verderblicher, als die einseitige Ausbildung des Kopfes junger Leute bey der Vernachläßigung, und der daraus entstehenden Verwilderung ihres Gemüthes. Haben sie sich einmahl verderbten Neigungen ergeben; so verstatten sie späterhin den wohlthätigsten Wahrheiten keinen Eingang mehr in ihr Herz; sie suchen vielmehr Gegengründe auf, um sich des lästigen Zwanges der Gesetze zu entschlagen, und bedienen sich ihres Talentes nur, um ihre Ausschweifungen zu rechtfertigen. Anstatt strenge und gerechte Richter ihrer Handlungen zu seyn, werden sie schlaue Sachwalter derselben. So richtig sie im Felde der theoretischen Vernunft schließen; so gefährliche Sophisten sind sie sich selbst in dem praktischen Gebiete derselben: hier wird ihr Kopf von ihrem verdorbenen Herzen hintergangen. Da ihnen der Widerspruch, den sie in sich fühlen, unerträglich ist; so ergreifen sie jeden Scheingrund, um sich zu beruhigen: sie vernünfteln die Pflichten hinweg, um ihren Launen Platz zu machen: sie suchen die Zwecke der Gesetze auf, um sie daraus zu bestreiten: sie stecken ihnen engere Gränzen, um sie gemächlich umgehen zu können: sie überlisten sie durch das Spiel des feinsten Witzes, um sich wenigstens in ihren Augen zu entschuldigen: sie setzen

sie im Widerstreite, um unter diesem scheinbaren Vorwande weder das eine noch das andere zu beobachten, und fangen endlich an zu zweifeln, ob es auch wohl so Etwas, wie Pflichten, gebe. Je geistreicher der junge Mensch ist, einen desto scheinbarern Vergleich sucht er zwischen seinem sinnlichen und vernünftigen Willen zu stiften; und es mißlingt ihm selten, wenn er sich besonders der Schriften bedienen will, die heut zu Tage so ziemlich verbreitet sind, und mit einem Anstriche von gründlicher Gelehrsamkeit und mit gefallendem Witze Religion und Sittlichkeit angreifen. Gerade durch diese verhältnißmäßig ungleiche Ausbildung dieser beyden so verschiedenen Vermögen der Seele, des Denkens und Wollens, ist die Verdorbenheit unsers Zeitalters so groß und fast unheilbar geworden. Lasterhaftigkeit war immer in der Welt; aber heut zu Tage ist es ihr gelungen, sich zu einem Systeme zu erheben, und einen Schein von Rechtmäßigkeit um sich zu werfen.

Unsere Großväter und Großmütter folgten dem schlichten Menschenverstande, und kamen (lassen wir ihnen Gerechtigkeit wiederfahren) dem Ziele näher, als wir, die wir immer auf der einen Seite verderben, was wir auf der andern gut machen. Sie brachten der Jugend nicht so viele theoretische Kenntnisse, unter der Gefahr, dem Wachsthume ihres Körpers zu schaden,

bey;

bey; aber sie waren um so aufmerksamer auf die Entwicklung ihrer sinnlichen Neigungen: sie erstickten ihre wollüstigen und selbstsüchtigen Triebe im Keime, flößten ihnen tugendhafte Gesinnungen ein, und führten sie zu guten Gewohnheiten an: sie lehrten sie, Gott zu fürchten, ihre Nebenmenschen zu lieben, den Gesetzen zu gehorchen, und die Alten zu verehren: sie lehrten sie, wohlthätig und mitleidig, treu, verschwiegen und arbeitsam zu seyn. Die Mutter suchte ihre schöne Seele in der Seele ihres Kindes abzubilden: sie theilte ihm ihre schönen Eigenschaften mit; und duldete mit Ernste und Entschlossenheit nichts, was ihr mißfiel. Sieh da den einfachen Grundsatz der Erziehung, dessen sie sich bedienten!

Sie lasen wenigere Erziehungsschriften, die uns oft durch ihre Widersprüche nur in Verlegenheit setzen; aber sie beobachteten, sie handelten mehr. Sie ließen ihre Kleinen nicht in der Gesindestube aufwachsen; sondern es war ihnen Freude, im Kreise derselben ihren häuslichen Geschäften obzuliegen: sie betheten, lernten, spielten, waren froh mit ihnen, und lockten die Empfindungen des Dankes und der Liebe, des Zutrauens, des Gehorsames und des Strebens zu gefallen in ihren kleinen Bußen hervor. Sie prüften öfters, ohne daß sie es wußten, ihre Tugend, und verwahrten sie sorgfältig gegen jede Verführung: sie ver-

bargen ihnen mit religiöser Ängstigkeit, was selbst die Natur mit dem Schleyer des Geheimnisses bedeckt hat, und schärften das Gefühl der Schamhaftigkeit, das sie zur Wächterinn der Unschuld aufstellte, nur noch mehr. Sie waren nicht so zärtlich und nachsichtig gegen ihre noch schuldlosen Schwachheiten, wie wir sie nennen: sie waren selbst strenge tugendhaft, und wußten, daß der Baum, der gerade werden soll, in der Jugend gebogen werden müsse, und Gewohnheit zur andern Natur werde. Sie sagten, alles ließe sich noch in spätern Jahren lernen, aber die Tugend nicht; das junge Herz müsse schon für sie eingenommen werden, oder es empöre sich späterhin gegen sie; die ersten Eindrücke seyen die dauerhaftesten, und das Gefäß behalte den Geruch desjenigen am längsten, was es zuerst aufbewahret habe; in den Jahren der Kindheit sey das Gemüth des Menschen noch weich, unverdorben, und eines jeden guten Eindruckes fähig: nicht so, wenn es einmahl verhärtet, von bösen Neigungen besetzt, und in seinem erwachenden Stolze unbeugsam geworden sey; der heranreifende Jüngling erlerne bald die Kunst sich zu verstellen und sey der Verführung gleichsam preisgegeben: sein Fuß verwickle sich unvermeidlich in ihren Schlingen, wenn ihn nicht stets ein frommer Sinn und eine heilige Furcht vor dem Bösen wie ein Schutzgeist begleite, warne, und bey jeder Annäherung zur Sünde bestrafe.

Um diesen Tugendsinn in ihnen hervorzubringen, sprachen sie: Dieß ist Pflicht; dieß ist Wille Gottes, des himmlischen Vaters, der im Verborgenen sieht, und das Gute belohnt, und das Böse straft. — Das Kind ward von Ehrfurcht durchdrungen und gehorchte. Wir sprechen: Dieß ist Pflicht; denn dieß macht dich glücklich, es verschafft dir die Liebe der Menschen — und bringen jene Achtung, die der Tugend gebührt, nicht zu Stande. Dort schwieg die Neigung: hier berechnet sie ihren Vortheil, und findet ihn, wenigstens sehr oft, auf der Seite der Sünde. Um sie geschickt zu machen, der Tugend und den Gesetzen des Staats einst bereitwilligen und freudigen Gehorsam zu leisten, bedienten sie sich einer besondern Maxime. Sie wußten wohl, daß sich der Mensch schon als Kind von den Thieren unterscheide, und einer edlern Behandlung würdig sey; dessen ungeachtet ließen sie ihre Kleinen oft absichtlich ihr ganzes elterliches Ansehen fühlen, und bestunden auf schleunige und unbedingte Befolgung der gegebenen Befehle. Dadurch gewöhnten sie dieselben an Unterordnung, erzeugten ein Gefühl der Ehrfurcht in ihnen, und lehrten sie zum voraus, sich ohne weitere Nachfrage und ohne vieles Besinnen den Geboten der Tugend und den Verordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen. Wir befolgen den entgegengesetzten Grund-

satz,

satz, die Kinder einzig durch Vorstellungen zu leiten, aus der freylich sehr zärtlichen Absicht, um ihnen die Last des Gehorsams zu erleichtern. Allein sobald sie anfangen selbst zu denken; so legen sie mehr Werth in ihre Einsichten, als in die Einsichten ihrer Erzieher: sie fangen an, Zweifel vorzubringen, wagen es, zu widersprechen, und machen Miene, uns den Gehorsam zu versagen. Will man in der Jugend nicht von seinen Kindern gefürchtet seyn: so muß man in erwachsenen Jahren sie fürchten: beugt man ihren Eigendünkel aus übertriebener Zärtlichkeit nicht, sucht man sie durch gute Worte zu bereden, uns zu gehorchen; so erzieht man jenen Stolz in ihnen, der trotzend auf seine Weisheit kein Gesetz anerkennt, als seine Laune; jenen Übermuth, der den Untergebenen verleitet, sich seinen Vorstehern entgegenzusetzen, deren entscheidenden Ton er mit dem gehässigen Namen des Despotismus belegt.

Sie verbanden überdieß ihren Unterricht mit sinnlichen Triebfedern. Weisheit und Manneskraft, sagten sie, kommen nicht vor den Jahren; ein vernünftiger Wille ist dem Manne vorbehalten; die Natur entwickelt ihn in ihrem stufenweisen Gange am spätesten, erst, nachdem sie ihr organisches Werk vollendet hat. Sie behandelten demnach ihre Kinder als halbe Thiermenschen, die noch ganz an die Sinnlichkeit hinge-

gegeben seyen, und bedienten sich aus diesem Grunde meistens sinnlicher Antriebe, um sie auf den Weg zu leiten, den sie betreten müssen. Da sie sahen, daß sie durch die Instincte der sinnlichen Natur nicht so sicher geleitet würden, wie die Thiere; so hielten sie es für ihre höchste Pflicht, die Stelle ihrer noch nicht reifen Vernunft durch die ihrige zu ersetzen, und dasjenige vorsichtsweise an ihnen zu thun, was sie einst als Männer selbst billigen müssen, daß es ihnen widerfahren sey: sie machten ihnen das Böse unmöglich, und hielten sie auch wider ihren Willen zum Guten an. Wohl dem Jünglinge, der nicht schon in der Jugend wie ein Mann behandelt, und dann ein Kind in Mannesjahren wird; der wie ein Kind erzogen, und durch Hoffnung oder Furcht von dem Bösen abgehalten und zu dem Guten angetrieben wird! Wohl ihm! Wenn er Mann wird, so hat die böse Begierde durch Gewohnheit von Jugend auf noch keine unbesiegbare Stärke erhalten, und das Gute, welches ihm jetzt seine Vernunft gebeut, bringt er schon als eine schöne Sitte aus seinen Knabenjahren mit! O die Grundsätze der Erziehung haben sich seit der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts sehr geändert: wir sehen aber auch und fühlen die Folgen davon.

Die Krone der Erziehung ist endlich das tugendhafte Beyspiel der Eltern: es drückt der Lehre derselben

ben das unverdächtigste Siegel der Wahrheit auf, und benimmt der verführenden Neigung des Kindes alle Ausflucht. Die gefährliche Trennung zwischen den Grundsätzen des Denkens und des Handelns bleibt ihm wenigstens sehr lange verborgen. Wirkt der mündliche Unterricht zunächst nur auf den Verstand des Kindes; so wirkt das Beyspiel zugleich unmittelbar auf seinen Willen. Hier schaut es in der sichtbaren Handlung seiner Eltern die unsichtbare Maxime ihres Willens an: es wird für die Güte und Schönheit derselben eingenommen, bildet sie in seinem Gemüthe nach, legt sie zum künftigen Gebrauche bey sich nieder, und wetteifert im Stillen mit sich selbst, um denen ähnlich zu werden, die es liebt, und denen es durch Nachahmung seine Anhänglichkeit an den Tag zu legen wünscht.

Wird aber wohl die Jugend die guten Lebensregeln, die sie ihren Eltern absah, nicht mit in ihre männlichen Jahre hinüber nehmen? Wird sie dieselben nicht in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens beybehalten, nicht in den Geschäften des alltäglichen Lebens anwenden? Ja, sie wird sie mit hinüber nehmen, sie wird sie beybehalten, sie wird sie anwenden; die wohlgezogene Jugend wird ein gutes Volk werden, wenn das Beyspiel der höhern Stände den in ihre Gemüther gelegten Keim des Guten ferner entwickelt.

Die

Die Großen sind in der bürgerlichen Familie, was die Eltern in der häuslichen sind. Ihr Beyspiel hat außerordentlich viel Einfluß auf die Sitten eines Volkes, und nimmt gleichsam die Stelle des öffentlichen Unterrichtes ein. Das Volk, dessen Vernunft nicht ausgebildet genug ist, um sich die Maximen seines Handelns selbst zu schaffen, hält sich zuversichtlich an das Beyspiel derjenigen, die es verehrt, und denen es nothwendiger Weise mehr Einsicht, als sich selbst zutrauen muß. Es gleicht einem Kinde, dem es seine Schwäche und Unwissenheit zur Pflicht macht, bey jeder That auf ein gegebenes Muster hinüber zu blicken. Es wägt die Gründe nicht: es wägt das Ansehen dessen, der gesprochen hat; es untersucht die Güte der Handlung nicht: es untersucht, wer sie vor ihm gethan habe: es thut, wie es seine Großen thun sieht. Die Achtung, die der Untergebene gegen seinen Vorsteher hat, ergießt sich natürlicher Weise auf die Gesinnungen und Handlungen desselben: jene werden mit Begierde aufgenommen, als die Norm, nach der man denken, diese mit Vergnügen angeschaut, als das Ideal, nach dem man handeln müsse. Die Heerde folgt dem Hirten nach, und der Diener hält es für den höchsten Grad der ihm zukommenden Vollkommenheit, seinem Herrn gleich zu seyn. Je größer übrigens die Kluft ist, die die höhern Stände von den niedern

dern trennt, desto eifersüchtiger sind diese, sich ihnen an die Seite zu stellen; und sie glauben, sich ihrem Stande zu nähern, wenn sie sich ihrer Lebensweise nähern. Sind nun die Sitten der Großen böse; so verbreitet sich unausbleiblich ein böser Sinn und eine unsittliche Aufführung durch die übrigen Stände. Die Lust zum Bösen, die ohnehin in allen Menschen schlummert, wird durch ihr Beyspiel um so stärker aufgereitzt; das Laster erhält durch ihr Ansehen, das auf sie übergeht, das Gepräge des Adels und der feinen Welt; es verliert von seiner Schande, je allgemeiner es wird, und wird endlich durch die Sicherheit, die es genießt, zur Frechheit und Unverschämtheit hingerissen. Die Stimme des Volkes erhebt sich zwar anfänglich dagegen; allein sein Auge gewöhnt sich nach uud nach daran, und sein sittliches Gefühl wird durch die fortgesetzte Beleidigung abgestumpft. Schmeichler im Volke nehmen die Sünden der Großen im Schutze; es ahmt sie endlich in unmerklicher Annäherung nach, um denen nicht zu mißfallen, deren Gunst ihm so wichtig ist. In der That schmeichelt auch den Großen nichts so sehr, als in der Aufführung der übrigen Stände keinen Vorwurf für sich zu finden. Wie kann ein Volk enthaltsam, mäßig, treu, arbeitsam und genügsam, wie kann es gerade in seinem Urtheile, gerecht gegen Verdienste, frey von Intrigue seyn, wenn es, durch

das

das entgegengesetzte Betragen der höhern Stände verleitet, zu zweifeln anfängt, ob das, was es bisher für Tugend gehalten hat, wirklich Tugend sey; oder überdrüßig wird, daß es allein tugendhaft seyn soll? Heil dem Volke, das seine Großen anblicken darf, um seine Pflichten in ihrem Betragen erklärt und angewendet zu sehen; das sie anblicken darf, um sich an ihrem Beyspiele zur Tugend aufzumuntern! Das verheerende Laster wird sich beschämt in seine Schlupfwinkel zurückziehen, oder doch gezwungen seyn, der Tugend dadurch zu huldigen, daß es jedesmahl in ihrer Gestalt und nur furchtsam erscheint. — Wenn der Fürst eines Volkes ein eingeschränktes, stilles und tugendhaftes Leben führt; wenn er Gerechtigkeit unpartheyisch handhabt, die Unschuld in Schutz nimmt, den Schurken in seiner Blöße hinstellt; wenn nur wahre Tugend den Weg zur Ehre bahnt, und der rechtschaffene Mann keiner Schleichwege bedarf, um sein Glück zu befördern; wenn die Großen das schüchterne Verdienst hervorziehen; wenn sie dem Volke ihren Gemeinsinn und Gehorsam gegen die Gesetze beweisen; wenn sie die ihnen anvertrauten Ämter treu, gerecht und eifrig verwalten; wenn sie, die den Ton in der Gesellschaft angeben, das öffentliche Urtheil wohl leiten: welche Umwälzung muß nicht endlich in dem Charakter eines Volkes erfolgen? welche edle Eifer-

sucht nicht unter den Bürgern entstehen, sich durch Wohlverhalten des Beyfalls ihres Fürsten, und der Achtung ihrer Großen würdig zu machen?

Ja, Hochansehnliche, Sie sind über die übrigen Menschen erhaben, um ein Muster der Nachahmung für sie zu werden! Gewiß, es ist schmeichelhaft, so viel Ansehen über sie zu behaupten; aber diese Ehre legt Ihnen auch eine besondere Pflicht auf. Je mehr Sie es sind, nach denen sich die übrigen Stände modeln; desto mehr sind Sie ihnen, sind Sie sich ein tugendhaftes Beyspiel zu geben schuldig. Wie leicht läßt sich nicht ein Volk regieren, welches wohl gesittet ist? Wie zuversichtlich und furchtlos läßt sich nicht unter Menschen wohnen, die gerecht und tugendhaft sind? Wenn die Großen die Sitten eines Volkes verderben, wenn sie durch ihre Vergehungen den Verfall derselben beschleunigen: wer hat sich mehr vor der Ungerechtigkeit desselben zu fürchten, als sie?

O lassen Sie uns der Tugend entgegenstreben, und das Unsrige zur Bildung und Erhaltung guter Sitten unter unsern Zeitgenossen beytragen! Verderbte Leidenschaften sind es, welche das Glück einzelner Menschen und ganzer Nationen zerstören. Lassen Sie uns unsern sinnlosen Zerstreuungen, unsern niedern Lüsten und Ausschweifungen, den unmäßigen Sättigungen, und der entkräftenden Weichlichkeit entsagen! Was

sind

sind die Folgen derselben, als die Zerrüttung der Gesundheit, und die Leerheit einer von allen Arten des Genusses erschlafften Seele? Wie dicht wird sie nicht durch die Last eines siechen Körpers an die Erde hingedrückt! Lassen Sie uns zwecklose Verschwendung, niedrigen Geiz, Verstellung, die uns selbst Lügen straft, und die Eitelkeit fliehen, die sich bey vernachläßigter Bildung des innern Charakters des Menschen ganz auf das hinwirft, was Außenwerk ist und seyn soll! Lassen Sie uns den Übermuth, die gefühllose Härte, und den gränzenlosen Ehrgeiz aus unserm Herzen verbannen? Soll die Sünde uns von den niedern Ständen unterscheiden? Wollen wir ihnen die Tugend, die nicht einträglich und weniger auszeichnend ist, allein überlassen? Dann wären sie in der sittlichen Schätzung die höhern, und wir die niedern Stände; unser innere Werth würde mit unserm äußern Ansehen in einem verkehrten Verhältnisse stehen: und sollte der Mangel des erstern nicht nachtheiligen Einfluß auf die Behauptung des letztern haben? Die Tugend allein gibt Freyheit und wahre Seelengröße; sie allein ist der echte und unzerstörbare Adel des Menschengeschlechtes: sollten wir denjenigen, den uns die Geburt ertheilet hat, nicht durch diesen, den wir mit eignem Verdienste besitzen, vervollkommnen und vollenden? Müssen wir sonst nicht befürchten, Idolen zu gleichen,

deren Nichtigkeit bald aufgedeckt werden kann? Wahrhaftig, unser Zeitalter ist tugendhafter geworden, oder hat doch tugendhafter denken gelernt, da Priesterkrage und Ordensband dem Manne in den Augen des Publicums keinen unbedingten Werth mehr geben. —

Der Trieb nach Glückseligkeit hat uns von der Tugend abgeführt, und wir sind auf Abwege gekommen, auf denen wir unserm Verderben entgegenlaufen. Versuchen wir's, in ihrer Gesellschaft glücklich zu seyn. Ihre Foderungen sind zwar bey'm ersten Anblicke abschreckend; aber sie hat auch Nachsicht gegen die menschliche Schwachheit: sie ist schonend und wohlthätig in ihrer Strenge. Sie glaubt, einen zweyfachen Anspruch auf Sie zu haben, Hochansehnliche, denen die Freude von allen Seiten entgegenwinkt: denn sie lehrt die Kunst des wahren Genusses. Sie sagt dem lüsternen Sterblichen: Genieße das Vergnügen tropfenweise und mit vieler Mäßigung; anders genossen macht es dir Grimmen im Leibe. Es müssen Tage der Enthaltsamkeit und nur Augenblicke des Genusses seyn, und diese dürfen keine Unruhe, keine Sehnsucht nach neuer Lust zurücklassen. Freude sey dir Erquickung in deiner müden Wanderschaft, aber nicht alltägliche Nahrung. Ist dein Gemüth mit böser Lust erfüllt: so wird dir die Freude zur abhärmenden Qual: es wird zu Essig, was du in ein unreines Gefäß gießest. Folgen wir ihren Belehrungen!

Lassen Sie uns zugleich, wenn wir uns und dem Vaterlande theuer seyn wollen, an der sittlichen Besserung unsers Zeitalters Hand anlegen, und dem zu Folge bey uns den Anfang machen. Vor allem bemühen wir uns, der bürgerlichen Erziehung durch unser Beyspiel eine zweckmäßigere Richtung zu geben. Eitelkeit, Stolz und Eifersucht waren es, welche die niedern Stände verleiteten, den verkehrten Grundsätzen zu folgen, die wir angenommen hatten: sie werden die richtigern befolgen, sobald wir sie bey uns einzuführen für gut finden werden. Die häusliche Familie ist ein Staat im Kleinen, und die kindliche Tugend erweitert sich, so zu sagen, von selbst zur Bürgertugend. Das Kind, welches Ehrfurcht und Liebe gegen seine Eltern hegte, wird sie einst gegen seine Obrigkeit hegen: gehorsam gegen ihre Gebote wird es den Befehlen seiner künftigen Vorsteher gehorchen, und wohlwollend gegen seine Geschwistrige wird es gütig und wohlwollend gegen seine Mitbürger seyn. Die Gegenstände ändern sich in diesen neuen und großen Verhältnissen; aber seine Tugend bleibt dieselbe.

Lassen Sie uns durch unsere bessere Sitte der Verschwendung und der Weichlichkeit unsers Zeitalters entgegenarbeiten. Das Streben eines Volkes, das sich ihnen ergeben hat, ist zwischen der Befriedigung seiner sinnlichen Neigungen und dem Erwerbe

der Mittel, sich dieselbe möglich zu machen, getheilt. Wollust und Glück sind daher die Gottheiten, denen es Weyhrauch streut: es schleudert seinen Reichthum auf einer Seite hinweg, und sucht ihn auf der andern durch alle erlaubte und unerlaubte Wege wieder zu erhalten: es ist ausschweifend und habsüchtig, ein Zustand, der alle Leidenschaften des Menschen in Gährung bringt. Hingegeben an alle Lüste und körperliche Reitze, unsinnig im Aufwande, erfinderisch in immer neuer Verschwendung, gewöhnt an Schwelgerey, träge zur Arbeit, schwach, verzärtelt, furchtsam und gequält von hundert selbstgemachten Bedürfnissen, die es nicht mehr befriedigen kann, erlaubt es sich die niederträchtigsten Versuche sich zu bereichern, ist feil, betrügerisch, raubsüchtig, dem Neide ergeben, ungenugsam, und mit seinem Geschicke unzufrieden. Die noch übrigen guten Sitten, die den Umsturz des Staates wohl noch eine Zeit lang aufhalten, werden durch das beständige Anprellen verderblicher Begierden geschwächt; man wird nachsichtig gegen alle Laster, und belegt nur den Angriff auf die Regierung, auf das Leben und das Eigenthum eines Bürgers mit diesem Namen. Aber wie lange dauert es wohl, daß diese noch heilig sind? Das Volk hat sich durch kleine Ungerechtigkeiten zu größern vorbereitet: es geht von Diebereyen zu Plünderungen, von Lieblosigkeiten zu

Un-

Unmenschlichkeiten, vom Tadel der Regierung auf offenbaren Angriff über. Lassen Sie uns vor diesem Unglücke, welches die Sünden und Ausschweifungen der Nationen nach der Erfahrung aller Jahrhunderte gewiß nach sich ziehen, zurückbeben, und zu der Tugend unserer Großältern zurückkehren. Sie ist die Schöpferinn des Glückes der Nationen. Macht, ihr Guten, derer Herz für das Wohl der Menschheit schlägt, macht, daß die Staaten in ihren Verhandlungen die Gesetze der Tugend zu Grunde legen: lehrt die Regenten, sie in ihren Vorschriften und Verordnungen vor Augen zu haben: lehrt die Pflichten der Amtstreue, der Redlichkeit, der Gerechtigkeit, des Diensteifers, der Uneigennützigkeit den Dienern des Staats: lehrt dem Bürger Nüchternheit, Sparsamkeit, Liebe zur Arbeit, Ehrlichkeit im Handel und Wandel, Schamhaftigkeit, eheliche Treue, kindliche Ehrerbietung, Achtung gegen das Alter, Verehrung gegen die Gesetze, Liebe gegen die Obrigkeit: ihr werdet das Glück eures Vaterlandes, das Glück der Nationen mit euren Bemühungen steigen sehen; es wird ihm wie ein Licht, ihnen wie die Morgenröthe aufgehen. Arbeitet zuerst an dem Fundamente, ehe ihr das Gebäude einer bessern Verfassung aufführen wollet. Bildet sittlich gute Menschen: und die Staaten schaffen sich selbst um, ohne einer gewaltsamen Umwälzung zu bedürfen. So

lang ein Volk sittenlos ist; können selbst die besten Fürsten seine Wohlthäter nicht werden; aber Revolutionen stürzen es in den Abgrund des Verderbens.

Vierte Rede

über

Die durch Unsittlichkeit und schiefe Aufklärung gesunkene Religion und Achtung ihrer Lehrer.

Pilatus sagte: Was ist Wahrheit? und kaum hatte er das gesagt; so ging er wieder hinaus zu den Juden. Johan. 18. K. 38. V.

Was ist Wahrheit? Diese wichtige Frage warf Pilatus in dem geheimen Verhöre auf, dazu veranlaßt durch die Rede Jesu, daß er in die Welt gekommen sey, von der Wahrheit zu zeugen, die Menschen ihren Irrthümern zu entreissen, und das Reich der Wahrheit und Tugend zu gründen. Niemand lag mehr an der genauen Beantwortung dieser Frage, als eben dem, der sie aufgeworfen hatte. Unaufgeklärt in dem wichtigsten Stücke, in der Religion, wie viel Licht hätte er nicht von dem gefangenen Jesus erhalten können! Schwebend in der Gefahr, gegen ihn ungerecht zu seyn, wie leicht hätte er sein Urtheil berichtigen können! Al-

Allein kaum hatte er die Frage gethan, als er sich schon umdreht, und hinauseilt, um den Juden vom Erfolge des Verhöres Nachricht zu geben. Er hat weder Geduld, noch Zeit, die Antwort zu erwarten. Der Leichtsinn eines Römischen Ritters oder Patriciers, der eckle Stolz eines Epikurischen Philosophen, oder (denn man wird fast durch eben die Frage versucht, so was zu vermuthen) eines Akademischen Zweiflers wendet ihn plötzlich weg. Er scheint es unter seiner Würde zu halten, sich mit einem jüdischen Propheten über das Reich einer künftigen Welt zu unterhalten.

Er mag sich nicht weiter mit der Sache abgeben, und schickt den Gefangenen dem Galiläischen Könige Herodes zu, in dessen Gebiet Jesus gehörte. Der Hof dieses Jüdischen Fürsten, von den Römern abhängig, war auch auf den Ton des Leichtsinnes gestimmt, und Jesus kam auch da übel weg. Der Hof nahm Jesus mit Schmeicheleyen auf; er wünschte sich eine Unterhaltung von dem Wundermanne, und ein religiöses Schauspiel, um sich bey seinem langweiligen Aufenthalt zu Jerusalem, in der Osterwoche die Zeit zu verkürzen. Als aber Jesus sich nicht zu der Rolle eines Gauklers erniedrigte, kehrte man die echte Seite des Herzens hervor, und verlachte ihn.

Daß unter den Römern, zumahl in den höhern Ständen, der Glaube nicht nur an ihre väterliche

Religion, oder den heidnischen Aberglauben, sondern auch an Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Wiedervergeltung abnahm, seit sie der Schwelgerey, dem Luxus und der Wollust opferten, und von den Griechen sich im Epikurismus und der zweifelnden Akademie Unterricht geben ließen, wird jedem in's Auge fallen, der nur etwas bekannt mit ihren Schriftstellern ist.

In unserm Zeitalter hat Gleichgültigkeit, und gar Unglaube an eine bessere Religion die höhern und aufgeklärtern Stände angesteckt; und sich, nach Verschiedenheit des Landes, mehr oder weniger ausgebreitet. Man hat nicht nur das Positive des Christenthums, die Beweise für die Wahrheit der Offenbarung, und ihren Inhalt bestritten; man hat auch die höhern Lehren der Vernunftreligion entweder behauptend, oder doch zweifelnd angegriffen. Man hatte nicht genug, sich selbst die Religion genommen zu haben. Man stürmte allenthalben auf sie los, um sie allenthalben zu zernichten. Um aber seinem Unternehmen einen guten Schein zu geben, behauptete man kühn, die Religion habe mit der Sittlichkeit keinen Zusammenhang; wenigstens falle die Tugend nicht nothwendig mit der Religion. Man schloß auch daraus die Unnützlichkeit des geistlichen Standes, weil man ganz willkürlich voraussetzte, derselbe beschäftige sich nur mit Religion, und nicht auch mit Sittenlehre. Frankreich ist's,

wo

wo diese Denkart zeither am stärksten herrschte: eine Denkart, welche die Clubs und die gesetzgebende Versammlung guten Theils belebt. Atheisten erheben sich da ohne Scheue, und ernten Beyfall, wenn sie vom Umsturz der Altäre, und von der Aufhebung des geistlichen Standes mit eben der Gleichgültigkeit reden, mit welcher sie vom Umsturz der Thronen, und der Aufhebung aller Fürstengewalt sprechen. Selbst in Deutschland sahen wir schon Schriftsteller, die die Unnützlichkeit der Religion für die Moral, und die Entbehrlichkeit des geistlichen Standes behaupteten, ob es ihnen gleich nicht glücken wird, eine Parthey zu stiften.

Ich will nicht untersuchen, wie viel Einfluß diese Denkart auf unser Land hatte. So viel ist gewiß, daß Gleichgültigkeit gegen Alles, was Religion heißt, immer mehr unter höhern und aufgeklärtern Ständen einreißt; daß Unglaube auch an den ersten Puncten der Religion sich spüren läßt; daß wenigstens ein schwankender Zustand, wobey man nicht weiß, woran man ist, bey noch mehrern Statt hat; daß der Stand der Religionslehrer eben so an seiner Achtung verliert. Selbst Leute, die noch glauben, entziehen demselben immer mehr Werthschätzung, weil sie den Werth der Religion für's Leben nicht kennen, und also auch einem Stande, dem sie aus geheimen Ursachen nicht gut sind, keine Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Un-

Unmöglich ist es, in so kurzer Zeit, die mir gegönnt ist, die hier im Streite liegenden Puncte nur zu berühren. Ich wähle mir also einen Hauptpunct, gerade den letzten, worauf man in der Bestreitung der Religion gekommen ist — die Wichtigkeit der Religion für die Tugend. Bin ich so glücklich, dieselbe in das gehörige Licht zu setzen; so hoffe ich es nicht nur dahin zu bringen, daß der Menschenfreund es bedauert, keine Religion zu haben; sondern sich auch vornimmt, sie seinen Brüdern nicht zu rauben. Vielleicht glückt es mir, selbst für die Wahrheit wenigstens der wesentlichsten Stücke der Religion einen Beweis auf diesem Wege zu finden. So viel habe ich den Aufgeklärtern, welche den höhern Ständen Grundsätze leihen, zu sagen. Diesen muß ich dann noch darthun, wie sehr sie den Verfall der Religion durch ihre Weichlichkeit, und daraus entstandene Sittenverderbniß befördert haben. Sie werden nicht nur einsehen, wie unrecht sie thun, den Gelehrten die Schuld davon allein zu geben; sondern auch selbst zum Glauben zurückkehren, sobald sie die unlautern Quellen sehen, woraus ihr Unglaube, oder doch ihre Gleichgültigkeit herfließt.

Ich werde also hauptsächlich I. den Aufgeklärtern den wichtigen Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit, II. den Vornehmen den Verfall der Religion durch ihre Unsittlichkeit zeigen.

Ich

Ich bitte Sie, die Antwort auf die an mich gestellte Frage: Was Wahrheit sey? mit mehr Geduld, als Pilatus hatte, zu hören; und weil denn doch jetzt des Rufens nach Religion so viel werden will, der Betrachtung über die Religion einen weit geringern Theil von Zeit zu widmen, als man sonst Schauspielen schenkt.

I.

Die Sittenlehre steht unabhängig und frey von irgend einer Religionserkenntniß. Ihre Grundsätze liegen tief im Gemüthe des Menschen, und offenbaren sich unter tausend Veranlassungen dem Bewußtseyn. Die Vernunft schreibt unsern Handlungen Gesetze vor, und richtet ohne Nachsicht. Der Mensch findet schon in dieser Vernunftmäßigkeit einen Beweggrund zu handeln. Das Alles räume ich ein. Es ist sogar als ausgemacht anzunehmen, daß gar keine Religion, oder Liebe und Gehorsam gegen Gott, und Überzeugung von einer Wiedervergeltung von der Vernunft angenommen werden könne, ohne Begriffe der Sittlichkeit vorauszusetzen. Wie könnte ich Gott sonst als moralische Güte lieben? wie Gehorsam und Verpflichtung zu einer Handlung erkennen; wenn ich nicht annehme, daß Gott das Gute wolle, und die Befehle der Vernunft seine Befehle sind; und daß diese und jene Handlung gut, und von der Vernunft geboten sey?

Wie-

Wiedervergeltung setzt ohnehin solche Begriffe voraus. Allein wie übereilt würde es seyn, zu schließen, die Religion könne für die sittlichen Handlungen keine Stärke hergeben? Wiedervergeltung, so läßt sich zwar sagen, sey wohl ein Sporn des Eigennutzes, aber kein Beweggrund der Tugend; und der Begriff von Gott als moralischer Güte könne der Sittlichkeit nicht mehr Stärke zurückgeben, als er von ihr erhalten habe, indem die Liebe zu Gott und die Ehrfurcht gegen ihn sich nach dem Maße von Sittlichkeit richten, welches uns beywohne. Fangen wir mit Widerlegung des letzten Punctes an!

Ganz falsch ist es, daß die moralischen Gründe durch den Zusatz religiöser Vorstellungen nicht erhöht werden; falsch, daß hier der Wiederhall nicht stärker, als der Hall, der zurückgeworfene Strahl aus diesem Brennspiegel nicht verstärkter und brennender, als der hineinfallende sey. Nur der Gefühlose, mit den Wirkungen der Religion und der menschlichen Natur Unbekannte, oder der, dessen Kopf von Speculationen und Hypothesen verschoben ist, kann der Religion die Kraft, die Moralität zu verstärken, absprechen. Welche Wunder erzeugt nicht schon der Gedanke an Gott! Wer, ohne Religion, sich bloß auf seine Vernunft einschränkt, erhält wohl den Beyfall derselben, oder Vorwürfe. Die ärgste Strafe, die sie ihm

an-

anthut, ist ein Verweis. Er muß sich vor sich selbst schämen, wenn er schlecht handelt. Allein diese Vernunft, die wir so personificiren, ist doch unser Ich; und mit wem bin ich vertrauter, als mit meinem Ich? Die Vernunft, an sich, ist ein unbestechlicher Richter; aber die Vernunft, mit der ich's zu thun habe, ist meine Vernunft, also ein sehr bestechlicher, oder doch sehr vertrauter Richter. Sobald nur ein angesehener und vernünftiger Mann mein Zuschauer ist; so wird das Gefühl der Ehre oder Schande schon lebhafter. Ich nehme es mit meiner Handlung genauer; wenn auch sein Beyfall oder sein Mißfallen weiter keine Folge hat. Ich denke mich in den Geist dieses Mannes hinein; ich sehe meine Handlungen mit dem Auge eines Fremden an. Meine Vernunft wird dadurch freyer, reiner, unpartheyischer. Je mehr Hochachtung ich gegen den Zuschauer hege, desto mehr steigt die Schärfe, mit welcher ich auf meine Handlungen blicke. Ohne Achtung für Sittlichkeit würde mich das Alles nicht rühren. Allein diese Achtung stärkt sich schon an dem Blicke eines Andern. Der ausschweifende Pöbel, der sich zu einem Aufruhr zusammenrottet, der die Gesetze der Vernunft mit Füßen tritt, wird zur Vernunft zurückgebracht, sobald ein Mann von Bedeutung, mit einem Gesichte voll Ernst und Güte, unter ihn tritt; er schämt sich, schweigt, horcht auf

dessen

dessen Worte, läßt seine Steine fallen, und schleicht nach Hause. — Wenn der Anblick eines Mannes vom sittlichen Charakter einen unvernünftigen Haufen zur Vernunft zurückbringt, und die vernünftige Beurtheilung seiner Handlungen bey dem vernünftigen Manne höher spannt: wie viel wird nicht der Gedanke an Gott, als Zeugen, bey'm Volke sowohl als dem Weisen ausrichten, wenn wir auch das Ansehen des Richters hinwegdenken? Ich sehe meine Handlung gleichsam mit Gottes Auge, und von dem allgemeinsten erhabensten Standpuncte, den sich die Vernunft wählen kann; ich sehe sie aus dem Mittelpuncte des Weltalls; meine Vernunft ist über sich selbst erhaben, und erhält eine Lauterkeit, die Alles übertrifft.

Gott, mein Zeuge! — Ein Gedanke, den ich ohne Erschütterung nicht ausdenken kann — Gott, du Größter, Unendlicher, Einziger! dessen Erhabenheit die Gedanken der Menschen nicht fassen, und ihre Sprachen nicht ausdrücken können; und vor dem wir mit einem nahmenlosen Erstaunen da stehen, die einzige Anbethung, deren wir fähig sind! Gott, die Urquelle alles Wahren, Guten und Schönen; der Baumeister von Millionen Welten; auf dessen Wink Sonnen leuchteten, Planeten ihre Laufbahn begannen, Thiere fühlten, Menschen und Geister dachten; und der seine endlosen Staaten mit dem einzigen Blicke übersieht, mit

wel-

welchem er mich ganz durchdringt! — Gott, mein Zeuge! Gott, durch dessen Kraft dieses von geiler Lust lebhafter schlagende Herz sich bewegt, diese Zunge, die ich eben mißbrauche, spricht! — Die ehemahls heidnischen Schotten und Irrländer munterten sich unter dem Getümmel der Schlacht zur Tapferkeit und allen großen Thaten auf durch die Vorstellung ihrer Voraltern, der abgelebten Helden, deren Geister aus den Wolken Zuschauer ihrer Thaten wären, eine Vorstellung, die in ihren Liedern herrschte: und ich, der ich nicht etwa meine Ahnen als Zuschauer meiner Thaten mir denke, sondern den unendlichen, ewigen, Himmel und Erde umfassenden Geist, durch welchen ich mich bewege und bin; und dessen Urtheil, wenn ich auch den Gedanken an Rechenschaft weglege, mir unendlich ehrwürdig seyn muß, und das ich einst zu erfahren hoffe — Gott ist mein Zeuge! — Und es wäre möglich, mich durch eine schlechte Handlung herabzuwürdigen? Ein züchtiger Bedienter hält mich in Ordnung: und die Ehrfurcht vor Gott könnte das nicht? — Die verführendste Wollust reitze mich; der mächtigste Monarch biete mir seinen Thron oder die Folterbank an, um eine niedrige Handlung zu erkaufen! Gott ist mein Zeuge! Folterbänke, Thronen, Reichthümer, und Wollüste schwinden wie Schatten dahin. Auf meinem einsamen Zimmer, wo ich die Rechtssache einer ver-

lasse-

lassenen Wittwe gegen Reichthum und Macht in der Arbeit habe, und mitten im Gewühle der blutigsten Schlacht für's Vaterland wird dieser allgewaltige Gedanke mich stützen, daß ich ohne Zittern die Wagschale der Gerechtigkeit halte, und mit dem Schwerte in die dichtesten Haufen der Feinde dringe. Wenn ich von der Höhe dieser Begeisterung auf meine arme und schwache Vernunft herabsehe: wie klein kommt sie mir vor! wie sehr bin ich dabey den Verirrungen derselben ausgesetzt, wenn es auf die Anwendung ankommt! Leider, ist's die Vernunft, die gerne den obersten Platz einnimmt, aber ihre Richtung von jedem Windstoß der Leidenschaft, wie ein Wetterzeichen auf dem Dache, erhält. Es gibt der Künste zu viele, sich mit diesem Richter abzufinden. Allein der Gedanke an das Wesen der Wesen, das alle Falten und Winkel meines Herzens kennt, und mich ohne Schonung beurtheilt, hilft der Vernunft, daß sie ein unverfälschtes Urtheil spricht. Wenn ich auch meine Pflichten noch so redlich erfüllt habe; so kann es doch seyn, daß ich von Menschen gemißkannt, verläumdet, gedrückt werde. Ich sehe mich allenthalben ohne Freunde, ohne Unterstützung, ohne Trost in meinem Leiden, von der ganzen Welt verlassen, in einer fürchterlichen Einsamkeit. Es ist wahr, das Bewußtseyn, gut gehandelt zu haben, gibt Trost: allein als Mensch bin ich zu sehr

von den Urtheilen der Welt abhängig; und selbst der Trost des Gewissens wie viel Stärke erhält er nicht durch den Gedanken an Gott, der mein Innerstes prüfet! Wie viel Trost liegt in einem stillen Gebethe, in der Einöde, oder im Kerker abgeschickt an den Einzigen, der mich kennt, und so ganz versteht! Ich bin nun nicht mehr allein. Gott gilt mir für die ganze Welt; und zu ihm hinaufweinen ist Labsal. Er blickt mit Beyfall auf die mit Gelassenheit duldende Unschuld herab.

Gott ist nicht nur mein Zeuge, er ist auch mein Muster. — Die Vernunft stellt mir keines auf; sie lehrt mich nur, die Handlungen der besten Menschen zu tadeln, und überall Mängel zu finden, oder zu vermuthen. Auch kommt der erhabenen Regel, die sie aufstellt, nichts gleich. Das Beste, was man hier findet, ist nur Annäherung. Nur Gott ist das Muster, gegen welches die Vernunft nichts einzuwenden hat; zwar ein unsichtbares Muster, dessen Geist aber in dem ganzen Weltgebäude athmet. Wo ich hinsehe, überall Spuren einer weisheitsvollen Güte! Bewaffne ich mein Auge, und dringe in's Große, oder hinab in's Kleine: je weiter ich dringe, desto mehr Bewunderung über die Verkettung der Mittel zu Zwecken. Steige ich auf Sternwarten, oder gehe ich in Naturcabinette: sie verwandeln sich in Tempel, die man nicht ohne freudigen Schauer verläßt. Überall

er-

erscheint die Aufschrift mit leserlichen Buchstaben: Weisheit und Güte. — Ja, Gott! der große Zweck des Ganzen ist Glückseligkeit aller fühlenden und denkenden Wesen. — Du bist ganz Liebe! Welch ein Beweggrund für mich, diesem Muster nachzufliegen, durch Wohlwollen und Güte Glück zu befördern, und zur Vollkommenheit des Ganzen, wie Gott, hinzustreben! Zwar ein zu grostes Muster für mich, an das ich mich hinandenke, das ich aber nicht erreichen kann. — Zu große Muster schlagen sonst den Nachahmungstrieb nieder: allein, was Gott betrifft, da muntert's mich schon auf, daß er sich eine kleine Nachahmung gefallen läßt.

Was mich aber noch mehr zu dem kühnen Gedanken der Nachahmung ermuntert, und gar berechtiget, ist der Wille Gottes selbst, den er mir durch die Anlage meiner Natur geoffenbaret hat. Er hat mich aufgerufen, an dem Wohl der Menschheit sein Mitarbeiter zu seyn. Er hat den Plan im Großen vorgezeichnet; die Ausarbeitung im Kleinen aber mir aufgetragen. Ich bin der Beamte dieses unendlichen Monarchen. Ich kann die Oberfläche des Erdbodens und die menschliche Natur verbessern, und Glückseligkeit erhöhen; auf dem Posten des Regenten, des Vorstehers, des Lehrers, des Vaters kann ich Gottes Schöpfung vervollkommnen, Gottes Arbeit vollenden, Gottes

Zweck

Zweck befördern. Welche Ehre für mich, ein Gott im Kleinern zu seyn! — Wir thun oft stolz darauf, auch das niedrigste Werkzeug eines Großen zu seyn; der niedrigste Handwerksmann, der bey Hofe gebraucht wird, legt sich fast eine Art von Rang bey: und ich, der ich zu dem großen Gebäude des Menschenwohls etwas beytragen kann, sollte mich nicht mächtig getrieben fühlen, meinem Amte gemäß zu handeln? ich sollte gar den Plan Gottes, so viel an mir ist, vereiteln, schänden, verwüsten den Garten, von Gott gepflanzt, mich vergreifen an Gottes Familie; ich, der ich's für Hochverrath, für teuflische Bosheit halte, den Garten eines Fürsten, angelegt zur Belustigung der Bürger, zu verwüsten? Ich sollte wie ein Rasender handeln, der, weil er den Gegenstand seiner Wuth nicht hat, wenigstens das Eigenthum desselben verwüstet? Jedes Laster erscheint mir so als Hochverrath an der unendlichen Majestät.

Kommt noch zu dem Gedanken an Gott, den ich zeither nur verfolgte, der Gedanke an einen künftigen Zustand der Wiedervergeltung: wie sehr hilft dann Alles zusammen, mich über alle Schwächen meiner sinnlichen Natur hinüberzuheben! Sagen Sie mir nicht, daß Beweggründe irgend einer Belohnung oder Strafe zwar gesetzmäßige Handlungen, aber keine sittliche Gesinnung erzeugen können! — Auch gesetzmäßsige

sige Handlungen sind besser, als gar nichts. Zweytens, die Angewöhnung an gesetzmäßige Handlungen läßt uns endlich auch das innere Wesen der Tugend kosten; und wir sind dann gut aus Überzeugung von Pflichtmäßigkeit. Drittens, auch die hellste Vernunft verliert oft im Kampfe mit den Leidenschaften das Treffen. Wird es dann nicht gut seyn, noch im Rückhalte eine Verstärkung anzutreffen, um sich mit frischem Muthe in's Treffen zurückzuwagen? Was hat mir die Vernunft in diesem Falle anzubieten? Auf Erfahrungen gelehnt, schließt sie mir Lazarethe auf, und zeigt mir das Beyfallklatschen der Menschen, belohnende Ehrenstellen, einen guten Nachruhm, wann ich nicht mehr seyn werde. Was hat sie mir aber zu bieten, wenn die Pflicht, die sie mir vorschreibt, Aufopferung der größten Vortheile, meiner Ehrenstelle, meiner Gesundheit, und gar meines Lebens fodert? Nichts, gar nichts. — Was thut die Religion? Sie verweiset mich auf mein zweytes, Ewigkeiten fortdauerndes Leben, wenn auch das erste sich früher oder armselig schlöße. Sie zeigt mir eine zweyte Periode, die alle Mängel der ersten ersetzen wird. Sie zeigt mir Seligkeit oder Armseligkeit in jener Welt als Folge von meiner Aufführung in dieser. Ja, ich werde seyn, ewig seyn; werde noch des Bewußtseyns meines Wohlverhaltens mich freuen, wenn auch der Staub meiner Gebeine

schon

schon ein Spiel der Winde seyn wird. Ich werde meinen Grabstein, und das Erz, bestimmt zum Andenken meines Seyns, überleben. Mögen die Kaiserthümer und Königreiche, welche jetzt blühen, untergehen; die Sprachen, die wir jetzt reden, aussterben! Mögen neue Reiche und Sprachen sich bilden, und wieder verschwinden! Mag dereinst die Erde, die wir bewohnen, vergehen, und, wo jetzt Leben und Bewegung wirkt, in unermeßlichen Räumen öde Stille herrschen! — ich werde noch seyn, werde mich des Guten, werde mich meines Gottes freuen. Vergebens versucht man mich zur Sünde! man zeige mir ein Heer von Krankheiten und Martern, welche die spitzfindigste Grausamkeit je ersann! — zerstören sie auch diesen Leib, den Geist können sie nicht zerstören. Die Rede Jesu, in dessen Schule man hierüber so würdig denken lernt, durchdringt meine Gebeine: Fürchtet jene nicht, welche den Leib tödten; den fürchtet, der Leib und Seele in die Hölle verderben kann! Ist Gott mein Beschützer, mein Freund, wen soll ich fürchten? In Mitte des Todes werde ich nichts fürchten. — Wo hat die bloße Moral so was aufzuweisen? — Mag ein Stoiker in seiner Studierstube denken, oder ein Dichter in seiner Stelle schreiben: Zertrümmert stürze die Welt auf mich! ohne Zittern steh' ich ihren Trümmern entgegen! — Schön gesagt! aber ein König, von sei-

nem Volke gemißkannt, vom glänzendsten Throne in den Kerker gestoßen, durch Cabalen geneckt, gedrückt, des Umganges mit seiner Familie, des einzigen Trostes, beraubt; mit sichtbarer Partheylichkeit und Bosheit zum Tode verdammt; eines Morgens, ohne durch das letzte Lebewohl oder ein Geräusch seine Gattinn und Kinder betrüben zu wollen, dem wartenden Todeswagen entgegenschleichend; wie ein gemeiner Verbrecher durch die Reihen der Tausende, die ehemahls so oft: Es lebe der König! hoch ihm zugerufen hatten, geführt hin auf's Schaffot; das über sich schwebende Mordbeil erblickend, und sogar unter betäubendem Schall der Trommeln des letzten Trostes, durch eine Rede sein Herz zu erleichtern, der noch dem Größten der Leidenden, Jesus, gegönnt war, beraubt, doch voll Ruhe und Großmuth, wie dieser, verzeihend, und unter dem Wunsche, daß sein Blut sein geliebtes Volk noch glücklich machen möge, den Hals hinstreckend — O meine verehrtesten Zuhörer! so stirbt, wer in der Schule Jesu auf Hoffnung der Unsterblichkeit sterben gelernt hat.

Doch von diesen außerordentlichen Fällen weggesehen hin auf den gewöhnlichen Lebenslauf, so zeigt sich die Moral gerade auf ihrer schwächsten Seite, wo es darauf ankommt, uns Trost im Leiden zu geben; wenn wir ihr auch noch hinreichende Treibkraft

zur

zur Erfüllung der Pflichten lassen, und darüber hinausgehen wollten, daß auch Mäßigung des Schmerzens im Leiden zur Sittlichkeit gehört. Gewiß ertrage ich die unvermeidlichen Übel dieses Lebens leichter aus Ehrerbietung gegen den Urheber der Natur, im Vertrauen auf dessen weise Fügung, und in der Hoffnung einer glücklichen Umänderung, wenn die trüben Tage bis an's Ende dauern. Gewiß ist die Hoffnung der Unsterblichkeit der einzigmögliche Trost gegen das letzte unter allen Übeln, den Tod. Vielleicht bald schließt ein Sarg den Trost deines Alters, dein bestes Kind ein, und versenkt es in die Gruft. Vielleicht nicht lange mehr, so reißt der Tod dein heiligstes Band entzwey, und du stehst an dem Todesbette deiner Gattinn, die mit eiskaltem Händedruck und mattem sterbenden Blicke von dir Abschied nimmt, und nochmahls ihre Kinder segnet. — Wohl dir, wenn du ihr sagen kannst: Wir sehen uns wieder!

Unterdessen trennt dich der Tod immer mehr von allem, was dir lieb und theuer ist. Das Leben wird mit jedem Tage verkümmerter; der Hang zu sinnlichen Vergnügungen, selbst durch die Einförmigkeit derselben gesättiget, verschwindet. Die Ehrbegierde, welche sich darauf einstellt, ist eine unruhige, zehrende Leidenschaft: sie zwingt dich mehr Andern als dir zu leben, und zerstört den Selbstgenuß. Das Gefühl der

Freundschaft schrumpft zusammen; Freunde schwinden, und du wirst mit den wachsenden Jahren immer unfähiger, neue Freundschaften zu machen. Das Herz wird öder, das Gemüth empfindlicher. Du wirst mit der Arglist und den Tücken der Welt, mit den Schlichen verdienstloser Leute, die in allen Ständen das redliche, schüchterne Verdienst zu verdrängen wissen, mit den Betrügereyen, Falschheiten und Treulosigkeiten aller Art immer bekannter. Gerade die besten in sich gekehrten Gemüther, mit zärtlicher Tugendliebe begabt, sind am übelsten daran. Das zurückgelegte Leben ist wie ein Traum verschwunden; und der kümmerliche Rest desselben erfüllt die Hoffnung immer weniger, die uns lange schon täuschte, daß wir unsers Lebens noch einmahl recht froh werden würden. Die Spuren vom Verfalle der Gesundheit und Geisteskraft verkünden schon den kommenden Abend. Je näher dem Grabe, desto quälender wird der Gedanke: daß ich noch nicht so recht gelebt, und gesäet habe, ohne zu ernten; desto mehr Düsternheit umnebelt das Gemüth. Und doch geize ich nach dem letzten Tropfen des Lebens, und strebe wenigstens im Andenken der Nachwelt und meiner Freunde zu leben; bis endlich am Grabhügel die schönsten Hoffnungen scheitern. Traurig ist die Aussicht in die Schauer des Grabes, wenn wir den Übergang in eine bessere

Welt

Welt hinwegdenken. Schrecklicher Gedanke des Nichtmehrseyns, des Niewiedererwachens! — Aber laßt mir ein zweytes Seyn, ein Wiedererwachen! welche Gleichmuth, welche Ruhe, welche Zufriedenheit wird noch mein Alter erheitern, während Dalembert über das Unglück, zu seyn, seufzet; und selbst mein ganzes moralisches Wesen wird die Folgen dieser guten Stimmung verspüren. Zufriedenheit mit der ganzen Welt; Freude und Geschäftigkeit, auch Alles um mich froh zu sehen und zu machen; Arbeitsamkeit im Alter werden mich nicht verlassen: ich werde der Tugend nie überdrüßig werden.

Ich mag die Sache betrachten, wie ich will; so ist's klar, daß die Religion der Moral ein übergroßes Gewicht beylegt; so klar, daß man sich wundern muß, wie es übersehen werden konnte; so klar, daß man hinzusetzen darf, Religion sey unentbehrlich, wenn aus der Anlage zur Tugend, die wir unstreitig in der Menschennatur antreffen, etwas Ganzes werden soll, unter Menschen, wie sie sind; unter Menschen also, deren Vernunft so sehr durch Sinnlichkeit verdunkelt und gemißleitet wird; und unter denen es wenige Edle gibt, die es mit dem Anbau ihrer vernünftigen Natur weit genug bringen, um der Tugend, ihrer Schönheit wegen, unwandelbar treu zu bleiben; unter Menschen, wo die Reitze der Sinnlichkeit und des Eigennutzes

leb-

lebhafter und wirksamer sind, als die Gefühle der Sittlichkeit, und wo man Alles zusammennehmen muß, um jenen ein Gegengewicht zu verschaffen. Ja, man darf kühn sagen, daß, gleichwie bürgerliche Gesetze, ohne Sittlichkeit, nicht viel Werth haben, so die Sittengesetze, ohne Religion, sehr hinfällig sind.

Ohne mich hier in die Untersuchung einzulassen, ob Religion den Menschen, wie sie sind, zur Tugend schlechterdings unentbehrlich und nothwendig, oder nur im höchsten Grade nützlich sey; und ob die Vernunft bey ihrer größten Anstrengung nicht dazu erklecke: ohne mich mit dem Einwurfe zu beschäftigen, daß auch die Religion nicht ganz durchgreife: glaube ich, als ausgemacht annehmen zu dürfen, daß Religion die Wirkung der Vernunft auf Tugend stärken könne, und wirklich stärke; daß die Menschen bey'm Mangel derselben noch lasterhafter seyn würden, als sie es jetzt sind; daß sich für das Volk sowohl als den Regenten kein besserer Zaum finden lasse, als sie, um beyde vom willkürlichen Gebrauche ihrer Stärke zurückzuhalten; daß die schlechte Einwirkung der Religion von der Schwächung derselben durch Gleichgültigkeit, oder ihrem Verderbnisse durch Aberglauben herrühre; und daß [illegible]m zu Folge eine sorgfältigere Pflege derselben, eine verbesserte religiöse Erziehung sowohl in Privathäusern und Schulen für die Jugend, als in den Tem-

peln

peln für Erwachsene, eine höhere Werthschätzung der Religionslehrer, und eine Zusammensicht Aller, besonders der Großen und Gelehrten auf diesen Punct, die Triebfeder der Religion auf einen so hohen Grad spannen würden, daß die gebesserte Sittlichkeit uns die goldenen Zeiten geben würde, die wir von bloßen Gesetzen, und der sich überlassenen moralischen Vernunft vergebens erwarten.

Dieser enge Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Religion führt eine eigene Überredungskraft für die Wahrheit der Religion bey sich, die sich bald in förmliche Beweiskraft umwandelt, wenn wir die Betrachtung hinzuthun, daß die Anlage zur Sittlichkeit nothwendig mit der Annahme der Religion zusammenhange. Auch der Religionszweifler muß das Gesetz anerkennen, daß in der Natur Alles nach Zwecken gehe, wenn er sich's gleich ausbitten wird, diese Naturzwecke nicht mit Absichten zu verwechseln. Ohne Anstand wird er darum zugeben, daß in der Natur nichts umsonst da sey, oder das Gesetz der Sparsamkeit gelte; und noch vielmehr, daß zwischen den Naturzwecken kein wahrer Widerspruch Statt habe. Scheinwidersprüche, wodurch nur ein höherer Zweck erreicht wird, mag es immer geben. Nun finden wir in dem Menschen Anlage zur Cultur der Vernunft und Tugend; und machen zugleich die unangenehme Er-

fah-

fahrung, daß das Menschengeschlecht im Ganzen von diesem Zielpuncte sehr entfernt sey. Unreif fallen die meisten in's Grab; und auch in den Ausgebildetern schließt sich das Leben oftmahls gerade da, wo sie anfangen, weise zu werden. Bezweckt die Natur die Vervollkommnung des ganzen Geschlechts in künftigen noch entfernten Zeitaltern, die, durch unsere Irrthümer und Fehler belehrt, langsam heranreifen; so geht die Anlage doch in den Millionen verloren, die bis auf diesen Zeitpunct verblühen. Auch wären wir so nicht selbst Zwecke, sondern zum Zwecke künftiger Generationen da; ungeachtet die Natur uns mit gleicher Vernunft ausgerüstet hätte. Geht der Naturzweck auf Einzelne; so wird er in diesem Leben kaum erreicht. Und auch dann, wann er von wenigen Edlen, oder der gesammten Menschheit erreicht würde; so entstünde nur ein Widerspruch zwischen diesem Zwecke, und dem natürlichen Erfolge unsers Strebens nach demselben.

Die vernünftige Natur ruft mich zur Tugend, und erklärt sie für würdig der Glückseligkeit. Allein je mehr ich mich mit der Tugend abgebe; je mehr ich mich dem Rausche der Sinnlichkeit entziehe; je mehr ich meine Vernunft bearbeite, Kenntnisse sammle, und mich zum Nutzen der Menschheit befähige oder beschäftige; je mehr ich bey mir selbst einkehre: desto mehr erweitert sich mein Gesichtskreis auf die Zukunft hin-

aus;

aus; desto mehr Sehnsucht nach Fortdauer entsteht in mir; desto schmerzlicher fällt die Beschränkung derselben, das Herannähern des Todes, das Verschwinden der Hoffnung, die allein unsere Leiden versüßet. Der rohe Mensch, der sich kaum über die Sinne hinaushebt, der aus dem Taumel der Zerstreuungen nie zu sich selbst kommt, oder doch seine Genüsse mit einer Klugheit ordnet, daß er weder seine Gesundheit verletzt, noch der nüchternen Besonnenheit viel Raum läßt; ein solcher lebt, wie Wilde oder Thiere, denen er sich nähert, in Ansehung des Todes ruhiger; und ihn drückt das Bedürfniß des Glaubens an Unsterblichkeit weniger. Die Vervollkommnung unserer Natur, und die Verwendung unserer Kräfte zum Besten Anderer, die uns die Moral zur Pflicht macht, sind nicht nur mit einer größern Sehnsucht nach Fortdauer, sondern sogar mit der Verkürzung derselben verbunden. Ohne hier des Falles zu gedenken, wo unser Leben, wie vielleicht auf dem Schlachtfelde, als Opfer der Tugend verblutet, ist nicht ein allmähliges Hinwelken, die Aufzehrung unserer Kräfte, und ein früheres Grab der gewöhnliche Zoll, den die edelsten Freunde der Tugend entrichten müssen? Jede etwas beträchtlichere Ausbildung des bessern Theils unserer Natur stört den thierischen Theil derselben. Die Verdauungskraft, und alle davon abhangende Verrichtungen des Kör-

pers

pers leiden unvermeidlich. Jede Bemühung, Eintracht zwischen beyden zu stiften, und die physischen Kräfte in gleichem Grade mit den moralischen zu erhöhen, ist vergeblich. Gesundheit und Fortdauer des Lebens finden sich im Zustande thierischer Wildheit, wo die Sittlichkeit im tiefen Schlummer liegt, am besten.

Es ist also einleuchtend, daß, wenn wir die Fortdauer unsers Seyns wegnehmen, die Natur einen Widerspruch enthält — die Auffoderung zur Tugend, sammt der Erklärung, daß man durch sie der Glückseligkeit würdig sey, und eine Strafe dafür, daß man so gutmüthig war, diesem Rufe Folge zu leisten: ein Widerspruch, der sich gar nicht durch die Beziehung auf einen höhern Naturzweck heben oder auflösen läßt. Jenseits der Vervollkommnung unserer Vernunft zur Tugend gibt's keine Stufe mehr für die Natur zu ersteigen. Der Widerspruch also, der darin liegt, bleibt ungehoben, und die Natur arbeitet in ewiger und unversöhnlicher Entzweyung mit sich selbst.

Nichts löset diese Schwierigkeit, als die Fortsetzung unsers Seyns in einer bessern Welt, der Wiedervergeltung und einer weitern Entwicklung bestimmt; in einer Welt, die zwar zeither noch kein Gegenstand unserer Erfahrung war, von der sich aber nicht sagen läßt, daß sie es nicht noch werden könne; in einer Welt, die mit der jetzigen durch uns unbekannte Fäden

zusam-

zusammenhängen kann, und vielfach von derselben verschieden seyn muß; in einer Welt, von der sich jetzt nichts bestimmtes erkennen läßt, außer daß sie den Widerspruch der Natur, in so weit wir sie jetzt kennen, heben wird; in einer Welt also, die man sich nicht als ein Werk des Ungefährs oder der blinden Nothwendigkeit denken kann, sondern die uns nöthiget, einen höchsten Verstand vorauszusetzen, der sie von dem hier sich befindenden Widerspruche befreyet, und in die genaueste Übereinstimmung mit dem innern Werthe unserer Tugend, mit den Vorschriften, welche die Vernunft uns macht, gebracht hat. Wer sich die Aussicht auf diese künftige Welt versperrt, der setzt sich in die traurige Nothwendigkeit, anzunehmen, daß die moralische Natur so viel Unordnung anrichte, als die physische voll Ordnung ist; daß alles in unserm Körper, was zu unserer thierischen Existenz gehört, sogar das Verhältniß der Geburten und Sterbfälle, auf eine Weise, die uns in Erstaunen setzt, angelegt, und gegen einander berechnet ist, hingegen das Verhältniß der Vernunft zum Menschenwohle gar nicht in Anschlag gekommen sey; daß die Natur im Ganzen einem Meisterstücke der Baukunst gleiche, worin das Hauptzimmer ganz verwahrloset ist, oder einem Buche, worin alle Capitel mit größter Weisheit geschrieben sind, bis auf das Wichtigste, worauf sich alle beziehen, und wo nichts als Unsinn herrscht.

Nein, hier gilt's nicht bloße Überredung, die Religion, die der Tugend so viel Vortheil gewähret, ihren Verehrern nicht zu rauben, und sie etwa selbst anzunehmen, sondern auch einen Beweis für die Wahrheit derselben, geschöpft aus unserer sittlichen Natur. Und so stehen sie in schönster Eintracht da, die Töchter des Himmels, Tugend und Religion, zart sich an einander schmiegend. Die erste gibt der zweyten Möglichkeit und Wirklichkeit, die zweyte der ersten belebende Kraft.

Mit dem lebhaftesten Danke sey mir hier genannt und gesegnet, du Urheber der reinsten Religion, und der besten Verschwisterung derselben mit der Tugend! Möchten alle Menschen vom Werthe dieser Wohlthat gerührt und durchdrungen werden, und dich ewig preisen! — Jesu, du brachtest die Lehre von einem allgütigen Gott und Vater aller Wesen, der auf den fallenden Sperling, wie auf den Untergang eines Königreichs herabsieht, und alles zu den besten Zwecken leitet, unter den Menschen in Umlauf; du bist's, der sie lehrte, mit Freude zu Gott, ihrem Vater zu bethen, und ruhig auf eine bessere Zukunft zu leiden und zu sterben; du, der sie ermunterte, vollkommen zu seyn, wie ihr Vater im Himmel, und alle Menschen, Einheimische und Fremde, Freunde und Feinde, wie ihre Brüder zu lieben, weil auch ihr Vater seine Sonne

über

über Sünder und Tugendhafte aufgehen läßt; du, der seiner göttlichen Sendung durch seine Tugendlehre, und der besten Tugendlehre durch Liebe zu Gott, Vertrauen auf ihn, und die Aussicht auf ein besseres Leben Gewicht gab, und so Religion und Tugend unter die verwahrlosten Menschen führte. Du lehrtest und thatst, was vor dir kein Weiser lehrte und that. Ja, du hast das Räthsel, das uns die Natur ohne Religion aufgibt, am besten gelöset. Deine Erziehung und der Ort deines Aufenthaltes hätten dich nie darauf führen können. Du brachtest dein Leben in Galiläen unter dem rohesten und unwissendsten Volke, und in der Hütte eines Handwerksmannes zu. Dieß sagten dir deine neidischen Landsleute nach, die dich nur als den Sohn eines Handwerksmannes zu Nazareth und als Einwohner dieses düstern und verachteten Städtchens kannten, und es darum nicht fassen konnten, wie du unter deinen Umständen zu einer Weisheit gelangtest, von der sie doch nur den geringsten Theil verstanden. Deine niedere Erziehung ist so urkundlich gewiß, als dein niederer Tod am Kreuze. Da hätten wir also, statt des von dir gelösten Räthsels der Natur, ein anderes Räthsel der Geschichte über den Ursprung deiner Lehre, das sich gewiß nicht befriedigender lösen läßt, als durch deine eigene Angabe, durch den Hinblick auf den Finger der Gottheit. Nochmahls Dank also, göttlicher

Leh-

Lehrer der Menschen, und Muster der erhabensten Tugend! Werde von allen Völkern gepriesen, du Heil und Segen der Welt!

Aber mit welchem Nahmen soll ich euch nennen, ihr, der Menschheit Fluch, und erklärte Feinde Jesu! die ihr nicht zufrieden mit eurem Unglücke, die tröstliche, die herzerhebende und stärkende Religion desselben nicht zu kennen, euch Mühe gebt, sein großes Werk, das Heil der Völker, zu zernichten, seine Lehre aus der Menschen Herzen zu reissen, durch ernsthafte Angriffe und Spöttereyen den Fels, worauf die Wohlfahrt der Staaten ruht, wo nicht zu zersprengen, doch zu untergraben, und für eure trostlose Parthey mit eben dem Eifer Gläubige zu werben, als wenn euch die Hölle zu ihren Aposteln gedungen hätte, und mit einer Intoleranz, die ihr an Andern so bitter tadelt, und der nichts als bürgerliche Macht gebricht, um die Zeit der alten blutigen Christenverfolgung wieder zu erleben. Wieder zu erleben? Wir haben sie erlebt. Seht hin nach Frankreich, wo es ihnen glückte, die Macht in ihre Hände zu bekommen. Mit eben dem Leichtsinne, mit dem sie bürgerliche Verfassungen zusammenbrechen, ohne etwas Anderes dafür geben zu können, als Verwirrung, stoßen sie auch Religionsverfassungen um, ohne etwas Anderes dafür setzen zu können, als Sittenverderbniß und Verzweiflung, da-

mit auch von innen alle nur mögliche Beruhigung über den Jammer, den sie von außen anrichten, wegfallen möge. Sie schreyen über Übel, welche die Religion, von Menschen gemißbraucht, veranlaßte, wie sie alle Übel aufzählen, welche die königliche Gewalt je veranlaßte, ohne dabey des Guten zu gedenken, welches beyde schon gestiftet haben, und stiften können. Ihr Priesterhaß darf uns also auch so wenig befremden, als ihr Königshaß. Man lasse diesen Lehrern der Freyheit und Toleranz die Ehre, auch hierin den alten Despoten Roms, die ihre Verfolgung vorzüglich gegen diesen Stand kehrten, zu gleichen!

Aber ihr, Männer jener Classe, welche ihres eigenen Interesse wegen Regenten gar nicht hassen kann, und nur in Absicht auf Priesterhaß so ganz demokratisch denkt, und aus einem geheimen, Jahrhunderte alten Groll, die Diener der Religion, ihres Standes wegen, necket und herabsetzet; weil sie die Wirkung der Religion für's Leben, selbst für ihre eigene Wohlfahrt nicht kennt, und nicht zu wissen scheint, wie viele Gaben und Fleiß dazu gehören, Religion und Moral, in ihrer Verbindung, und in der Anwendung auf alle Handlungen und Vorfälle der Menschen mit so viel Leben, Kraft und Abwechslung, sowohl heimlich als öffentlich, vorzutragen, daß Überzeugung, Rührung und Fertigkeit zum Guten entstehen — sehet zu,

ob ihr euch einer so unwürdigen Gesellschaft nicht zu schämen habt, und wie ihr es gegen die Menschheit werdet verantworten können, die Religion durch Herabsetzung ihrer Diener gekränkt zu haben!

Mag's doch seyn, daß die Absicht der Religionsstürmer nicht immer es auf's Verderben anlegt! Der Erfolg ist eben derselbe. Die Aufklärungssucht, in dem schon bestimmten Sinne, stiftet sehr viel Übels. Da gibt es Leute, die selbst noch im Helldunkel schweben, und doch sich berufen glauben, ihr Lichtlein überall leuchten zu lassen, vielleicht, um sich durch den Wiederschein Anderer zu überreden, daß sie aufgeklärt sind; — Leute, die sich einem jeden mit ihrem kleinen Vorrathe religiöser Kenntnisse entgegenstürzen, und dabey sich wundergroß dünken, das zu verwerfen, was einem Locke, Leibniz, Newton, Haller, denen sie nicht werth sind die Schuheriemen aufzulösen, ehrwürdig schien; — jene Knaben der gelehrten Welt die ihren philosophischen Katechismus auswendig lernen, und auf Formeln einer tiefsinnigen Weisheit großthun; obgleich zu ihrer Bekehrung nicht mehr gehört, als ein anderer philosophischer Katechismus, der vielleicht von einer Seite her geschrieben werden wird, wo sie sich dessen am wenigsten versehen hatten.

Gerade diese Leichtigkeit ihrer Mittheilung, diese überschwengliche Freygebigkeit ist der Beweis ihrer

Leere,

Leere, Seichtheit und Nachbetherey. Es verhält sich mit der Austheilung der Kenntnisse, wie mit der Ausspendung des Geldes. Selbsterrungenes Vermögen macht haushältisch; geschenktes, oder ohne Mühe, durch's Lotto gefundenes verschwenderisch. Die alten Griechen und Römer, die aus Mangel der Buchdruckerey so viele Bücher, als wir, weder hatten noch lasen, und desto mehr selbst dachten, zogen sich zurück, und beobachteten in der Mittheilung ihrer Wissenschaft mehr Oekonomie. Die neuere Welt, wo mehr gelesen und gehört, und desto weniger selbstgedacht wird, ist desto verschwenderischer. Wenn die Alten in ihrem Styl, und dem ganzen Vortrage sogar oftmahls geheimnißvoll waren, so befleißt man sich jetzt einer durchgängigen Popularität, und jene, die ihre Kenntnisse fast finden, sind allemahl die verschwenderischsten. Wenn ich der Sparsamkeit das Wort rede, will ich den Geiz gar nicht rechtfertigen. Weg mit dem Geize, wie mit der Verschwendung, von welcher die höhern Stände einen sehr üblen Gebrauch machen!

II.

Das enge Bündniß zwischen Sittlichkeit und Religion hat es zur Folge, daß man die eine mit der andern aufrichtet, oder niederwirft. Zerstört man Religion, so leidet die Tugend: zertritt man Tugend, so

leidet Religion. Die rohe und ungeschlachte Lasterhaftigkeit eines Barbarn bewirkt Aberglauben: und die Unsittlichkeit der verfeinerten Welt gemeiniglich Gleichgültigkeit gegen Religion, die sich durch mehrere Abstufungen in Unglauben verliert; man mag entweder gewisse fehlerhafte Fertigkeiten des Gemüths, oder die Laster betrachten, welche dadurch erzeugt werden. Die Grundlage im Gemüthe der Überfeinerten ist eine zu große Reitzbarkeit, die manchmahl bis zur Abspannung und Schwäche hinabsteigt. In dem letzten Falle übertreiben sie es mit der Religion, und verfallen manchmahl gar entweder auf Aberglauben, oder Schwärmerey; aber die Sache im gemeinern Schlage betrachtet, so lange ihre Reitzbarkeit mit einer gewissen Munterkeit verbunden ist, zumahl in jüngern Jahren, neigen sie sich wenigstens auf die Seite der Gleichgültigkeit.

Die erste Stufe ist der Hang zu lebhaften und rauschenden Gefühlen, die immer mehr, so wie sich die feinern abnutzen, gesucht werden. Da nun die Empfindungen der schönen Natur sowohl als der Moral, und der mit beyden verwandten und von ihnen abhangenden Religion, die feinsten, innigsten und köstlichsten sind, so reitzen sie den ecklen Gaumen nicht mehr, und die Übungen der Andacht verursachen nur Langeweile.

Die

Die zweyte Stufe: Die religiösen Gefühle können ohne Anspannung, ohne Aufmerksamkeit und Überlegung, und ohne über die Gränzen der sinnlichen Welt hinauszufliegen, nicht gewonnen werden. Nun hemmt die Überfeinerung die Thätigkeit des Verstandes; und erzeugt einen Leichtsinn, der alles Stillestehen der Gedanken vor einem Gegenstande unmöglich macht. Die niedern Stände werden durch Geschäftigkeit, Sorge und Unglücksfälle dieses Lebens mehr in eine ernsthafte Gemüthslage versetzt, die der Religion ganz wohl bekommt. Aber die Sorglosigkeit, der Wechsel der Vergnügungen und Zerstreuungen bringen das Gegentheil bey den höhern hervor. Die Lebhaftigkeit des stets wechselnden Gespräches, das Hüpfen von Einem auf's Andere, ohne nur Geduld für eine gründliche Auseinandersetzung zu haben, bezeichnet den französisch leichten Gesprächston; aber auch ihren flüchtigen Gedankengang. Eine Unterhaltung mit Gott geht also gerade ihrem Gedankenlauf entgegen, und kommt ihnen schrecklich pedantisch und langweilig vor.

Drittens. Fertigkeit im Nachdenken und Feinheit der Empfindung müssen sich vereinigen, um jene erhabenen Empfindungen der Religion zu bewirken, welche die Seele über sich selbst hinausheben. Es gehört Kraft dazu, einen großen Gegenstand zu fassen, und Rührsamkeit des Herzens. Allein der Leichtsinn bringt

Frivolität, oder einen Kleinigkeitsgeist hervor. Das Umhertreiben der Vorstellungen, die Unterhaltungssucht, die Eifersucht, der Neid, das ewige Einfädeln von Cabalen, die Enge unsers Kreises, oder unserer Caste, welche macht, daß wir, unsers Ranges ungeachtet, doch nach einer kleinstädtischen Sitte einander immer im Gesichte haben, Anekdoten hin und her schleppen, einander verläumden, Allianzen trennen und schließen — das alles führt so sehr in eine kleinlichte Geschäftigkeit hinein, daß das Erhabene der Religion uns fade und eckelhaft dünkt.

Viertens. Obgleich diese Stimmung des Kopfes gar nicht für's Erhabene und Feyerlichernsthafte taugt; so paßt sie eben darum desto mehr für's Lächerliche. Der Geist der Kleinigkeiten, das Hin- und Herspüren nach Schwachheiten und Ungereimtheiten, um der Gesellschaft immerhin etwas zum Belachen zu geben, bringt den Hang zu spötteln hervor. Schon der feyerliche Ernst der Religion sticht dagegen zu sehr ab, und religiöße Gebräuche werden gar bald in das Lächerliche versetzt.

Fünftens. Aus ganz entgegengesetzten Ursachen hat also der gemeine Mann mehr Religion, und äussert sie auch freyer, wie alles, was ihm am Herzen liegt. Hingegen machen sich's die Hohen zu Eigen, um sich vom gemeinen Haufen abzusondern, nicht religiös

zu

zu scheinen; was denn auch um so leichter geschieht; weil vielleicht der erste Fall eintritt, wo sie nichts zu heucheln brauchen. So unsittlich unser Herz auch immer seyn mag; so streben wir doch immer nach einem gesitteten Betragen. Je giftiger unsere Bosheit ist; desto süßer sind unsere Manieren. Die Züchtigket der Wohlstandsregeln, die wir gegen das weibliche Geschlecht beobachten, steht im genauesten Verhältnisse mit unserer Unkeuschheit. Nur in Ansehung der Religion, welche im Grunde die reinste und vollkommenste sittliche Gesinnung ist, nur in Ansehung der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, und des Gehorsams gegen den Herrn der Natur, machen wir die Ausnahme, sogar den Schein derselben aufzuheben; und ob wir gleich sonst immer äußerlich vorgeben, was unser Innerstes verläugnet; so verläugnen wir doch da vor den Menschen die schwachen Rührungen der Religion, welche Natur und Erziehung bisweilen noch unserm Herzen abnöthigen. Wir, die sich sonst über die Grobheit der Niedern so sehr lustig machen, legen uns darauf, gegen Gott grob zu seyn; und spotten des niedern Haufens, der wenigstens die Wohlstandsgesetze gegen Gott beobachtet. Keine Religion äußern wird also Ton der Gesellschaft. Die Abhängigkeit von einander, und die Charakterlosigkeit in den bessern Zirkeln führt ihn daselbst allgemein durch.

Sechs-

Sechstens. Dieses Gesetz herrscht dann mit tyrannischer Gewalt. Wehe dir, wenn du Religionsgefühle äußerst! Du darfst die schändlichsten Geständnisse machen; du darfst über Religion spotten: aber dich für Religion erklären, dein Herz eine Empfindung derselben ausströmen lassen, das darfst du nicht — oder du bist ein Heuchler. Denn Leute, selbst leer an Religion, werden dir nie Religion zutrauen. Politische Heucheley verzeiht man dir noch; denn diese ist Mode: aber religiöse Heucheley verzeiht man dir nie; sie ist Hochverrath gegen die Geselligkeit. Jene heißt Schlauheit; diese — Blödsinn. Dieser verächtliche Nebenbegriff hat unglückliche Folgen für Religion.

Siebentens. Leute von gar keiner Bildung des Geistes, von keiner Belesenheit; Leute, die nur ihre Actenfascikel und ein Zeitungsblatt lesen; Leute, die schon darum nichts lesen wollen, weil das Lesen bey uns von den mittletn Ständen ausging, und die bey ihrer Unwissenheit sich groß dünken, glauben sich durch Entäußerung der Religion eine Miene von Verstande und Bedeutung geben zu müssen. Es gehöret einmahl zu einer standesgemäßen Aufführung: In die Kirche so wenig, als möglich, gehen; an Sonntagen nur eine Messe mitnehmen, und in der Kirche selbst sich mit einer standesgemäßen und vornehm lassenden Ungezogenheit betragen; und, statt daß man sich sonst in die Gesinnung

der

der Gesellschaft fügt, und kaum einen Widerspruch wagt, hier gerade das Gegentheil von dem thun, was andere thun, die vor Ärger darüber das Gesicht wegwenden; Haß und Verachtung gegen den Stand der Religionsdiener affectiren, hiezu sich pöbelhafter Eckelnahmen bedienen, und nur in so weit eine Ausnahme davon machen, als wir's für gut halten, durch ein Molochs-Opfer, Kirchengüter in die Canäle unserer Familie zu leiten — das ist das untrügliche Merkzeichen von Verstande und Größe.

Achtens. Verehrer der Frömmigkeit, Männer von Verstande schmiegen sich endlich auch, wenigstens in die kleine Heucheley, dieselbe zu verbergen. Es entsteht Scham der Religion. Man entschlägt sich nicht nur der äußern und unwesentlichen Religionshandlungen, sondern man getraut sich nicht einmahl, seine innersten Gesinnungen laut werden zu lassen, aus Furcht, verlacht zu werden. Man spricht über Alles, große Staatsveränderungen, und kleine Ereignisse. — Gefühle der Religion haben keinen Platz mehr in den Tempeln.

Neuntens. Gesinnungen, welche man nicht mehr äußert, und dadurch belebt, welche durch den Nachahmungstrieb nicht mehr aufgefrischt werden, verwelken und schrumpfen zusammen. Man schämt sich endlich gar der Gewissenhaftigkeit. Denn die Scham geht

auf

auf alles über, was mit Religion zusammenhängt. Noch bleiben etliche dürre Gebräuche und Glaubensformeln, ohne Saft und Kraft, übrig, die der nächste Windstoß abstreifen wird.

Zehntens. Von der Gleichgültigkeit gegen Religion kommt man also zum Unglauben, und zur Verwerfung der ehrwürdigsten Grundsätze derselben. Hier ist es, wo die Aufklärungssucht ihr Spiel beginnt. Sie hat leichte Arbeit, wenn man ihr so weit entgegengegangen ist; und sie muß diesen Ton treffen, um zu gefallen. Ein religiöser Schriftsteller macht in der größern Welt so wenig Glück, als ein frommer Gesellschafter. Auch der Unglaube ist wieder in verschiedene Stufen ausgemessen.

Etliche lassen sich den Kopf verwirren. Der *letzte* Schriftsteller, den sie lesen, hat allemahl Recht; oder es entsteht eine theoretische Zweifelsucht, mit der bangen Furcht, es dürfte doch wahr seyn, was sie weder verwerfen noch behaupten können. Sie entschließen sich also, das Sichere zu spielen; oder zwingen ihrer Vernunft einen oberflächlichen Glauben auf. Sie reden weder für noch gegen Religion, und lassen Alles dahin gestellt seyn. — Sie sind Heuchler des Glaubens.

Eilftens. Andere, ohne mehr von der Religion zu verstehen, erklären sich gegen dieselbe. Die Eitelkeit, zu scheinen, als hätten sie um so mehr Verstand,

je weniger sie glauben; die Begierde, mit ihrer Lectür eine Figur zu machen; der Schein, den ihnen hie und da ein Mißbrauch der Religion gibt, führen sie zum Unglauben. Oft regt sich der Glaube im Stillen, den sie äußerlich verläugnen. Oft begegnet ihnen das Widerspiel von dem, was Cicero sagte: Ich spotte zu Hause der Götter, die ich im Kapitol anbethete; und diese: Ich fürchte zu Hause, was ich im Tempel verspottete — das sind die Helden, die oftmahls auf dem Todsbette Alles zurücknehmen, und sich dem Glauben wieder in die Arme werfen — Heuchler des Unglaubens.

Zum Unglücke gibt es bisweilen auch Heuchlerinnen des Unglaubens. Sind einmahl körperliche Reitze verblüht, oder von der Mutter Natur sparsam verliehen, so suchen sie diesen Mangel durch Anbau des Geistes zu ersetzen; sie glänzen mit Witz; legen ihre Lectür zur Schau; tändeln mit der ernsten Philosophie; reformiren Staaten und Kirche; und erröthen gar nicht, starke Geister und Philosophinnen zu heißen. Die Annäherung beyder Geschlechter in Gesellschaften hat es zur Folge, daß sie auch ihre Eigenheiten gegen einander austauschen. Ohne mich in die Vortheile dieses Tausches einzulassen, darf ich kühn behaupten, daß es am Ende auf eine Vermischung der Charaktere hinausläuft, die beyden Geschlechtern zum Nachtheile ge-

gereichet, und ein Zeichen vom Sittenverfalle ist. Der weibische Mann wird dem Weibe, und die Männinn dem Manne zum Gelächter. Im alten Rom übten sich Damen im Fechten, und stoische Bücher lagen zur Zierde auf seidnen Polstern. Frankreich hatte Philosophinnen, die wider Religion stritten; wie es nun Heldinnen oder Bachantinnen hat. Daß eitle Ziererey, auch unter uns, Amazonen, die sich des ihrem Geschlechte eigenen Hanges zur Religion, der frommen Schüchternheit, und gar des Glaubens schämen, wenigstens im Kleinern erzeugt, wird ein Kenner kaum in Abrede stellen.

Zwölftens. Die Eitelkeit etwas zu scheinen, was man nicht ist, wird noch durch Leidenschaften verstärkt, die sich mit den Grundsätzen der Sittlichkeit und Religion gar nicht vertragen. Die Ausschweifungen der Wollust stehen hier oben an. Unwissende und ungebildete Leute, wenn sie auch sündigen, greifen doch die Grundsätze der Sittlicheit und Religion nicht an; aber Leute vom feinern Schlage, die noch etwas consequenter denken, möchten gerne ihre Grundsätze mit den Handlungen in Harmonie bringen, theils um nicht durch Vorwürfe von innen gestört zu werden; theils der Ehre wegen, systematische Sünder zu seyn. Manchmahl kommt es darauf an, eine allzu störrische Tugend nachgiebiger zu machen. Die gefällte Religion öffnet

der

der Liebe das Thor; so wie diese Leidenschaft die schnellsten Veränderungen im Kopfe hervorbringt. Unfähig, sich selbst Grundsätze zu machen, borgt man sie auf Treue und Glauben eines Gewährsmannes. Man lauscht umher, was Männer von Verstande darüber urtheilen; spürt jeder Miene, jedem Laute nach; man macht sich witzige Köpfe zum Muster, und ihre Spöttereyen zu Grundsätzen; wenigstens so lange, bis die Bekehrung des Anführers auf dem Todsbette das elende Gewebe zerreißt. Man kauft gar die Gedanken der Gelehrten wider die Religion, wie unsere Voraltern in den Jahrhunderten der Unwissenheit die Gebethe und Fasttage der Geistlichkeit gekaufet hatten, immer noch in eben derselben Absicht, um desto bequemer und ruhiger sündigen zu können. Der erste Angriff wird gemeiniglich auf die Stücke der positiven Religion gerichtet, die uns am meisten stören. Der Katholik zum Beyspiel greift nach der Beicht. Ist aber nur einmahl der Riß gemacht, dann läuft er schnell bis auf die wichtigsten Puncte und das Wesen aller Religion hinauf. Man eilt zu der verzweiflungsvollen Hoffnung, wie Thiere, denen man sich ähnlich im Leben macht, auch zu sterben. Da aber diese Grundsätze nicht nur auf eigene Beruhigung, sondern auch auf Verführung angelegt werden; so fällt die Religion, und mit ihr der sittliche Charakter eines Geschlechtes, das die Na-

tur

tur zur Erziehung der jungen Welt bestimmt hat, zum unwiederbringlichen Schaden der Menschheit.

Hier stoßen wir auf das letzte Glied dieser traurigen Folgenreihe. Die Erziehung liegt. Unter ewigen Zerstreuungen wird man ohnehin seinen Kindern fremde. Kaum, daß der gelehrte Vater sich die Mühe nimmt, nach den Arbeiten und Aufgaben seines Sohns zu sehen, oder zu fragen. Geschieht es aber auch, so ist wohl vom Fortgange des Studierens, aber nicht von der Religion, von der man selbst nichts inne hat, die Rede. Hört man noch etwas von einer häuslichen Andacht, wie in den Tagen unserer Väter, bey denen es noch Sitte war, in Mitte ihrer Familie zu bethen? Wird noch an eine Ermahnung, an ein ermunterndes Beyspiel in Absicht auf Religion gedacht? Kaum, daß ein Kind etwas von unserer religiösen Gesinnung gewahr wird: so sorgfältig wird alles verborgen, was dahin gehört. Das ganze Geschäft des Unterrichts ist einmahl dem Hausinformator, so ökonomisch als möglich, zugetheilt. Was dieser auch sonst thun mag, der Religionsartikel ist gemeiniglich der kürzeste, und die Mythologie wird mit lebhafterm Interesse erklärt, als das Christenthum. Bey eurem Stillschweigen und der Kälte in Ansehung der Religion, die den Kindern überall aufstößt, werden doch zuweilen eure Spöttereyen, die Verachtung der Religionslehrer, und allerley Zwei-

fel

fel zu laut, als daß die immer lauschende Jugend sie überhören sollte. Und so reifen eure Töchter, ohne Religion, zu buhlerischen Künsten heran, und eure Söhne werden die Seuche öffentlicher Schulen. Ach! der ehrliche Landmann und Bürger geben sich so viele Mühe, ihre Söhne zur Religion anzuhalten. Mit thränendem Auge und banger Ermahnung, sich nicht verführen zu lassen, schicken Vater und Mutter den Sohn zur Schule. Er geht, und sieht die artigen jungen Herrn, seine Mitschüler von Stande, die außer dem üblen Geruche der Unsittlichkeit, noch Unreligion um sich her dünsten; und die es schon gelernt haben, den Ton unter der Schuljugend anzugeben, wie ihre Väter in der größern Welt. So schleicht allmählig in öffentliche Schulen das Ungeheuer religiöser Gleichgültigkeit. Mit ihm kommen Frechheit, Wegwerfung alles Ansehens, Unehrerbietsamkeit gegen Obere und Lehrer, Zügellosigkeit, lüderliche Zusammenkünfte, heimliche Jugendsünden. Der Studienfleiß entfernt sich. Die ganze Pflanzung, woraus alle höhern Stände, zumahl der Stand der Religionslehrer, ihre Zweige hohlen, welkt allmählig dahin. Man hält Rath über Rath, begießt, gräbt und umzäunt; aber die Fäulniß liegt in der Pflanze selbst. Sogar eure Hausgenossen, das Gesinde, vorher bürgerlichfromm und gut, verspüren nach dem Eintritte in die allzu feine

Luft.

Luftgegend, eine Veränderung in ihrer Denkart, wie in ihrem Blute, Symptome des Leichtsinnes und der Religionsverachtung; und zeichnen sich unter andern ihres Gleichen damit aus. Die untern Stände, nachahmerisch, wie sie sind, äffen, unter andern Merkzeichen der feinen Lebensart, auch religiöse Gleichgültigkeit nach, wie die Hofleute eines alten Eroberers dessen körperliche Fehler, um desto größer zu scheinen. Und so geht das Übel unaufhaltbar fort von Stande zu Stande, von Geschlechte zu Geschlechte.

Gott! wie wird es um die Nachwelt stehen, wenn man so Schritt vor Schritt weiter rückt? wenn die Religion, diese große Ermunterung zur Tugend, der Trost in allen Übeln des Lebens und im Tode, das festeste, durch Nichts zu ersetzende Band der Gesellschaft immer schwächer wird? wenn die Pest der religiösen Gleichgültigkeit und des Unglaubens, die schrecklichste, die uns treffen kann, nach und nach alle Säfte der Gesellschaft ansteckt? Fleiß und Berufstreue, Muth und Thätigkeit zerstört? die Freundschaft lähmt, Treue und Glauben zernichtet? Wohlwollen, Edelmuth, jede Aufopferung für Andere erstickt? die menschliche Natur zur Thierheit herabwürdigt, und auszehrt? uns eine Jugend ohne Scham, Weiber ohne Sitten, Völker ohne Vaterlands- und Fürstenliebe, und Könige, deren Gott der Eigennutz ist, gibt? alle Ordnung auf-

löset, und am Ende den Redlichsten im Volke der ungerechtesten und willkürlichen Grausamkeit preisgibt? und im Reiche der Verwirrung den Atheismus auf den Thron setzt, welcher der Gottheit und Königswürde den Krieg ankündigt, nach Leben und Eigenthum der Bürger seine Krallen ausstreckt, und unsere gebeugten Nachkommen nöthigt, sie zu küssen, und unter Beyfallklatschen zu rufen, daß er die Ehrlichkeit selbst sey? Ach! das unglückliche Volk, das bald unsern Unwillen, bald unser Mitleid reitzt, ward nicht auf einmahl, was es jetzt ist. Ist Menschenliebe noch die Tugend, auf die Sie sich etwas zu gut thun; so wage ich eine Bitte, die Sie hoffentlich nicht zurückweisen werden: — Erbarmen Sie sich ihrer Nachkommen!

Ach! diese Tage, wo die Kirche in tiefer Trauer das Andenken des Todes Jesu feyert, könnten uns wohl auch in Bezug auf die Empfindung, die sich mir hier aufdringt, Trauertage seyn. Hinaus mit ihm! rief ehemahls das gegen Jesus undankbare Volk, hinaus zum Kreuze! Er ging schweigend und großmüthig, seufzend unter der schweren Last desselben, in Gesellschaft der Mörder, dem Berge hinan. Alles Volk war munter und freudig: nur etliche weiche Seelen, die den Guten kannten, und auf die Wohlthaten, die er allenthalben ausstreute, zurückblickten, konnten sich der Thränen nicht enthalten. Jesus kehrte sich um,

und verbat sich großmüthig ihre Thränen: Weinet nicht über mich, ihr Töchter Jerusalems, weinet über euch und eure Kinder! Es werden Tage kommen, wo man Frauen, die nie gebohren haben, glücklich preisen wird. Er blickte hinaus in die trübe Zukunft, auf das Gewitter von Aufruhr und Hungersnoth, und Umsturz des Staates, das sich bereits über Judäen zusammenzog. Er starb — nach ungefähr vierzig Jahren war aber auch Jerusalem nicht mehr. — Ach! Jesu! Du lebtest zeither unter uns durch deine heilbringende Religion, die, wie ein großer Baum, Völker unter ihrem Schatten aufgenommen, der Alles zerstörenden Zeit, und den Stürmen der Verfolgung getrotzt hatte. Du lebtest unter uns durch den Segen deiner Lehre, und die Ruhe, die sie in Familien und Staaten brachte. Wäre es möglich, daß man auf den Sturz derselben arbeitete! Wäre es möglich, daß man darauf dächte, dich in diesem Sinne aufs neue zu kreuzigen, und schon darauf stimmte: Fort, fort mit ihm! — Wer noch mit Gefühle diesen Undank ansieht, wird sich der Thränen kaum erwehren können. Aber du, mit deinem Blicke auf die dunkle Zukunft hinaus, und herab auf unsere Trauer, könntest vielleicht wieder sagen: Weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder! Es werden Tage kommen, wo man kinderlose Frauen für glücklich halten wird, Tage der

Scham-

Schamlosigkeit, des Meineides, der öffentlichen Frechheit, der Empörung, der Staatenzerrüttung. Weinet über euch und eure Kinder! — Nein, guter Jesu, du wirst uns nie verlassen! wirst bey uns bleiben, bis an's Ende der Welt! Wir werden dich nie von uns stoßen! werden deine Lehre unsern Kindern zur Erbschaft hinterlassen! — Dieß sey der Schwur, den wir hier am Fuße des Altares niederlegen! Ein Schwur, meine Lieben! den nichts auf der Welt mehr unterstützen kann, als der warnende Anblick einer von Bayle geträumten, aber, was er nicht vermuthete, so grausenvollen Atheisten-Republik, die zum Theil in Frankreich zu Stande kam; ein Anblick, der, ich hoffe es zu Gott, die religiöse Denkart, die seit vierzig Jahren in England zurückkehrte, nun auch in Deutschland zurückführen wird. Der Unglaube ward sein Gegengift. Um sie zu den Füßen des Altars zurückzubringen, verweise man sie unter Atheisten, sagte Rousseau. — — Gott sprach: Es geschehe!

Fünfte Rede

über die

Mittel, den Geist unsers Zeitalters der Religion zu nähern.

Wer mich liebt, wird meine Lehre halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bey ihm machen. Joh. XIV. 23.

Dieß waren die letzten Trostworte, die der Heiland seinen Jüngern zum Unterpfande gab, daß er sie nie gänzlich verlassen würde. Ich werde euch nicht als Waise zurücklassen, spricht er: ich komme wieder zu euch. Noch eine kurze Zeit, und dann bin ich zwar unsichtbar für die Welt, aber nicht unsichtbar für euch: denn ich lebe, und dann werdet auch ihr leben; dann werdet ihr sehen, daß ich mit dem Vater, und ihr mit mir, und ich mit euch auf das innigste vereinigt sey. Bleibt nur meiner Lehre getreu: wer sie beobachtet, der liebt mich; und wer mich liebt, wird auch von meinem Vater geliebt werden; und ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren. Lassen Sie uns ihnen Glück wünschen, Hochansehnliche: denn sie haben den Herrn gesehen. Aber auch uns lassen

Sie

Sie Glück wünschen, die wir in entfernten Jahrhunderten leben: denn auch an uns ergeht diese Verheissung; sie ergeht an alle, die tugendhaft sind. Die Tugend, die treue Beobachtung der Gebote Gottes, macht uns, wie sie, des Glückes würdig, daß sich uns Gott und der Heiland offenbare. Wir haben also nicht Ursache, unser Loos zu beklagen, wenn wir gleichwohl ihn, wenn wir seinen und unsern Vater nicht mit leiblichen Augen sehen. Die Überzeugung von Gottes Daseyn und der Wahrhaftigkeit seines Sohnes, die sich in uns aus dem Besitze der Tugend entwickelt, kommt der unmittelbaren Anschauung an unwiderstehlicher Kraft und unbewölkter Deutlichkeit vollkommen gleich. **Seliger sogar,** sagt der Heiland, **sind diejenigen, welche glauben und nicht gesehen haben.**

Die Religion ist tief in unsern Tagen gesunken, Hochansehnliche. Die Bosheit hat sich bemüht, durch den Unglauben ihr Werk zu vollenden, und die letzte Stütze der Tugend des Menschen und des Glückes der Nationen, die Gottesfurcht, zu untergraben. Lauigkeit geht vor ihr her, und bereitet die Gemüther zu ihrer Aufnahme vor. Beißender Spott über alles, was heilig ist; gefallender Witz, der nur scherzend angreift und dann wieder abspringt; die Mienen des Mitleids oder der Verachtung über jene, die noch zu dumm, zu abergläubisch, und zu schwach sind, um nicht gottes-

fürchtig zu seyn, siegen zu ihrer Seite: Heucheley und Kaltsinn gegen allen Gottesdienst schließen ihren verheerenden Zug. Die Frevler rühmen sich öffentlich der Grundsätze des Unglaubens, und drohen in ihrem unduldsamen Übermuthe, die Altäre umzustürzen. Die Verblendeten! wie wenig kennen sie die Religion, die vom göttlichen Lichte umflossen die dunkeln Pfade des Menschen beleuchtet? Wie wenig kennen sie die Würde und Ruhe, die sie dem Sterblichen ertheilt? wie wenig den Einfluß, den sie auf die Tugend und das Glück desselben, auf die Tugend und das Glück ganzer Nationen hat? Sie wähnen, weise zu seyn; aber was ist Menschenweisheit, die nicht auf Religion gegründet ist? Alles ihr Dichten und Trachten ist eitel, und ihre Werke reissen wie Spinnengewebe.

Lassen Sie uns, Hochansehnliche, von diesem Unsinne zurückkommen, wenn wir vielleicht das Unglück hatten, von ihm ergriffen zu werden! Lassen Sie uns unsern Glauben von neuem beleben, wenn er durch die Lästerungen und den Leichtsinn unsers Zeitalters geschwächt ward! Lassen Sie uns Gott als unsern **Vater** und als unsern **Herrn** kennen lernen! Ich beantworte also die Frage: Welches sind die Gründe des **privat** und des **öffentlichen** Gottesdienstes, oder die Gründe der Religion des Menschen als **Geschöpfes** und des Menschen als **Bürgers** einer sittlichen Welt.

Welt. Alle Bemühungen, religiöse Gesinnungen in uns zu wecken und zu erhalten, alle Vorschläge, sie unter unsern Zeitgenossen zu befördern, würden fruchtlos seyn, wenn wir nicht die Quelle der Religion, und ihren **Erguß** in die **sittlichen** und **bürgerlichen** Verhältnisse des Menschen aufgesucht, und die Wohlthat schätzen gelernt haben, uns an ihrem lautern Wasser, das in's ewige Leben fließt, zu erquicken.

I.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß im Kreise der Lasterhaften Sittenlosigkeit und Unglaube einander immerhin zur Seite gingen; so wie umgekehrt Tugend und Religion Hand in Hand geschlungen unter den guten Menschen einherwandelten. Woher diese Erscheinung?

Die Vernunft führt die Menschen nothwendiger Weise auf die Lösung der Frage hin: **Wo kommst du her, und wo gehst du hin, und was ist deine Bestimmung?** Die Antwort auf diese Frage war von jeher getheilt, und so wie in Grundsätzen und dem übrigen Interesse, so wichen auch hier die guten und die bösen Menschen, diejenigen, welche nach dem Naturgesetze der sinnlichen, und jene, welche nach den Geboten der vernünftigen Natur leben, von einander ab. Das System jener sowohl als dieser ist in seiner

Art

Art zusammenhängend und frey vom innern Widerspruche: denn die Vernunft, in so fern sie sich blos mit Denken beschäftigt, und nach ihren Gesetzen fortschließt, dient dem Irrthume und der Gottlosigkeit, wie der Wahrheit und der Tugend. Lassen Sie uns hören.

Der sinnliche Mennsch sagt: Tugend ist ein leerer Name: glücklich sollst du seyn, dieß ist dein Gesetz, dieß deine Bestimmung. Du bist ein bloßes Werk der Natur, obgleich das vollendetste, an dem sie ihre Kunst erschöpft hat. Du bist ihr Liebling, für den sie aus zärtlicher Partheylichkeit das Theuerste zurückbehielt, welches sie besaß, die freye Willkur. Sie hat dich dadurch eine Stufe über die Thiere erhoben, und zum Herrn ihrer Schöpfung gemacht. Allein sey nicht stolz auf dieß Geschenk, und versäume die edle Zeit des Genusses in dem eiteln Wahne nicht, als habest du eine höhere Bestimmung, die du durch Kampf gegen dich selbst, durch die größte aller Thorheiten, die Selbstpeinigung, verfolgen müssest. Wollust ist es, die sich hier durch den seltsamsten Absprung gegen sich selbst kehrt, und dich zu diesem Unsinne verleitet. Sieh, die Thiere haben auch Willkür, und dennoch dienen sie wie Sclaven ihrer Gebieterinn: so hat auch dich die Natur nur dem Scheine nach frey gelassen: sie senkte dir die süße Lust des Lebens in den Busen, und leitet

dich

dich an diesem Zügel, den sie dir weiter nachließ, in einiger Entfernung dennoch zu ihrem großen Ziele hin. Du wähnst frey zu seyn, weil du dich gerne an die Macht ergibst, der du nicht widerstehen könntest. **Kurz und voll Verdruß ist des Menschen Leben,** so spricht der Wollüstling im Buche der Weisheit Kap. II, **nichts rettet ihn vom Tode; nichts bringt ihn aus der Unterwelt zurück. Wir sind vom Ohngefähr entstanden. Unser Odem ist Rauch, unser Gedanke und unser Wort ist ein Funke, durch die Schläge des Herzens hervorgebracht. Verlischt er; so kehrt unser Körper in Asche zurück, und unser Geist zerfließt wie dünne Luft. Wohlan, laßt uns das Gute genießen, und der jungen Schöpfung nützen: denn dieß ist unser Loos, unser Antheil.** So spricht der Gottlose, der die sittliche Freyheit und Tugend läugnet, und so sprach er von jeher.

In der That, Hochansehnliche, wenn keine Tugend ist, so ist kein Gott; und in dem Systeme dessen, der kein Gesetz und keine Pflicht anerkennt, ist Gott ein Unding, und der Glaube an ihn eine Thorheit.

Aber wie? Sollte der ruhige und stille Beobachter seiner selbst die Wirklichkeit des Sittengesetzes mißkennen können? Sollte es den bethörten Leidenschaften des verderbten menschlichen Herzens gelingen, die

Stim-

Stimme der Vernunft, die sich zu keinem Vergleiche bequemen will, zu überschreyen? Kündigt es nicht auch dem Lasterhaften sein Daseyn in der ihm unwillkürlichen und nothwendigen Billigung tugendhafter Handlungen und in der Scham und Schande an, die jede seiner niederträchtigen Thaten bey allem gewährten Vortheile und Vergnügen dennoch begleitet? Spricht es nicht in den Vorwürfen des Gewissens, die sich in ihm zu seinem Verdrusse gegen jede sündhafte Entschließung erheben? Woher alle diese Erscheinungen, wenn kein anderes Gesetz in seinem Gemüthe herrscht, als das Gesetz der Eigenliebe? Allein der Sinnliche läßt sich durch seine Neigungen, wie ein Naturwesen durch den Stoß einer äußern Kraft in Bewegung setzen; er hat es nie gewagt, ihnen entgegen zu wirken, sich selbst zu beherrschen, und seine Lüste durch die seiner Vernunft eigenthümliche Kraft nach weisen Zwecken zu ordnen. Verzweifelnd über die Macht seiner sinnlichen Triebe, hält er jeden Versuch, das entgegengesetzte Bessere, das er gleichwohl erkennt, zu thun, für fruchtlos, und den Gedanken an die Möglichkeit desselben für nichts mehr, als eine wohlthätige Täuschung, wodurch die Natur dem Menschen die Last seines Geschickes habe erleichtern wollen.

Nicht so der Tugendhafte: er erkennt die Heiligkeit des Gesetzes, das in ihm einheimisch ist; er hört

seine

seine Stimme, wie die Stimme einer Gottheit, die zu ihm spricht, und unterwirft sich ihm in tiefster Ehrerbietung. Muthvoll wandelt er auf dem Pfade, den es ihm vorzeichnet, und hat die Freude, die dem Sünder ewig verborgen bleibt, daß sich ihm eine neue Welt voll der schönsten Aussichten aufschließt, wie einem Wanderer, der nach vielen Beschwernissen die Höhe eines entfernten Gebirges bestiegen hat. Indem er nämlich nach den Vorschriften desselben die Neigungen und Begierden seines Herzens beschränkt; so entfaltet sich in ihm das lebhafteste Bewußtseyn seines vernünftigen, von allem äußern Zwange unabhängigen, und durch sich selbst thätigen Willens. Er wird sich durch die Nothwendigkeit, die es enthält, und durch die Kraft zur Ausführung, die es ihm in seiner Vorstellung ertheilt, auf das deutlichste bewußt, daß er nicht bloß Materie, nicht bloß Thier ist, das der Organisation und den in ihm wohnenden Neigungen dient, sondern daß er Geist ist, und in seiner Vernunft das, was der ganzen Sinnenwelt gebricht, das göttlichste aller Vermögen, die **Freyheit**, besitzt: das Vermögen, sich selbst ein Gesetz zu seyn, unabhängig und erhaben über das Naturgesetz der Neigungen. Dieses sich immer gleiche Bewußtseyn führt ihm die unumstößlichste Überzeugung zu, daß er in sich eine **sinnliche** und eine **vernünftige** Natur vereinige,

und

und daß unter der Hülle seines äußern Menschen, der zur sichtbaren Welt gehört, ein innerer Mensch verborgen sey, durch den er zugleich Glied einer unsichtbaren Welt ist.

Wie löst er sich also die Frage: **Woher bist du?** und wie muß er sie lösen? Wenn er auch als ein sinnliches, thierähnliches Wesen sein Daseyn dem Bildungstriebe der Materie, der Zeugungskraft seiner Eltern zu verdanken hat; muß er auch als freyes und sittliches Wesen zu der Organisation sagen: Meine Mutter bist du? Unmöglich! Da wäre Vernunft, die sich so klare, so unwidersprechliche, so verpflichtende Gesetze gibt, Unsinn; da wäre Tugend ein Traum, und Freyheit ein süßer Wahn. Denn wenn überall nur Natur ist; was sind sie mehr, als ein leerer Schein, womit wir uns hintergehen? Pflicht und Recht, Belohnung und Strafe wären also auch Vorstellungen voll des Betrugs, und alle noch so gerechte Hoffnungen des Tugendhaften wären dahin: wir wären Thiere, und nichts weiter, Maschinen von der Natur aufgezogen und durch das Gewicht der Leidenschaften in Bewegung erhalten, bis sie sich selbst durch fortgesetztes Reiben zerstören. — Ein schrecklicher Gedanke, der, wenn er wahr wäre, den Tugendhaften bey dem lebendigen Bewußtseyn seiner höhern Würde und seines Verdienstes in die äußerste Verzweiflung stürzen müßte! —

Nein,

Nein, das Daseyn seines vernünftigen, freyen und nicht zur Sinnenwelt gehörigen Geistes ist ihm Thatsache; Thatsache, sage ich, die sich ihm hell wie im Sonnenlichte darstellt. Aber wie die Möglichkeit derselben nach den Gesetzen der Freyheit erklären, wie den **Ursprung** eines vernünftigen Geistes denken? wie sich das **Daseyn** seines innern, unsichtbaren Menschen begreiflich machen?

Er zaudert nicht, er spricht mit unerschütterlicher Zuversicht, spricht mit eben der Zuversicht, die er von der Wirklichkeit seiner Freyheit und Tugend hat: **Es ist ein Gott!** Es ist ein Gott, ein Urwesen, das durch sich selbst, das dir gleich, das frey, und eine lautere Vernunft ist; ein Urwesen, das dich nicht aus irdischem Stoffe gebildet, das dich aus Nichts geschaffen, das gesprochen hat: Werde! und du warst. **Was zagst du, mein Geist, und was bist du traurig in mir?** Du bist kein Wesen des Zufalls, kein Werk der gedankenlosen Natur: du bist ein Geschöpf seiner Vatergüte. Ruf zu ihm im zärtlichsten Vertrauen, im wärmsten Dankgefühle ruf zu ihm hinauf: **Mein Vater!** O freue dich, mein Geist, freue dich deines Glückes, des Vorzuges, der dir beschieden ist, freue dich des Gebethes zu deinem Schöpfer! Er hat dir seinen Nahmen in den Mund gelegt, daß du ihn nennen mögest und glücklich seyst: sprich wieder:

Mein

Mein Vater bist du! Du bist mein Vater, mein höchstes Gut! Was enthält der Himmel, was enthält die Erde für mich außer dich, du Gott meines Herzens? Du bist es, durch den ich bin, in dem ich lebe und webe, durch den ich erleuchtet das Licht sah: du bist's, durch den ich denke und empfinde, durch den ich die süße Lust des Bewußtseyns trinke. Dir müsse jede meiner Gedanken feyern, mein letzter Gedanke sich dir festlich schmücken! Jeder meiner Wünsche, jede meiner Begierden müsse dir geheiligt, alle meine Liebe dir geweiht seyn: sie müsse zu dir zurückströmen, du Quelle aller Liebe und alles Lebens! O welche Wonne überströmt das Gemüth des Tugendhaften bey dem Gedanken nicht, seinen Schöpfer und Vater, den sein irrender Blick so lange suchte; seinen größten Wohlthäter, für den sein Herz so voll ist; sein höchstes Gut, das allein alle Wünsche seiner Seele sättigt, gefunden zu haben!

Ja, Hochansehnliche, Gott ist des Tugendhaften höchstes Gut: nur in ihm ist er über seine Abkunft, die ihm Sorgen machte, beruhi t: er verliert sich in dem Gedanken an den Urheber seines Daseyns, der das Leben in sich selbst hat: er vergißt sich in der Freude, Gottes zu seyn, und den bildenden Kräften der Natur nichts zu verdanken, und die zerstörenden Kräfte derselben nicht zu befürchten zu haben. Er

spricht:

spricht: Du kanntest mich schon, als ich noch rohe Masse war: du hast mich in meiner Mutter Schoose gebildet, hast meine Lebenstage mir bestimmt: ich erwachte und lebe durch dich fort. Du hast meinem Geiste, der von dir ausging, dieses sinnliche Organ wie ein Kleid angelegt, Neigungen und Triebe hineingewebt, auf daß er sich bewähre, und seiner höhern Abkunft würdig betrage. Wie mich, so hast du die Natur, die mich umgibt, gebaut, hast ihr ihre Gesetze vorgeschrieben und Zwecke in sie gelegt; hast ihr eine Kraft mitgetheilt, sich durch sich selbst zu verjüngen; hast die Flamme des Lebens über sie ausgegossen, daß sie durch alle ihre Adern ströme, und ihre erstarrten Glieder erwärme! Sie lodere ewig auf deinen Altären, Natur, lodere zu seiner Ehre; meine und deine Wünsche, und die Wünsche alles dessen, was sich in dir regt und bewegt, steigen in ihr zum Allerhöchsten hinauf!

Gott ist des Tugendhaften höchstes Gut. In der Abhängigkeit von ihm und seinem Dienste fühlt er sich größer, freyer und glücklicher, als er sich je im Vergleiche mit den Thieren, und im Genusse irdischer Freuden gefühlt hat. Nur in ihm sieht er seine erhabene Würde, seine Freyheit und Tugend gerettet; nur in ihm den Adel seiner vernünftigen Natur gesichert: in ihm fließen alle Fäden seiner Gedanken und Neigungen,

gen, seiner Wünsche und Entschließungen, so widerstreitend sie seyn mögen, zusammen, vereinigen sich zu einem Ganzen, und erhalten aus diesem Mittelpuncte einen neuen Lebensgeist, einen Zufluß von höherer Kraft, und eine gemeinschaftliche Richtung nach edlern Zwecken, die außer den Gränzen der Sinnenwelt liegen. Der Gedanke an ihn hebt ihn gleichsam erst aus seinem Nichts und seiner Niedrigkeit hervor; verscheucht den Kummer, der ihn darnieder beugte, einsam, verlassen und vaterlos wie ein Waise auf Erden zu wandeln, und belebt das Gefühl seines überirdischen Charakters, das in dem Drange der sinnlichen Bedürfnisse und unter dem quälenden Bewußtseyn seiner Ohnmacht gegen die allmächtigen Kräfte der Natur zu verschwinden schien. Was ist der Mensch ohne dich, o Gott? Ein Spiel fremder und gegen ihn gefühlloser Kräfte, die er nicht kennt. Was sind seine Gedanken gegen sie? Er bebt unter ihren Schrecknissen, und wird von der Furcht der unsichtbaren Wesen, die ihm seine erschrockene Phantasie vorzeichnet, wie ein Rohr umhergetrieben. Aber du bist sein Fels, seine Zuversicht: du legst deine Hand ihm unter, und er besteht: du leitest seinen schwachen Kahn mitten durch die Fluthen, und er ist ruhig: durch dich erhebt er sein Haupt, und fühlt, daß er göttlichen Geschlechtes ist. Gott unterwirft sich ihn nicht, wie ein Herr seinen

Scla-

Sclaven: seine Verehrung ist frey, furchtlos, die Wirkung der ruhigsten Entschließung. Es ist sein Ruhm und seine Ehre, unter allen Geschöpfen der Erde allein den Schöpfer zu kennen: es ist Seligkeit für ihn, die Wohlthat des Lebens dadurch zu erwiedern, daß er sich in sich selbst vernichten, und Gott das reinste, durch keinen irdischen Gedanken befleckte Opfer der **Anbethung**, der **Liebe** und des **Vertrauens** bringen darf. Aus dieser Andacht strömt ihm der reinste und höchste Lebensgenuß zu: in sie versenkt und seinen Sinnen abgestorben lebt er in Gott, schwimmt gleichsam in dem erhabensten Bewußtseyn seines bessern Selbsts, und schmeckt, wie süß der Herr ist.

Gott ist des Tugendhaften höchstes Gut. Was ist gut, als Leben? Leben ist des Geschöpfes heißester Wunsch, die Fülle seiner Glückseligkeit, das Ziel alles seines Strebens, die Quelle aller seiner Freude: es bebt vor dem Gedanken der Auflösung zurück, und wird bey'm Anblicke des Grabes vom Schauer ergriffen. Ängstig schaut der Tugendhafte in der Sinnenwelt umher; aber er findet das Leben nicht. Furcht überfällt ihn, und Schamröthe bedeckt sein Gesicht. Die Natur schafft nichts Ewiges: sie legt in jedes Leben den Keim des Todes. Mit der Härte einer Stiefmutter, und eitel mit ihrer Kunstgeschicklichkeit, zerstört sie ihre eignen Werke wieder, um aus ihrem Stoffe

neue

neue Wesen zu bilden. Schont sie des Menschen? Nein! Wer sollt' ihn retten? wer seinen Durst nach Leben stillen? wer seinen Geist alsdenn halten, wenn seine körperliche Stütze dahinfällt? Gott! du allein hältst ihn, oder er fällt in Nichts zurück: der Gedanke an dich bringt Ruhe in sein bewegtes Gemüth, und erweitert seine beklemmte Brust. Er faßt das kleine Fünkchen der Hoffnung freudig auf, das aus deiner Erkenntniß in seine Seele sprang; er facht es an und unterhält es sorgfältig. Leben ist ja Erguß deiner Güte, deines unverdienten Wohlwollens: darf er nicht ewiges Leben hoffen, wenn er sich deiner bleibenden Güte und deines ewigen Wohlwollens würdig macht? Wirst du ihm bey seinem Verdienste versagen, was du ihm einst ohne Verdienst geschenkt hast?

Allein, Hochansehnliche, wie wird sich das Geschöpf seines Beyfalls würdig machen können? Wodurch anders, als durch sein Wohlverhalten, durch die Beobachtung des Gesetzes seiner Vernunft als Gesetzes Gottes?

In der That, wenn Vernunft und Freyheit aus Gott sind; so ist ja auch das Gesetz aus Gott, das in ihnen gegründet ist: der Tugendhafte muß ihn also als obersten Gesetzgeber verehren, und ihm in dem heiligen Gelübde huldigen, seine Gebote zu erfüllen. Ja, er gelobt es ihm; er verpflichtet sich selbst, ohne sich gegen seinen Willen als äußern und ungerechten

Zwang

Zwang zu entrüsten, zum treusten Gehorsame: Meine Lust ist es, spricht er, deinen Willen zu thun: dein Gesetz bewahr' ich in meinem Herzen (Ps. XXXIX.).

Ist aber Gott der Urheber des Gesetzes, das der Tugendhafte in sich entdeckt; so sieht er sich auch zu seiner innigsten Freude berechtigt, ihn als seinen obersten Vergelter anzuerkennen und zu erwarten. Sollte Er das Gesetz, das ursprünglich sein in das Geschöpf übertragener, durch die eigene Vernunft desselben zu ihm sprechender Wille ist, sollte er dieses Gesetz nicht vollstrecken? Zwar richtet der Geist, der in dem Menschen ist, ihn selbst: er belohnt ihn durch das edelste Gefühl seiner Würde, durch die seligste der Freuden, die er auf jede gute That erfolgen läßt, durch die erhöhten Reitze der irdischen Güter in dem Bewußtseyn seines Verdienstes: er bestraft ihn durch das unerträgliche Gefühl der Scham, welches er über jede böse That verhängt, durch die bittern Vorwürfe des Gewissens, durch die Darstellung der Übel des Lebens als Strafen einer rächenden Vorsehung: denn die Vernunft hat, so wie sie sich Gesetze gibt, auch das Recht zu vergelten; allein sie ist zu kurzsichtig und zu ohnmächtig, ihre Gesetzgebung, die immerhin der göttlichen untergeordnet bleibt, in ihrer ganzen Ausdehnung und Fülle zu handhaben. Der Tugendhafte

sieht sich also durch das höchste Interesse seiner vernünftigen Natur aufgefodert, die Handhabung und Vollstreckung derselben Gott als dem obersten Gesetzgeber zu übertragen: er sieht sich gezwungen, sie dem zu überlassen, dessen Auge scharf genug ist, um Herz und Nieren zu durchforschen, und der die Macht hat, zu tödten und lebend zu machen.

Durch diesen Glauben an Gott als höchsten Vergelter erhalten die Begriffe von Strafe und Belohnung, die die sittliche Vernunft aus sich selbst erzeugt, und an den Begriff ihres Gesetzes anschließt, um es in ihrem sinnlichen Willen durch Entkräftung der ihm entgegenstehenden Triebe geltend zu machen, ihre ganze Vollgültigkeit: die Verheissungen und Drohungen, unter denen sie die Ausübung desselben gebeut, deren Eindruck aber die Sünde so leicht vereitelt, indem sie dieselben ungewiß macht, erhalten volles Gewicht, und Furcht und Hoffnung, deren sie sich bedient, um die Sinnlichkeit durch sie selbst zu überwinden, werden auf das höchste geschärft.

Nun ist sich der Tugendhafte kein Räthsel mehr: der Widerspruch, der seine Vernunft mit seinem sinnlichen Gemüthe entzweyt hatte, ist verschwunden. Die verderbte Eigenliebe kann dem Gebote das Übergewicht nicht mehr streitig machen: denn es erhält durch den Glauben an Gott als Gesetzgeber und Vergelter

ter die höchste Sanction, gegen die keine Ausnahme der Lüste Statt hat; und die Triebfedern der Tugend werden auf einem Grade gespannt, dem jedes Hinderniß weichen muß. Wie sehr freut sich der wahre Gottesverehrer nicht, in diesem Glauben die Sünde, die in ihm ist, besiegt, und seiner sittlichen Vervollkommnung den schönsten Zug, die **Beharrlichkeit im Guten**, gegeben zu haben?

Welche Schutzwehre gegen das Laster, welcher Antrieb zur Tugend ist ihm der Gedanke des **Allgegenwärtigen** und des Herzenkündigers nicht? Wie erhaben und edel sind nicht die Ausdrücke, in die sich seine staunende Seele ergießt (Ps. CXXXVIII.)? **Herr, du erforschest mich, du kennst mich: ich sitze oder stehe auf, dir ist's bekannt: du siehst von ferne meinen Entschluß. Ich gehe oder liege, schon weißt du es: du hast schon wahrgenommen meine Wege alle. Kein Wort schwebt auf meiner Zunge: Gott, du hast es schon gewußt! Du umgibst von allen Seiten mich, hältst mich mit deiner Hand. Wo sollt' ich hin vor deinem Geiste fliehn? wohin, um deinem Blicke zu entgehen? Stieg' ich Himmel an; so bist du da: macht' ich die Unterwelt welt zu meinem Ruhebette; auch da bist du. Schwüng' ich meine Flügel zur Morgenröthe**

hin, dräng' ich an des Weltmeers Gränzen mich; so würd' auch dort mich leiten deine Hand, mich greifen deine Rechte. Spräch' ich: Finsterniß bedecke mich; so würde selbst die Nacht um mich zu Tage: denn Finsterniß verdunkelt nichts vor dir; Nacht leuchtet dir wie Tag; Licht oder Dunkel, gleichviel ist es dir. Du kanntest mich in meiner Mutter Schoose: dir war unverhohlen mein Gebein, als ich im Verborgenen gebildet, gewebt wie im tiefsten Schoose der Erde ward. Erforsche mich, Gott, durchsuche mein Gemüth: durchschaue mit des Forschers Blicken meines Herzens geheime Gänge: sieh, ob es sich auf den Weg des Bösen neigt, und bring es auf den Weg des Rechts zurück.

Ist er gefallen; so wirft er sich vor Gott hin, seufzet um Vergebung, und bringt ihm ein zerknirschtes Herz voll der besten Vorsätze zum Söhnopfer: er straft sich selbst, um dem göttlichen Strafgerichte zuvorzukommen (1. Cor. XI. 31.); sucht die verletzte sittliche Ordnung wieder herzustellen, und söhnt, so viel an ihm ist, das gethane Unrecht dadurch aus, daß er seiner Sinnlichkeit eben so viel Abbruch thut, als er zu Gunsten derselben seinen Pflichten gethan hatte.

Fühlt

Fühlt er sich zu schwach, den Kampf der Tugend zu kämpfen, zu entkräftet, um bey so vielen Hindernissen auf dem Wege derselben fortzuschreiten: ist sein Gemüth vom irdischen Sinne eingenommen, der den Sinn für die höhern Güter seiner sittlichen Natur schwächt und zu ersticken droht: seufzet er unter der Herrschaft langer Gewohnheiten und heftiger Leidenschaften: sieht er sich von allen Seiten mit Verführungen umgeben, denen er zu unterliegen fürchten muß; so fleht er zu dem, der ihm befahl, tugendhaft zu seyn: und sollte der sein Flehen nicht erhören? Er hört es, und erfüllt sein Gemüth mit neuem Muthe und neuer Entschlossenheit. Wenn wir, in denen sonst so viel Neid und Mißgunst liegt, unsern Kindern gute Gaben geben: wird Gott seinen guten Geist denen nicht mittheilen, die ihn darum bitten? Matth. VII.

Der Tugendhafte ist aus dieser Ursache nicht stolz auf seine Tugend: er erkennt es im tiefsten Gefühle der Demuth, daß sie nur zur Hälfte sein Werk ist. Ihm ist sein Unvermögen, die böse Begierde in sich zu tilgen; ihm ist seine Schwäche und die Wandelbarkeit seiner Entschließungen; ihm ist die Ohnmacht seiner Vorsätze, und der unvermeidliche Einfluß des Weltsinnes auf sein Gemüth unter den unzähligen Zerstreuungen des Lebens, und dem Drange so vieler Bedürfnisse nicht unbekannt: er kennt die allmählich verstärkte

Macht

Macht kleiner, von der Menschheit unzertrennbarer Versehen und des bösen Beyspiels, das ihm die standhafte Übung der Tugend so sehr erschwert. Die Sünde wohnt in seinem Innersten, und übt eine tyrannische Gewalt über ihn aus: sein Gemüth wird wider seinen Willen, jedoch nicht ohne geheimes Einverständniß mit ihr, von dem Triebe des sinnlichen Lebens beherrscht. Ich thue das Gute nicht, läßt ihn Paulus (Röm. VII.) sprechen, welches ich will: ich thue das Böse, das ich nicht will. Ich verspüre ein Gesetz in mir, nach welchem mir bey allen guten Vorsätzen doch das Böse näher liegt. Ich billige die Gebote Gottes nach meinem innern Menschen; aber eine fremde Macht bestreitet das Gesetz meiner Vernunft, und macht mich der Sünde unterwürfig, die in meinen Gliedern herrscht. Mich Unglücklichen, wer rettet mich aus diesem tödtenden Körper! Der Tugendhafte würde bey seiner festen Entschlossenheit untröstlich seyn, und verzweifelnd unter den schweren Foderungen des Gebotes erliegen, wenn er sich nicht der Gnade und des Beystandes seines Gottes zu erfreuen hätte.

Wie? Sollte der Wille Gottes, daß sein Geschöpf tugendhaft sey, nur in Aufstellung des strengsten Gesetzes, nicht auch wirksam in Hervorbringung der Tugend seyn, besonders wenn die Schwäche des Geschöpfes einer Beyhilfe, seine Ohnmacht einer Unterstü-

tzung,

zung, und seine auch verschuldete Verkehrtheit einer gänzlichen Umschaffung bedarf? Sollte er ihm nicht Kraft und Stärke verleihen, wenn es vor ihm mit kindlicher Aufrichtigkeit das Geständniß ablegt, daß es zwar durch seine Schuld böse sey, aber nicht aus eigenen Kräften gut seyn könne?

Nein! Gott ist's, der den Tugendhaften, wie ein Vater sein Kind, zur Sittlichkeit erzieht. Gott ist's, der in ihm das ernsthafte Nachdenken an seine hohe Bestimmung, und den Vorsatz, derselben nachzuleben, rege macht. Gott ist's, der ihm die Einsicht in sein Gesetz ertheilt, und seinem Gemüthe die Ehrfurcht gegen dasselbe einflößt. Gott ist's, der ihn zur Erkenntniß seines Daseyns hinführt, und den Glauben an ihn aus sich selbst entwickeln hilft: denn der Glaube ist eine Gabe Gottes. Gott ist's, der in ihm das Bewußtwerden des Bedürfnisses seiner Gnade veranlaßt, und das stumme Gebeth des Herzens und das Flehen nach Hilfe von oben bewirkt. Gott ist's, der seiner verderbten Willkür den ersten Stoß nach entgegengesetzter bessern Richtung gibt, und den Grund zur sittlichen Erneuerung in ihm legt: er ist es, der ihn durch die großen und kleinen Weltbegebenheiten, die seine Vorsehung zur sittlichen Zucht der Menschen angelegt, und in die sie ihn verflochten hat, der Tugend wieder zuführt, seine Gesinnungen läutert, sein Gemüth

hei-

heiligt. Nur die Aufnahme dieser Einwirkungen Gottes, das Ringen und Streben des Geschöpfes, die Leitungen desselben an sich nicht fruchtlos werden zu lassen; das Bemühen, seinem Winke nachzukommen; die Befolgung seiner Belehrungen, der redliche Gebrauch seiner Gnade bey den stärksten Versuchungen zur leichtsinnigen Vernachläßigung derselben, dieß ist des Geschöpfes Antheil an seiner Tugend: dieß ist sein Verdienst, in so fern es eines Verdienstes fähig ist. Recht so: das Geschöpf kann in keinem seiner Verhältnisse seines Schöpfers entbehren; oder es hörte auf, Geschöpf zu seyn: es kann das Band der Abhängigkeit von ihm nicht losreißen; oder es ist dieses Glückes nicht würdig. Sein Ruhm ist es, alles, was es hat, sein Daseyn, so wie seine Tugend, seinem Vater und Erzieher zu verdanken: es rühmt sich des Herrn, der Alles in Allem ist, der das Wollen und das Vollstrecken gibt. Dadurch erhält erst seine Tugend ihre Vollendung, das, was Gott an ihr gefällt, die Demuth. Alle Anmaßung des Geschöpfes, alles hochmüthige Vertrauen auf eigenes Verdienst, das von dem Schöpfer unabhängig wäre, ist Gräul in den Augen Gottes; und die Tugend, die sich in dem stolzen Gedanken gefällt, seiner Hilfe zu ihrem Daseyn nicht zu bedürfen, ist keine Tugend mehr, ist Vermessenheit, ist Sünde und Beleidigung.

So entfernt der Tugendhafte von allem Stolze ist; so wenig ist er auch lohnsüchtig. Lohnsucht würde seine Tugend herabwürdigen und sein Verdienst zernichten. Er gehorcht den Geboten aus Ehrfurcht gegen Gott: dieß ist herrschender Sinn in ihm; er bedient sich der Triebfeder der im Gesetze verheissenen Belohnung nur, um seinen Entschluß auszuführen, und seinen sinnlichen Willen in das Interesse des Gesetzes zu ziehen. Da die Tugend, die ihm geboten ist, rein und absichtlos seyn soll, oder sie hört auf, Tugend zu seyn; so setzt er selbst seinen Anspruch auf Vergeltung zur bloßen **Würdigkeit** herab, eine Belohnung zu erhalten. Durchdrungen von der Gesinnung, die der Heiland seinen Jüngern einflößt, Luk. XVII.: **Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist; so denkt: Wir sind unbedeutende, nichtswerthe Knechte: wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren**, macht er keine Rechtsfoderung an Gott, wie ein Taglöhner, Röm. IV., sondern hofft Glückseligkeit als Gnade von ihm, der gütig genug ist, auch dem getheilten menschlichen Verdienste die ungetheilte Belohnung zu schenken.

Aber hienieden ist die Zeit des Genusses nicht. Die Tugend fodert von ihm, so lang er im Leibe ist, die schmerzhaftesten Aufopferungen, die Verläugnung seiner selbst, die Kreuzigung seines Fleisches mit seinen

Neigungen und Begierden, die Unterdrückung seiner süßesten Wünsche: soll und muß sie nicht jenseits des Grabes seyn? Das Leben des Tugendhaften ist Leiden: muß sein Tod nicht Übergang zu ungetrübten Freuden seyn? So ist's: Die Tugend geht entweder unbelohnt aus, oder ihrer wartet eine selige Zukunft. —

Voll dieses Vertrauens richtet sich der Fromme unter dem Schauer des Todes auf, und entsetzt sich nicht vor der Auflösung seines körperlichen Organs. Mit der heitersten Gemüthsruhe und der seligsten Zuversicht fleht er zu seinem Schöpfer um die Erhaltung seines innern Menschen, wenn das unaufhaltbare Gesetz der Natur seine äußern Gefährten zerstört: er fleht um die Aufnahme seines Geistes zu dir, o Gott, du Vater der Geister! *Mein Gemüth freut sich Gottes,* so bethet er Ps. XV., *ihm jauchzet mein Geist; ihm vertraut sogar mein Leib in seiner Ruhestätte. Denn du hältst meinen Geist nicht in der Gruft zurück: du übergibst deinen Heiligen der Verwesung nicht. Du öffnest mir den Weg des Lebens: Freudenfülle ist vor deinem Antlitz, in deiner Rechte ewige Wonne.*

Sollte Gott, Hochansehnliche, dieses vertrauensvolle Gebeth seines Heiligen nicht hören? Denn nicht den Gottheiten des Heidenthums, der Sonne und dem Monde, nicht den Gottheiten der Welt, der Wollust,

dem Reichthume, dem Ehrgeize hat er gedient: er hat dem lebendigen Gott gedient; und er sollte ihm, da er um Leben fleht, nicht antworten: Du sollst leben? Er sollte den, der wie ein Fremdling hienieden wandelte, nicht in das Vaterland aufnehmen, in dem er dem Geiste nach lebte? den, der mit ihm im Leben vereinigt war, im Tode von sich trennen? Das Kind sollte das Glück nicht haben, seinen Vater, den es innig liebt, nach dem es sich, wie ein Hirsch nach frischer Quelle sehnt, vom Angesichte zu Angesichte zu schauen? Soll der Fromme umsonst seine Neigungen bekämpft, umsonst den Genuß der irdischen Freuden der Pflicht aufgeopfert? soll er umsonst seinen Nebenmenschen wohlgethan, umsonst das Wohl deiner Kinder, o Gott, mit Hintansetzung seines eigenen Vortheils befördert haben? Unmöglich! Du würdest das Gute icht lieben, wenn du es nicht, unter so vielen Verläugnungen zu Stande gebracht, belohnen wolltest. Nein! Du belohnst jenseits des Grabes noch das Gute, und bestrafst das Böse. Tod und Leben hast du vor den Menschen hingelegt, und gesprochen: Wählet— Sollst du dein Wort zurücknehmen? Nein, dein Wort ist ewig: Jahrhunderte vergehen, es nicht.

Der Sünder hat hienieden mit Hintansetzung der Beobachtung der Gebote Gottes sein Leben genossen; der Tugendhafte hat sich aus Gehorsam gegen dieselben

ben den Genuß des Lebens versagt: soll beyder Ende das nämliche seyn? O dann wäre kein Ebenmaß, kein Verhältniß zwischen dem, was der Tugendhafte im Vergleiche mit dem Sünder dahingab, was er dahin geben mußte, und dem, was ihm dafür würde! Er hat Leben aufgeopfert; und ihm sollte nicht wieder Leben zu Theil werden? Leben, dessen er doch um so würdiger ist, weil er den Genuß desselben dem Gebote nachgesetzt hat? Dann wäre aller Zusammenhang zwischen dem Gesetze und den damit verbundenen Strafen und Belohnungen, zwischen den freyen Handlungen der Menschen und ihren Folgen, zerrissen: der Tugendhafteste wäre zugleich der Unglücklichste; und es wäre die klügste, obgleich die unwürdigste Parthey, seinen Leidenschaften zu dienen, und der gegenwärtigen Welt zu leben! Der Tugendhafte hat hienieden den Trieb seines sinnlichen Lebens bekämpft, hat die Tugend unter schmerzhaftem Kampfe geübt: sollte Gott seinem vernünftigen Geiste nicht einst Leben und Freude beylegen, um die Gleichheit, die das Grundgesetz der sittlichen Welt ist, herzustellen? Er hat seinen alten Menschen getödtet: sollte Gott seinem neuen Menschen nicht die Wonne des Lebens schenken? Die Erneuerung desselben ist nur unter der Bedingung des sittlichen Todes, oder der Abtödtung der ihm anklebenden sinnlichen Natur möglich, 2. Cor. IV.: der

Tu-

Tugendhafte kann also im Leben nicht so glücklich seyn, als er zu seyn verdiente: sollt' ihm der Gerechte nicht nach diesem Leben zuwerfen, was er entbehren mußte, um zu seyn, was er nach seinem Gesetze seyn sollte, und nicht ohne sein Verdienst geworden ist? Lebend war er der Sünde abgestorben: sterbend sollte er der Tugend nicht leben? Sollte die Strafe der Belohnung nicht eben so, wie die Sünde der Tugend entgegengesetzt seyn? Ist aber der Tod die Strafe der Sünde: denn wer gestorben ist, ist von der Sünde gerechtfertigt, Röm. VI.; was kann die Belohnung der Tugend seyn, als Leben? Und wenn nun der Fromme die Strafe der Sünde an seinem äußern Menschen, wie das Gesetz befiehlt, selbst vollzogen hat: wird Gott an seinem innern Menschen nicht die Belohnung der dabey bewiesenen Tugend, die im Leben damit unvereinbar war, vollziehen? wird er ihm nicht zur Belohnung derselben die Seligkeit zuerkennen, die er sich zur Bestrafung seiner Sünde versagt hat? Er sollte weniger gütig gegen das Verdienst des tugendhaften Geschöpfes seyn, als es strenge gegen sich zur Tilgung seiner Schuld war?

Heiland! ich stehe im tiefen Staunen vor dir, und mein Geist neigt sich ehrfurchtsvoll zu deinen Füßen. Wie unendlich ist die Weisheit, die du auf die Erde herabgebracht hast! Wüßte ich nichts von dir, als die

weni-

wenigen Worte: Wer sein Leben in dieser Welt tödtet, erhält es für das ewige Leben: wer es hienieden pflegt, verliert es für die Zukunft (Joh. XII.25. vergl. Luk. XVI.19.); so würde ich dich als Gesandten von Gott, als himmlischen Ausleger der Wahrheit, die in ihm ist, anbethen. Die Häscher, die einst der Rath zu Jerusalem aussandte, dich gefänglich einzuziehen, kamen mit der Antwort zurück (Joh. VII.46.): Noch nie hat ein Mensch so gesprochen! Jahrhunderte faßten ihre Worte, und bethen dich an! O vermehre unsern Glauben, und laß uns die Wahrheit tief fassen: Ist kein Gesetz und keine Tugend; so ist kein Gott und kein Vergelter. Unsinn ist es, dieses kurze Leben der schmerzhaften Selbstbeherrschung aufzuopfern. Ist aber Gesetz und Tugend; so haben sie nur in Gott und durch Gott ihren Ursprung und ihre Vollendung. Nur durch sie, o Gott, sind wir deine Kinder, und harren der seligsten Hoffnung der Unsterblichkeit. Das Daseyn unsers vernünftigen Geistes und die Erreichung seiner sittlichen Bestimmung setzen dein Daseyn, Ewiger, ehe wir waren, voraus, und versichern uns desselben zu unserer Beruhigung, wo wir nicht mehr sind: du umschließest uns vom Anfange und vom Ende.

O

O laß uns diese Wahrheit nie verlieren, Sohn Gottes! Sie ist es, durch welche du der Welt das Leben gegeben hast: sie ist die Schutzwehre der menschlichen Tugend, die Würde und der Stolz unsers Geschlechtes.

Sehen Sie, Hochansehnliche, dieß ist die Religion des Geschöpfes gegen seinen Schöpfer, des Kindes, in dem Gott sein Bild, den Abdruck seiner Herrlichkeit, die sittliche Anlage gelegt hat, gegen seinen himmlischen Vater und Erzieher: sollt' ich wohl zur Empfehlung ihrer göttlichen Schönheit, und ihres nothwendigen Einflusses auf die menschliche Tugend noch ein Wort hinzusetzen müssen? Sie geht aus der Überzeugung vom Daseyn Gottes unsers Schöpfers, Gesetzgebers und Vergelters, und diese Überzeugung aus dem Schoose der Tugend hervor. So offenbart sich also Gott dem Tugendhaften in dem dringendsten Bedürfnisse seiner vernünftigen Natur: so führt ihm das heiligste Interesse seiner Tugend und Freyheit eine Überzeugung von seiner Wirklichkeit zu, die stärker ist, als Sinnenzeugniß; aber auch nur er ist dieser Überzeugung fähig: nur er ist ihrer würdig.

Und die Religion soll Priestererfindung seyn? — Läugne, wer du dieses sagst, das Wesen der Tugend; sprich: Es ist thöricht, sich durch den Gedanken an Pflicht in seinem Vergnügen stören zu lassen; erröthe nicht, die Menschen für eine Thierart zu erklären: ich

wider-

widerlege dich nicht weiter; aber ich überlasse es deinem Gewissen, dich zu verdammen. — Du sagst, sie erfülle des Menschen Herz mit quälenden Schrecken? Du hast recht: dieß ist die wohlthätige Wirkung der Religion auf die Lasterhaften, um sie von dem Wege des Unglückes abzuführen; aber dem Tugendhaften ist Gott sein liebstes Erbtheil, und der Glaube an ihn sein größter Schatz, die einzige Quelle seines Trostes und seiner Zufriedenheit. — Du gibst vor, nur schwache und furchtsame Geister könnten an Gott glauben? Und das sagst du, der du ohne Gott vor jeder ungewöhnlichen Naturerscheinung bebst, und an allen Betrug in geheimen Gesellschaften hingegeben bist! Tollkühnheit ist nicht Muth, und die im Unglauben gerühmte Geistesstärke ist Verwegenheit des Verzweifelnden, nicht ruhige und entschlossene Entscheidung der Vernunft. Wahrhaftig, es gehört mehr Geistesstärke dazu, Gott zu glauben, und diesen Glauben auf den höchsten Grad einer unumstößlichen Überzeugung zu erheben, als der Sünde zu dienen, und Gott zu läugnen, den man fürchten muß. — Oder siehst du vielleicht die Religion als ein Spielwerk an, womit man den Pöbel und das niedere Erdenvolk unterhält, als einen Zaum, dessen man sich bedient, um es in der Ordnung zu erhalten? Ist dieß: warum erlaubst du nicht, daß man dem Volke die Binde von den Augen

neh-

nehme; da du dir doch Glück wünschest, daß sie den deinigen entfallen sey? Doch du irrest dich: die Religion des Bürgers ist nichts anders, als die Religion des sittlichen Geschöpfes, nur auf bürgerliche Verhältnisse angewandt, die Religion gegen Gott als König der Könige, als Regenten und Oberherrn aller Menschen; — davon im zweyten Theile.

II.

So frey und unabhängig die Menschen gebohren werden; so nothwendig sind sie sich wechselweise um ihrer sinnlichen Bedürfnisse willen. Die Rechte des Einen schließen die Rechte des Andern aus; und doch kann kein Mensch des andern entbehren: sie hängen auf einer andern Seite wieder von einander ab, und Jeder hat des Andern Hilfe und Wohlwollen vonnöthen. Die Sinnlichkeit verbindet also die Menschheit, welche die Vernunft, so zu sagen, vereinzeln't hatte, zu einem Ganzen wieder, das aus einzelnen sich ausschließenden, aber auch sich wechselweise haltenden und einander wohlthätigen Theilen besteht. Dadurch bildet unser Geschlecht ein sittliches Reich unter der Oberherrschaft desjenigen, der die vernünftige und sinnliche Menschennatur geschaffen, der ihm in seiner Vernunft diese Rechte gegeben, und in seiner Sinnlichkeit diese Pflichten des Wohlwollens gegen einander auferlegt

hat: es bildet eine Familie gleicher und sich zur wechselweisen Unterstützung geschaffener Brüder unter der Aufsicht und Leitung eines Allvaters. „Erhebe „sich keiner über den andern, und greife aus Habsucht „oder Herrschbegierde die Rechte desselben an: sucht „euch, was der Einzelne nicht kann, die Last des Erdenlebens zu erleichtern, und das Glück desselben zuzusichern, zu erhöhen und zu vervielfältigen: das ist, „seyd ferne von Habsucht, und liebet einander." Dieß ist der Wille Gottes, des **Vaters** aller Menschen: dieß ist das Gesetz, das er als **Oberherr** in dem grossen sittlichen Staate, den das Menschengeschlecht darstellt, gegeben hat.

Sehen Sie da, Hochansehnliche, den Vernunftgrund der Verehrung Gottes als **Herrn** und **Regenten** aller Menschen, als **Königes** aller Könige, als **Stifters** und **Oberhaupts** der menschlichen Gesellschaft; den Vernunftgrund der kirchlichen **Verbindungen** und der **Religion** des **Bürgers**, die sie zum Gegenstande haben. Diese Überzeugung ist es, welche dem öffentlichen Gottesdienste unter allen Nationen und zu allen Zeiten sein Daseyn gab; die Überzeugung, sage ich, daß alle Menschen als Menschen im Verhältnisse gegen einander Bürger eines sittlichen Staates sind, Gott aber der Stifter und das Oberhaupt desselben ist; daß sie in dieser Hinsicht seine Unter-

terthanen sind, er aber ihr Herr, König und Beglücker ist; daß er der oberste Richter zwischen dem Menschen und Menschen ist, der Belohner desjenigen, der sich um sein Geschlecht verdient gemacht, hingegen auch der Rächer desjenigen, der sich an ihm versündigt hat. Diese Überzeugung ist's, die dem Menschengeschlechte die Pflicht auflegt, ihm als seinem Herrn bey öffentlichen Festen seine Liebe und Verehrung in Opfern und Gesängen an den Tag zu legen, bey allgemeiner Noth zu vertrauen, und bey allgemeinen Segen zu danken. Diese Überzeugung ist es, die ihm gebeut, Gott, als seinem Gesetzgeber, seinen Gehorsam durch religiöse Erfüllung der Gesetze seines Staats zu beweisen, und den Fürsten auf Erden zu huldigen, die des **Unsichtbaren** Stelle einnehmen, und, so weit es der menschliche Arm vermag, die Anwalte und Vollstrecker seines Gesetzes sind. Diese Überzeugung ist es, die den Menschen die Pflicht, sich aller Selbstsucht zu enthalten und wohlthätig zu seyn, als Religionspflicht darstellt, und die sie lehrt, alle besondere bürgerliche Gesetze, die nur eine weitere Auseinandersetzung des göttlichen Gesetzes sind, heilig zu verehren, und aus Gewissenstriebe zu beobachten. In dieser Überzeugung sprach Paulus Röm. K. XIII.: **Ein jeder sey der Obrigkeit unterthan: denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wenn denn nun alle**

Obrigkeit von Gott verordnet ist; so widerstrebt jeder, der sich der Obrigkeit widersetzt, der Ordnung Gottes: jene aber, die sich dieser Ordnung widersetzen, werden ihre Strafe empfangen. Die obrigkeitlichen Personen sind Diener Gottes dir zum Besten: wenn du aber Böses thust; so fürchte dich: denn die Obrigkeit hat das Schwert nicht umsonst. Sie ist als eine Dienerinn Gottes dazu verordnet, jene, welche Böses thun, zu bestrafen. Man muß also der Obrigkeit gehorchen, nicht um der Strafe, sondern um des Gewissens willen.

Sehen Sie da, Hochansehnliche, den Geist und die Bestimmung des öffentlichen Gottesdienstes: sehen Sie hier die Pflicht unsers Geschlechtes, die Pflicht der Staaten, Gott als höchsten Herrn, Gesetzgeber und Richter der Menschen gemeinschaftlich zu verehren: überzeugen Sie sich aber auch von der Pflicht jedes einzelnen Menschen, der ein Theil dieses Ganzen ist, sich mit den übrigen Brüdern des Hauses oder Bürgern des Staates Gottes zu dieser gemeinschaftlichen Verehrung zu vereinigen: denn was ist das Ganze außer der Verbindung der Theile, aus denen es besteht?

Glauben Sie nicht, daß der öffentliche Gottesdienst eine Erfindung herrschsüchtiger Fürsten, oder eine Geburt des Aberglaubens und der Pfaffheit sey! Nein,

er ist eine Anstalt, wozu die religiöse Vernunft selbst den Grundriß liefert, um alle menschliche Gesellschaften an Gott, ihrem Schöpfer, zu knüpfen, und alle Menschenrechte auf ihn, als ihrer Urquelle, zurückzuführen. Nicht in der Erbauung, derer wir bedürfen, oder die wir zu geben schuldig sind, liegt der Grund der Verbindlichkeit, dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen: nein, so wie die Privatreligion Gott als **Schöpfer** und Urheber des **Sittengesetzes**, so hat die öffentliche Religion Gott als **Herrn** der Menschen und Urheber des **Naturgesetzes** zum Gegenstande.

Und in der That, welch ein erhabenes Schauspiel ist es nicht, wenn sich ein Volk zu der gemeinsamen Verherrlichung Gottes, seines Herrn und Wohlthäters, versammelt, und das Bekenntniß ablegt, daß es Nichts vor ihm sey, gleich dem Stäubchen, das auf die Wagschale fällt, ohne sie zu bewegen; gleich einer Wasserblase, die sich in einem Augenblicke auf der Oberfläche des Wassers bildet und in dem andern zerschnellt! Welcher herzerhebender Anblick ist es nicht, wenn es sich bey einer allgemeinen Gefahr zu seinem Vater hindrängt, vor seinen Altären niederwirft, und sein Gebeth und sein Vertrauen zu ihm, wie ein süßes Rauchwerk, hinaufsteigen läßt! wenn es ihm in Vereinigung aller Herzen und Stimmen für die Wohlthat, die er dem Vaterlande widerfahren ließ, dankt, sein

Glück

Glück in frohen Gesängen singt, und sich des Gebers alles Guten freut! wenn es sich versammelt, um sich in seinen Geboten zu unterrichten, und in stiller Aufmerksamkeit versenkt, auf Gott hinsieht, wie der Knecht auf die Hand seines Herrn, und die Magd auf die Hand ihrer Gebieterinn! wenn es nach vollendetem Unterrichte mit einem Munde spricht: Was der Herr befiehlt, das wollen wir thun! wenn es bey einem begangenen Nationalverbrechen sich reuevoll vor ihm hinwirft, sein Unglück als die Folge seiner Vergehungen beweint, und um Vergebung fleht! Welche rührende Scene ist es nicht, wenn sich ein Volk unter der Anrufung und dem Schutze seines Gottes zu einem neuen und festern Vertrauen und Wohlwollen verbrüdert; wenn es für die Erhaltung seiner Fürsten fleht; wenn es seine Jugend zur Furcht Gottes, des Oberherrn der Menschen, erzieht, zu seiner Verehrung einweiht, und mit elterlicher Zärtlichkeit seiner Obsorge empfiehlt! Welche Feyerlichkeit hat die Gottesverehrung nicht, die größten Theils Huldigung Gottes in Bürgertugend ist! Wie rührend ist es nicht, wenn sich ein Volk zur Rechtschaffenheit, zur Ehrfurcht gegen die Gesetze, zum Gehorsam gegen Obrigkeit, wenn es sich zur Unverbrüchlichkeit des Eides, zur ehelichen Treue, zur häuslichen Zucht, zur Verbannung alles Stolzes, aller Herrschsucht, alles Neides und Ehrgei-

zes,

zes, zur Dienstfertigkeit, zur Wohlthätigkeit gegen die Armen unter der Anrufung und in Gegenwart Gottes, seines Richters auffodert! O dann erhalten die gesellschaftlichen Pflichten ein höheres Ansehen, das ihnen keine menschliche Macht geben kann; und ihre Beobachtung wird ein neuer Zweig des schönsten Gottesdienstes.

Dieß war Israels Nationalreligion. Wer kann die heiligen Gesänge dieses Volkes lesen, ohne vom Erstaunen und Ehrfurcht erfüllt zu werden? In ihnen freut sich Israel seines Gottes, und seine Wünsche sind an Sion geheftet. Jehova wohnt in seinen Hymnen: und wie sollten sie Sionslieder in einem fremden Lande singen? Welches Vertrauen, welche Ergebenheit an Gott, welcher Abscheu gegen den Götzendienst, welcher Bußgeist weht nicht in ihnen? Welche reine Liebe für Palästina, welches aufrichtige brüderliche Wohlwollen durchglüht sie nicht? Wurden nicht hauptsächlich durch sie die Macchabäischen Helden zu der erstaunungswürdigen Standhaftigkeit in der Vertheidigung ihrer Religion und des Vaterlandes begeistert?

Wie wichtig, wie wohlthätig ist demnach der Einfluß der bürgerlichen Religion auf das Wohl der Staaten nicht? Ist sie es nicht, die den Bürger an seine Verfassung fesselt, Vaterlandsliebe in ihm entflammt, Gemeinsinn verbreitet, und Bürgertugend anfacht?

Indem sie den Menschen zum Bürger des großen sittlichen Staates bildet, hat sie ihn nicht zum Bürger der einzelnen kleinen Staaten, die so viele Theile des Großen und auf seine Grundgesetze aufgebaut sind, geschickt gemacht? Gibt sie seinen Kräften und Fähigkeiten nicht eine dem Wohle des Ganzen höchst angemessene Richtung, wenn sie ihn, seine Talente als Geschenke der Vorsehung anzusehen, lehrt, die ihre Gaben darum so verschieden ausgetheilt habe, um die einzelnen Menschen sich einander nothwendig zu machen? Erstickt sie die Rache in dem Busen der Bürger nicht, derer Verwüstungen in der Gesellschaft so schrecklich sind, wenn sie Gott sprechen läßt: **Mir gehört die Rache, ich will vergelten?**

In ihren Versammlungen nähern sich noch alle Stände, in die sich das Menschengeschlecht eingetheilt hat. Reiche und Arme, Große und Kleine, sind als Brüder vermischt; und die Unterscheidungszeichen, die außer den Tempeln so viele Eifersucht erregen, haben hier ihre Bedeutung verloren. Die ursprüngliche Gleichheit der Kinder eines Vaters ist hier noch sichtbar, und feyert im Stillen ihr Fest. Wenn sie sonst nirgends auf Erden ist; so behauptet sie noch in diesen stillen Wohnungen ihren Sitz, und verbreitet ihren heiligen Sinn in den Herzen der Brüder. Wie fest wird durch sie das Band der bürgerlichen Einigkeit

nicht wieder geknüpft, wenn es Zwietracht aufzulösen drohte? Das gemeinschaftliche Gebeth erinnert sie an ihre gemeinschaftliche Unterwürfigkeit gegen Gott, an ihre gemeinsame Noth und Hinfälligkeit; es macht ihre Gemüther sanfter und geneigter zum Wohlwollen, zur allerseitigen Unterstützung: und erstickt es dadurch die Keime der Mißgunst nicht? Der Gesang facht in ihnen die edelsten Gesinnungen an, erfüllt ihre Seelen mit flammendem Eifer für die Tugend und das allgemeine Beste, trägt sie auf seinen Schwingen himmelan, daß sie auf kurze Zeit ihre irdischen Sorgen vergessen, und in dem Gedanken an Gott neue Kraft sammeln, ihren Beruf hienieden zu verfolgen: wie viele Traurigkeit, Kummer und Trübsalen, die die Freuden des gesellschaftlichen Lebens gestört haben würden, verscheucht er nicht aus ihrer Mitte? Welche Auffoderung enthält das Abendmahl des Herrn nicht an sie, sich nach seinem Beyspiele Gott als lebende, vernünftige, wohlgefällige Opfer darzubringen, und an der Beglückung ihrer Mitmenschen mit Aufopferung ihres Privatwohls zu arbeiten? In dem Tode des Heilandes zeigen sich ja seine Tugenden als Menschen und Bürger der Welt im höchsten Glanze; es ist der Triumph der Liebe und des Gehorsams gegen Gott, der Liebe und der Aufopferung für seine Mitbrüder, der hier gefeyert wird: und die Christen sollten nicht von

die-

diesem Geiste durchdrungen, zu einer Familie wahrer Kinder Gottes und sich aufrichtig liebender Brüder vereinigt werden? sollten den Tisch des Herrn verlassen, ohne seine Tugenden in ihre häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse mit hinüber zu nehmen?

Gebeut endlich die Religion nicht mit gleichem Ansehen über Fürsten und Unterthanen, um beyde Theile in den Schranken zu halten? Sagt sie nicht allen: **Gott sieht nicht auf die Person**; und den Unterthanen ins besondere: **Fürchtet Gott, und ehret den König!** aber auch den Königen: **Götter seyd ihr; aber dabey sterblich, wie die gemeinsten Menschen?** So erhebt sie also das Herz der Fürsten, ohne sie stolz zu machen: so läßt sie dieselben die Erhabenheit ihres Berufs, an Gottes Regierung Theil zu nehmen, aber auch ihre Verantwortlichkeit bey Vernachläßigung ihrer Pflichten fühlen. Die Religion macht sie in den Augen der Unterthanen heilig und unverletzlich; aber sie schreckt sie auch vor jedem Mißbrauche ihrer Gewalt zurück: und benimmt sie dadurch den Unterthanen die Furcht vor Unterdrückung nicht? Flößt sie ihnen nicht sanftes Zutrauen zu denselben ein? Denn was in der Welt kann die Nationen vor dem Mißbrauche der den Händen ihrer Fürsten anvertrauten Macht sicher stellen, was sie beruhigen, als die Religion? Sie ist also das festeste Band der Gesellschaft,

und die dauerhafteste Grundlage der Regierungen; und es ist ewig wahr, was du sagst, heiliger Sänger: Baut der Herr das Haus nicht; vergeblich ist des Künstlers Fleiß: bewacht nicht Gott die Stadt; vergeblich ist des Wächters Sorge!

Und wie, ihr philosophischen Gesetzgeber, ihr wollt das Joch des Despotismus brechen, eine sanftere Regierung einführen, und die Religion verbannen? Die Religion verbannen, die bis dahin wirkt, wo die Werkstätte der menschlichen Gedanken und Entschließungen ist, die die Gesinnungen der Menschen reinigt, ihre Leidenschaften mäßigt, und nach innern Überzeugungen ihre Handlungen leitet? Die Religion verbannen, die sie einem Richter unterwirft, der das Herz forscht, und im Verborgenen sieht; und die nach dem Ausspruche des Predigers mächtiger ist, als zehn Aufseher in einer Stadt (Pr. Sal. Kap. VII.)? Hat nicht ein Volk, das frey und sanft beherrscht seyn will, eines um so mächtigern Verwahrungsmittels gegen die Ausbrüche verderblicher Leidenschaften in seinen guten Sitten und seiner religiösen Denkart nöthig? Kennt ihr das menschliche Herz so wenig, die Macht seiner selbstsüchtigen Triebe, die Ausschweifungen des Ehrgeizes, der Herrschbegierde, der Rache, des Neides, der Habsucht? Werdet ihr nicht eines eisernen Zepters bedürfen, um ein Volk in Ordnung zu halten, das gottesvergessen

und

und ruchlos werden muß, wenn ihr selbst der Religion mit so wenig Achtung begegnet? Was wird entstehen, wenn die Ehrfurcht vor Gott die Schwäche des menschlichen Ansehens nicht unterstützt? Was wird die Bosheit im Finstern schrecken, wenn es die Furcht vor seinen Gerichten nicht thut? Ist die Verehrung Gottes, des höchsten Herrn, nicht das erste Glied in der Kette der Unterordnung? und wird der Stolze, der seinen Nacken nicht vor Gott beugt, ihn vor den Menschen beugen, die nur nachgesetzte Herren sind? Wird er die menschlichen Gesetze achten, wenn er die göttlichen Gesetze verachtet?

Wer die Religion angreift, erschüttert die Grundfesten der Staaten, sagt Plato. — Wie sehr versündigt ihr euch also an den Staaten, ihr, die ihr in Schriften und im gesellschaftlichen Umgange Unglauben verbreitet, die Lehren der Gottseligkeit untergrabt, und euch mit leichtsinnigem Geschwätze an alles wagt, was von jeher den Menschen heilig war? Ihr, die ihr allen öffentlichen Gottesdienst zum Aberglauben herabwürdigt, über die kirchlichen Gebräuche bittern Spott ausgießt, und mit stolzer Miene über die noch übrigen frommen Sitten scherzt, die Andacht verhöhnt? Wie ungerecht ist nicht der Vorwurf, den ihr nachher dem Priesterstande macht, daß sein Unterricht keinen Einfluß auf die Sitten der Menschen und ihr bürgerliches

Wohl habe? Freylich geben sie euren Lehren, den Lehren, die ihren Ausschweifungen schmeicheln, mehr Gehör, als den Lehren der Religion und Tugend; aber wenn ihr Unkraut zwischen guten Saamen ausgestreut habt: wie mögt ihr höhnisch sprechen: Seht da die Früchte ihrer Arbeit!

Religion! Religion! ruft man heut zu Tage, wie ehemahls die Juden bey dem Einbruche des Feindes riefen, Jer. K. VII.: Der Tempel Gottes! der Tempel Gottes! nachdem sie ihn doch lange entehrt hatten. Die höhern Stände geben dem Verfalle der Religion alle die Unglücke unserer Zeiten Schuld, indessen ein Theil derselben die Grundsätze des Unglaubens gierig verschlang, und damit alle Bürgertugend untergrub; und der andere Theil stolz auf seinem Besitzstande sich wenig um das zu bekümmern schien, was außer ihm vorging. Wenn das Volk im Glauben und Beybehaltung religiöser Ceremonien von jeher des Guten eher zu viel als zu wenig that: woher der so auffallende Leichtsinn, die Kälte und die Gleichgültigkeit desselben in unsern Tagen? — Ich untersuche nicht, ob und wie weit es uns Ernst mit dieser Sprache ist; wenigstens sollt' es uns Ernst seyn.: aber ich ermahne, zu dem Herrn mit aufrichtigem Herzen zurückzukehren. Seine Gnade ist's, daß wir von dem Abgrunde nicht verschlungen wurden, auf dessen Rande wir stehen. —

Ich

Ich habe Ihnen die Religion in ihrer ursprünglichen reinen Gestalt, und dann in ihren zween schönsten Zweigen, der sittlichen und bürgerlichen Religion dargestellt; ich habe Ihnen die schönsten Züge derselben ausgehoben, ihre Vernunftmäßigkeit gezeigt, ihren Einfluß auf Tugend und Menschenwohl vor Augen gelegt. Vielleicht kannten wir die natürliche Schönheit und die Reitze derselben nicht; vielleicht hatten uns Vorurtheile eine unmerkliche Abneigung gegen sie beygebracht: wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich im Stande gewesen wäre, diese zu zerstören, und jene in ihrem wahren Lichte darzustellen! Sie ist unsere erhabenste Pflicht, die unsern Vorrang vor den Thieren vollendet, und uns eine unermeßliche Aussicht in die Zukunft öffnet: sie ist unser Trost in betrübten Tagen; der Stab, an dem wir uns festhalten, wenn uns Unglücke tief beugen; unsere Veste, wenn die Erde unter unsern Füßen wankt; unsere Zuversicht, wenn uns die Schrecken des Todes ergreifen. Der Gedanke an Gott ist der Schlußstein in dem Gewölbe der menschlichen Kenntnisse; und der Grundsatz: **Fürchte den Herrn!** der oberste in dem tugendhaften und beharrlich guten Willen des sittlichen Geschöpfes. Der Verehrer Gottes hat den wahren Frieden mit sich selbst, und genießt die vollkommene Freude, in welcher der Vorgeschmack der himmlischen Freuden liegt; der

Sün-

Sünder hat keine Ruhe hienieden. Der Tugendhafte geht vom Tode zum Leben über: der Ungläubige wünscht in kalter Verzweiflung seine Vernichtung umsonst, um dem Gerichte zu entgehen, das ihm bevorsteht. O fliehen wir den Unglauben! seine Quelle ist vergiftet: er entspringt aus dem Hochmuthe des sinnlichen Geschöpfes, das sich gegen das Gesetz empört; aus seiner Sittenlosigkeit, um sich der Furcht vor den göttlichen Gerichten zu entschlagen, die es im Genusse der verbotenen Lust und in dem Streben nach ungerechtem Gewinne beunruhigt. Die Sünde hat sich ein System erfunden, um auf den weichen Polstern desselben ihre Genossen einzuschläfern: aber man muß entweder die Gefälligkeit eines Verführten haben, um das Einseitige desselben nicht einzusehen; oder zum Thiere herabgesunken seyn, um das Unwürdige desselben nicht zu fühlen. **Wer Böses thut**, sagt der Heiland, **scheut das Licht, damit seine Werke nicht bestraft werden** (Joh. III.).

Willst du also an Gott glauben; so sey tugendhaft! Die Tugend ist das Organ, durch das sich Gott dem Menschen offenbart. Lebe unschuldig, und lies das Evangelium: **Wer aus Gott ist, findet Gottes Wort darin** (Joh. VIII. 47.). Der Lasterhafte findet Gott nicht, wenn er ihn gleich in allen Beweisen aufsucht; höchstens steht die Erkenntniß desselben wie ein

wissen-

wissenschaftlicher Satz in seinem Verstande; aber sein böser Wille entzieht ihm den innigen und aufrichtigen Beyfall: er spricht mit dem Munde: Es ist ein Gott; aber die Sünde, die in seinem Herzen wohnt, erwiedert: Nein, er ist nicht (Ps. XIII.).

Willst du an Gott glauben; so betrachte öfters die Ordnung und Schönheit der Natur, die ihre Schätze vor dir ausbreitet: sieh, wie ihre Kräfte so richtig gegen einander abgewogen sind; wie sie sich immer so gleich, wie sie so ungeschwächt sind: sieh, wie ihre Gesetze so stät fortwirken, und seit Jahrtausenden nicht aus dem Gleiße kommen. Frage dich: Woher dieses schöne und unermeßliche Ganze, diese Regelmäßigkeit in der scheinbaren allgemeinen Unordnung? woher die Anlage so vieler Zwecke in der Natur, die doch todt und gedankenlos ist? Versuch' es, ob du es von dir erhalten kannst, dem Gedanken des Zufalls Platz zu geben!

Willst du den Glauben an Gott bewahren; so mache dir die Tage des Unglücks und der Demüthigung zu Nutze. Glück und Wohlstand verleiten uns zum Übermuth, und Übermuth zur Gottesvergessenheit; aber Unfälle erinnern uns an unsere Schwäche, unsere Hinfälligkeit, unser Nichts. Wir unterwerfen uns Gott lieber, wie sonst; wir finden Trost darin, unser Leiden vor ihm auszugießen; und wir schätzen uns nur allzu glücklich, unsere Hoffnungen noch an ihn zu knüpfen,

pfen, nachdem unsere irdischen Pläne gescheitert sind. Die Religion kehrt wieder in unser Herz, ihr Eigenthum, zurück, aus welchem es sinnliche Gedanken und Lüste verdrängt hatten.

Willst du den Glauben an Gott bewahren; so wohne mit gewissenhafter Sorgfalt, und mit sehnlichem Verlangen nach Wahrheit dem öffentlichen Unterrichte bey. In den Tempeln hat die Religion noch ihre sichere Freystätte: hier gibt sie ihre Gesetze, theilt ihre weisen Lehren aus, tadelt freymüthig die Welt, ohne ihr Urtheil zu fürchten, und heißt standhaft böse, was Gott für böse erklärt hat, ob es gleich die Welt mit einem gefallenden Nahmen belegt: hier spricht sie von Gott und seinen Eigenschaften, von unserm Ursprunge und unserer Bestimmung, von unserer sittlichen Natur, von den Mitteln der Besserung, von der Unsterblichkeit und dem Gerichte Gottes; und, um uns nicht zu ermüden, so versammelt sie uns nur an einem Tage in der Woche um sich.

Willst du den Glauben an Gott bewahren; so schließe dein Ohr dem frechen Religionsspötter, dessen Herz unter seinen muthwilligen Spöttereyen bebt; der die Eitelkeit hat, vor Unwissenden die Rolle eines Denkers zu spielen; und der, um in müßigen Gesellschaften zu glänzen, nnd den Leidenschaften eitler Weltmenschen zu schmeicheln, alles bezweifelt, oder mit sa-

satyrischer Laune durchzieht. Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Gott läugnen ist die Frucht eines bösen Willens, aber nicht einer gründlichen Gelehrsamkeit. Ein wenig Philosopie, sagt der Kanzler Baco, führt zur Zweifelsucht und dem Unglauben; aber nach erlangten tiefern Einsichten führt Philosophie zur Religion zurück.

Willst du deinen Glauben an Gott und Tugend bewahren; so lies die Schriften der Ungläubigen nicht. Je eingeschränkter deine Kenntnisse sind; desto größerer Gefahr setzest du deinen Glauben aus. Ihre Schreibart ist gewöhnlich hinreißend, ihre Trugschlüsse sind blendend, und oft mit unsichern, oder halbwahren Thatsachen belegt. Die Wahrheit ist meistens in ihnen entstellt und gehässig vorgetragen, um sich die Mühe des Widerlegens zu erleichtern. Wie viele Gelehrsamkeit gehört nicht dazu, um dieß alles zu beurtheilen? welche Schärfe der Urtheilskraft, um das Wahre ihrer Behauptungen von dem Falschen zu trennen? Wie viele Leser aber sind nicht schwach genug, um den Scherz auch in den ernsthaftesten Dingen zu lieben? Wie viele söhnen sich nicht mit zehn boshaften Spöttereyen aus, wenn sie wieder auf eine arti e Wendung, einen schönen Ausdruck, einen witzigen Gedanken stoßen? Wie viele gehen nicht selbst der Verführung entgegen, und vermeiden die Auflösung der Zweifel, die ihr Gemüth

ge-

gegen die Wahrheit einnehmen? Alle sie schwächen allmählich den religiösen Sinn ihres Herzens, und dringen sich den verwegenen und trostlosen Unglauben auf.

Willst du deine Frömmigkeit erhalten; so laß das Öl deiner Lampe nicht mangeln, und stehe von deinen gottseligen Übungen nicht ab. Erwärme dich an fremdem Feuer, wenn du kalt bist, und belebe deine Andacht durch Gebeth und ernstes Nachdenken über die erhabenen sittlichen Wahrheiten. Halt die Zeit, die du ihnen widmest, nicht für verloren: mit diesen Augenblicken, die du den Erdgeschäften entziehst, wucherst du für die Ewigkeit; und du hast bey allen Kenntnissen, bey aller Körperbildung, nach dem Ausspruche der Vernunft doch nur so viel Werth, als du Sittlichkeit hast. Laß dich von denen nicht irre führen, die eine sogenannte philosophische Religion predigen; die keinen Werth auf das Gebeth legen, und alle Empfindungen und Gefühle der Andacht ausgeschlossen haben wollen. Je weniger diese Halbgelehrten Hönig haben, mit desto größerem Geräusche schwärmen sie umher. Bey dem wenigen Lichte, das ihnen zu Theil ward, sehen sie alles schief, und halten alle gottselige Gebräuche, Gewohnheiten und Anstalten für unnütz und abergläubisch. Sie vernichten die Religion, die sie nach ihrem Sinne läutern; sie verfeinern sie zu flüchtigen Gedanken, die das Herz kalt und ungerührt lassen, das doch am

meisten Antheil daran haben sollte: denn die Religion muß, wie die Sittenlehre, den ganzen Menschen einnehmen.

Haben wir Gott als unsern Schöpfer kennen und verehren gelernt; so werden wir dem Drange nicht widerstehen können, ihn als unsern Herrn in öffentlicher Versammlung zu verherrlichen; wir werden den öffentlichen Gottesdienst aufrecht zu erhalten, und ihm Ansehen und Ehre zu geben suchen. Die Religion des Bürgers, die darin ausgeübt wird, ist ohnehin die festeste Stütze der Staaten; sie ergänzt die Mängel der menschlichen Gesetzgebung, und ist in der Lehre und Ausübung der Rechte und Pflichten der Menschen gegen einander, was die sittliche Religion in der Lehre und Ausübung des Sittengesetzes ist, die mächtigste und wirksamste Triebfeder. Da sie die Menschen, wie Kinder einer Familie, oder wie Bürger eines sittlichen Reichs zu einem Ganzen verbindet, und die Verehrung Gottes als Vaters und Oberherrn das Eigene hat, daß sie gemeinschaftlich ist und seyn soll; so dürfen sich die höhern Stände derselben nicht entziehen, um so weniger, da die niedern Stände ihrem Beyspiele zu folgen gewöhnt sind. Was werden diese denken, wenn sie jene dem öffentlichen Gottesdienste selten, oder nicht mit dem geziemenden Wohlstande beywohnen sehen? Sollen sie aufhören, den Gottesdienst als

etwas wichtiges anzusehen? Oder sollen sie schließen, er gehöre nur für den Pöbel, und Andacht sey ein Zug abergläubischer und schwacher Seelen? die Pflichten würden nur den Armen und nicht den Reichen gepredigt? Sie werden also geärgert, oder verführt: eines von beyden wird geschehen; aber die höhern Stände sollten weder das eine, noch das andere wollen. Ist es nicht von Seite der höhern Stände Kaltsinn gegen Religion überhaupt, die diese Aufführung zur Folge hat; so ist es übertriebener Hang zur Gemächlichkeit, oder eine Laune, die es nicht von sich erhalten kann, einem Gesetze zu gehorchen, das sie sich nicht gegeben haben. Keine dieser Ursachen gereicht den höhern Ständen zur Ehre. Wie sehr müssen sich dagegen nicht die Völker erbauen, wenn sie ihre Fürsten an ihrer Spitze stehen sehen, um sie in der ersten aller Pflichten zu unterweisen, den zu verehren, welcher der König aller Könige, der Herr der Fürsten und Unterthanen ist? Wie müssen sich die niedern Stände nicht erbauen, wenn die höhern sich an ihnen anschließen, sich mit ihnen vermischen, um in tiefster Demuth den, der Große und Kleine unpartheyisch richtet, gemeinschaftlich anzubethen? Sprich nicht: „Man hört nichts in den Kirchen, was nicht schon jeder, der nur einige Bildung erhalten hat, viel besser weiß, oder doch viel schöner ausgedrückt gelesen hat." Es mag seyn; aber vor al-

lem

lem solltest du doch nicht angenehme Unterhaltung in den Tempeln suchen: du hast hier nur Wahrheit, Belehrung, Ermahnung zu erwarten. Vielleicht macht aber doch der mündliche Vortrag mehr Eindruck auf dich; vielleicht dringt die wiederhohlte Betrachtung tiefer in dein Herz ein; vielleicht ist die Darstellung neu; vielleicht dein Gemüth in einer bessern Stimmung, um sie aufzufassen, als je. Bey allem Anstriche von Geistesbildung, wie oft besitzen nicht Personen aus den höhern Ständen die seichtesten Religionskenntnisse? Dann aber würde ja gerade ihre Gegenwart dem Übel abhelfen, über welches sie klagen; sie würde die Prediger aufmuntern, ihren Fleiß zu verdoppeln; sie würde ihnen die Pflicht auflegen, neue und wichtige Gegenstände zu behandeln, und auf alle Weise ihren Vorträgen mehr Interesse zu geben.

Auf diese Weise würde allmählich mehr echter Religionssinn auch unter den niedern Ständen verbreitet werden; und die Vorsteher der Kirche würden sich in den Stand gesetzt sehen, jene Verbesserungen vorzunehmen, deren Nothwendigkeit sie schon längst eingesehen haben. Sie würden den Bitten und Wünschen des gebildetern Theils der christlichen Gemeinde willfahren können, um dem Gottesdienste jene Einfachheit und zugleich jene Erhabenheit zu geben, die dem Philosophen ehrwürdig, für den gemeinen Mann aber ver-

ständ-

ständlich, belehrend und erbauend ist. Sie würden es um so bereitwilliger thun, je offenbarer es ist, daß der Gottesdienst nicht für den Priesterstand, sondern zum Besten der Gemeinden eingesetzt ist. Das Gesetz des Stetigen würden sie freylich vor Augen haben; aber sich doch auch keinen Stillstand erlauben, um nicht, da außer der Kirche alles zur größern Vollkommenheit fortschreitet, in der Kirche allein zurücke zu bleiben, und dadurch einen auffallenden und der Religion selbst nachtheiligen Contrast zu verursachen. So wie die Erziehung des Menschen in den verschiedenen Perioden seines Lebens verschieden ist und seyn muß: wie auf den Mann nicht mehr wirkt, was auf das Kind Eindruck machte; so verhält es sich gerade mit der sittlichen Bildung der Nationen und ihrem Gottesdienste, wenn sie im Ganzen genommen dem Kindesalter entwachsen sind. Weise Vorsteher der Kirche sahen schon längst ein, daß dieß die schwache Seite ist, von der die Ungläubigen die Religion angreifen. Sie erheben ein Geschrey über Mißbräuche, Aberglauben und Ungereimtheiten, und sind ihres Sieges gewiß: ihre Leser und Nachbether fallen, um den Aberglauben zu fliehen, in den Unglauben. Sie bringen den höhern Ständen durch diesen Kunstgriff Abneigung gegen das Christenthum, Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienst, und Verachtung des Priesterstandes bey,

als eines Standes, dessen Element nur die Unwissenheit und der Aberglaube des Volkes seyn soll. —

Doch wird ohne gemeinschaftliches Zusammenwirken aller Stände, wo immer die Klage über den Verfall der Religion ertönt, ihr einseitiges Bemühen wenig frommen. Können die Ärzte eigensinnige Kranke gesund machen, die im Grunde nicht geheilt seyn wollen? Nein! Niemand seufze also über die Gottlosigkeit unsers Zeitalters: jeder handle, und fange die Gründung der Religion bey sich an. Aber an euch wende ich mich vor allen, ihr Eltern!

Mütter! flößt die Gesinnungen der Religion euren Kleinen ein, auf daß das Lallen derselben die frechen Spötter widerlege (Ps. VIII.). Lehret sie Gott ihren Vater im Himmel zu kennen, auf daß sie, wenn ihr nicht mehr seyd, wissen, wem sie vertrauen sollen: lehret sie, ihm vom Herzen ergeben, dankbar für seine Wohlthaten, und aus Liebe und Ehrfurcht gehorsam zu seyn: pfropfet auf ihre kindliche Tugend eben so die Tugend des Geschöpfes, die Religion, wie die Tugend des Bürgers. O das Wohl des Staates liegt wenigstens zur Hälfte in euren Händen. Arbeiten eure Ehegatten an der äußern Befestigung desselben; so ist die innere Befestigung durch tugendhafte und religiöse Erziehung allein euer Werk: arbeiten sie für das gegenwärtige Wohl desselben; so legt ihr zu dem zukünftigen den Grund.

Hausväter! Sammelt täglich eure Familie um euch her, und bringt das patriarchalische Zeitalter zurück. Seyd die Priester derselben, und sammelt des Morgens und des Abends die frommen Wünsche der Eurigen, um sie mit unbefleckten Händen Gott darzubringen. Seyd ihre Lehrer: gewöhnet sie, das Gute wie das Böse aus der Hand des Herrn anzunehmen, mit ihrem Stande und Glücke, so gering es ist, zufrieden zu seyn, und die Gerichte Gottes zu fürchten. Fodert sie auf, dem höchsten Herrn der Menschen durch die Achtung der Rechte ihrer Mitmenschen und durch Wohlthun zu dienen, und duldet nichts in euerm kleinen Staate, was der Ehrfurcht gegen denselben zuwider seyn könnte!

Dieser mütterliche Unterricht, diese häusliche Frömmigkeit ist die beste Schule zur Erhaltung und Fortpflanzung der privat und öffentlichen Gottesverehrung, die beste Vorbereitung zum innern und äußern Gottesdienste. Die größten Wirkungen hängen ja oft von den geringsten Ursachen ab. Nach diesen Bemühungen wird die Religion, die Tochter des Himmels, die der Leichtsinn unsers Zeitalters verscheucht zu haben schien, wieder zu uns zurückkehren, und wir werden die Segnungen derselben hienieden schon empfinden. —

Sechste Rede.

Die Unsittlichkeit der cultivirten Stände, und Scheinphilosophie untergraben die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft.

Lässest du Jesus los, so bist du kein Freund des Kaisers. Joh. 19, 12.

Pilatus hielt lange für Jesus aus unter den Ränken der Priester, und dem Aufruhr drohenden Geschrey des Volks: Kreuzige ihn! Er erschöpfte alle Erfindungen der Politik, um die hochbrausende Wuth zu vertheilen, oder abzulenken, oder zu mäßigen. Auf einmahl gab er nach; und verdammte die Unschuld. Was änderte denn sein Gemüth so schnell? Fand er etwa eine Schuld an Jesus, die ihm zeither entgangen war? Nichts weniger. Die Juden griffen die schwache Seite dieses Richters — die Furcht, für einen Gönner des Aufruhrs angesehen zu werden. Lässest du Jesus, den wir des Aufruhrs angeklagt haben, los; so bist du kein Freund des Kaisers. Niederschlagenderes hätten sie einem Manne, wie Pilatus, nichts sagen können. Kam so was zu dem argwöhnischen und despotischen Tiber; so war er verloren.

Unter

Unter den ersten Römischen Despoten drückte der Argwohn des Aufruhrs die edlern Familien Roms, und die Philosophen. Die Rede der Juden war also sehr passend für die Zeit, und Pilatus. Nur kann man sich des Widerwillens kaum enthalten, von solchen Erzfeinden der Kaiser eine Sprache zu hören, die kaum ein Liebling Tibers würde geführt haben.

Eine ähnliche Sprache hört man heut zu Tage. — Dieser Geschäftsmann, jener Handelsmann, jener Gelehrte ist kein Freund des Kaisers — er ist Demokrat. Man hält ängstliche Nachfrage nach den verborgensten Gesinnungen; sucht sie aus dem Gesichte zu lesen; hüllt sich gar in demokratischen Schafspelz, um desto sicherer allenthalben umherlauschen zu können. Man hält sich Verzeichnisse solcher Leute; vielleicht um sie, wenn der Sturm vorüber ist, zu verderben. Man droht schon unter der Hand. — Und wer sind denn diese Aufspürer? Vielleicht Sachwalter, oder Freunde der Fürsten? — Sonderbar! unter den ersten Römischen Kaisern ging diese Aufspürerey auf Gelehrte, und hauptsächlich auf die Patricier und Senatoren: jetzt wird sie vornehmlich wider Gelehrte gekehrt. Das Wahre liegt in der Mitte.

Die Unsittlichkeit der verfeinerten Stände, und eine gewisse Scheinphilosophie tragen die Schuld der bürgerlichen Unruhe gemeinschaftlich. Das werde ich

im ersten Theile meiner Rede beweisen. Welches sind aber die Gesinnungen, welche uns die Vernunft und das Christenthum hierüber vorschreiben? Das werde ich im zweyten Theile beantworten. Bey diesem Geschäfte werde ich nicht umherforschen, ob nicht hie und da auf Seite der Edlen eine leise Stimme aufsteige: Du bist kein Freund des Kaisers! und auf Seite der Gelehrten: Du bist kein Freund der Wahrheit! — Ich fürchte nichts, wie Pilatus. Ich hoffe, das Interesse Beyder zu vereinigen.

I.

Kehren wir unsere Blicke auf Frankreich hin, wo der Geist der Unruhe sich in alle Länder Europens ausbreitet! Wenn ich die Ursachen der großen Staatsumwälzung daselbst anführe; so geschieht es ganz kurz, und nur in Bezug auf mein Vorhaben.

Das Sittenverderbniß der höhern Stände durch Üppigkeit empörte das Volk, und verdarb die Sitten desselben, um Unruhe zu wünschen. Die Üppigkeit, Wollust und Verschwendung am Hofe und in den Häusern der Vornehmen, die alle Gränzen überschritten, und immer weiter gingen, sind allzu bekannt, als daß ich nöthig habe, viel zu beweisen, oder zu erzählen. Der geringste Theil von Schuld fiel auf den König. Wenn man je einem Könige in Frankreich mit Vorstel-

lun-

kungen schmeichelte, das Volk wäre seinetwegen da; so geschah es nur, weil man glaubte, der König wäre des Hofes wegen auf der Welt. Das ausschließende Recht auf alle einträgliche Ehrenstellen, welches die Großen behaupteten, und womit sie sich in ihrer Verschwendung und Üppigkeit unterstützten, denke man sich hinzu; so sieht man, daß sie die Herzen der Minderglücklichen oder Zurückgesetzten durch ihren geräuschvollen Genuß mit Widerwillen oder Neide erfüllten. So gierig sie nach allem griffen, was Geld oder Ehre zuwege brachte; so saumselig erfüllten sie die Pflichten der Posten, die sie angenommen hatten. Die Aufseher der Provinzen ließen sich kaum darin sehen, und verzehrten ihre Einkünfte zu Paris oder am Hofe. Dieß erzeugte Verachtung ihrer Unwürdigkeit. Der Hochmuth, mit welchem sie, ungeachtet ihrer Unwürdigkeit, auf die niedern Stände, besonders auf die erste Classe der Bürger, auf den Handelsstand herabsahen, entzündete bey diesem, der immer seiner Gewerbsamkeit wegen den zügellosen Wollüstling und Verschwender mit Widerwillen ansieht, vollen Haß. Die despotische Verwaltung des Staats in allen Theilen, besonders die Härte, mit welcher die Abgaben eingetrieben wurden, drückte vornehmlich die untern Classen des Volks, und den Bauernstand. Die Ungleichheit der Abgaben wurde immer größer, und

die

die Last um so drückender, weil die Güter, welche die Großen hatten, und noch an sich brachten, frey davon waren. Der Ackerbau verfiel durch den ungeheuern Druck der Abgaben, und durch den Monopoliumsgeist, der sich bis auf den Getreidehandel erstreckte, und oft Hungersnoth erzeugte. Das äußerste Elend, dem die niedrigsten Classen preisgegeben waren, und das auch den Soldatenstand traf, gegen den die sonst verschwenderischen Minister kargten, entzündete eine Rachgierde, die nur auf Gelegenheit wartete, um Alles zu verheeren.

So brachte das Sittenverderbniß des Hofes und der Großen das Volk auf; und, um nichts fehlen zu lassen, verdarb es noch den sittlichen Chara ter desselben auf's äußerste, besonders bey den mittlern Ständen der Bürger in den Städten. Ohne die häufigen Verführungen der bürgerlichen Weiber und Töchter in Anschlag zu bringen, was mußte nicht das allenthalben entgegenkommende Beyspiel sinnlicher Ausschweifungen auf das Volk wirken? Alles wollte den Höhern nachfliegen, ohne seine Kräfte zu berechnen. Wohlleben, Trägheit, Prachtliebe, Spielsucht, Verschwendung richteten das Vermögen zu Grunde, wenn auch die Bankerotte, in welche die Schulden der Grossen den Bürger zogen, und die Geld und Zeit kostende und doch oft vergebliche Mühe, Gerechtigkeit wider sie

zu

zu erhalten, und in dieser Absicht über ihre Bündnisse, Cabalen und Privilegien zu siegen, nichts dazu beygetragen hätten. Glänzendes Elend und die Zahl der Bettler in den Städten und unter dem Landvolke nahmen immer mehr zu. Wollüstigkeit und Armuth schlossen sich demnach immer mehr an einander. Die Ausartung des weiblichen Geschlechts, die aus dieser widrigen Vereinigung entstand, war ein Krebsschaden für die ganze Nation, der immer weiter um sich fraß. Kein Charakter ist übelartiger und abscheulicher, als der, in welchem die niedern Gebrechen der Armuth — Dieberey, Neid, hämische Bosheit, Grausamkeit sich mit den Schwächen ehemahls genossener, oder doch stets vor Augen schwebender Wollust — List, Intrigue, Untreue, Wankelmüthigkeit, Eitelkeit vereinigen. Ein so sehr verdorbenes und zugleich so vielfach gereiztes Volk war doch wohl fähig, Unruhe im Staate zu wünschen!

Was in der Welt konnte es nun noch zurückhalten? Die Sittlichkeit war verschwunden, und ist ohnehin dem großen Haufen, ohne Religion, unnütze. Und die Religion? O diese, welcher die alte Welt so viel Stärke zugetrauet hatte, die Bürger im Gehorsam zu erhalten, hatte man dem Volke durch Beyspiele, Verführung und Ausstreuung schlechter Grundsätze, durch Bücher und Schaubühnen geschwächt oder genommen.

Gleich-

Gleichgültigkeit gegen Religion, oder gar Unglaube hatten sich bis auf die niedrigsten Leute herabgelassen. Was kümmert sich ein solches Volk um Huldigungseide? So wenig, als der ausgeartete Römer zur Zeit des Livius um Eide überhaupt. Was für Achtung gegen positive Gesetze konnte ein Volk haben, das man gelehrt hatte, an seiner Religion mit Wegwerfung des Positiven den Anfang zu machen? Wie sollte ein Pöbel Empörung verabscheuen, den die Großen schon lange zur Empörung gegen den Himmel angeführt hatten? Was konnte die Nation noch im Zaume halten? Die Furcht vor dem Schwerte? oder die Gewohnheit? Das erste Hinderniß konnte ein kluger Anführer und eine günstige Gelegenheit; das zweyte die der französischen Nation eigene Veränderlichkeit heben. Die Artigkeit des Umganges, dieser Stolz der Frankreicher, diese Tugend der Monarchie, die man lange für echte Geselligkeit gehalten hatte, machte sich ihrer Gaukeley und Falschheit halber so unwerth, daß man hie und da schon Leute verspürte, welche auf eine demokratische Derbheit und Kühnheit, die sie mit Geradheit verwechselten, hinüberstürzten, und hierin, wie im Pferderennen, Britten seyn wollten. Mäßigung gehörte einmahl nicht unter die Eigenschaften dieser Nation. Es war Mode gewesen, den König zu lieben, und sich für ihn tödten zu lassen. Eben so leicht konnten

ten Königshaß und Königsmord Mode werden. Alles kam auf Umstände an; und diese führte der Hof selbst herbey, da der Verfall der Finanzen, die nothwendige Folge der Ausschweifungen, der Bedrückungen, und der untreuen Verwaltung des Staats in allen Theilen, eine Zusammenberufung einer Nationalversammlung nothwendig machte. Lasterhafte Schlauköpfe selbst aus der großen Welt drängten sich an die Spitze; leiteten Alles durch Cabalen, hetzten das Volk auf; bestachen den Soldaten, in Absicht auf den Sturz des Königs und ihr Interesse. Dazu brauchte man gewisse Grundsätze, die theils schon in den Köpfen lagen, theils erst herbeygerufen wurden, um der Sache den Schein des Rechts zu geben, dessen auch die bösesten Menschen nicht wohl entbehren können; Grundsätze, welche der gelehrte Stand herbeyschaffte.

Das genauere Verkehr zwischen dem höhern und dem gelehrtern Stande, und die Aufmerksamkeit, welche dieser anwendete, den Beyfall von jenem zu erwerben, mochten wohl, was ich gar nicht in Abrede stellen will, für beyde vortheilhaft seyn. Allein von einer andern Seite ist der Nachtheil nicht zu mißkennen. Wenn sich der Höhere vom Gelehrten verführen ließ, so verführte er ihn auch hinwiederum. Der Gelehrte scheute Tiefsinn und Gründlichkeit; arbeitete flüchtig, und nur im Geschmacke ängstig; tändelte,

schwätzte, und ahmte den witzigen und leichten Ton des Umganges nach. Die Wissenschaften nahmen eine oberflächliche Behandlung an. Da die Wißbegierde Allwisserey war, die von Allem Etwas oben abschlürfte; so spendete man die Schätze der Weisheit, abgekürzt und populär vorgetragen, in Encyclopädien, Dictionairen, Journalen, Allmanachen aus; und vollendete Vorlesungen über Wissenschaften z. B. Astronomie in etlichen Stunden. Alles Wissen ward durchaus um so seichter, je mehr es sich ausbreitete. Das Ansehen des Gelehrten fiel also immer mehr. Die höhern Stände glaubten immer weniger, durch die Gunst, die sie demselben zufließen ließen, geehrt zu seyn. Die Opiatmittel wider Religion und Gewissen, welche es zur Zeit Ludwigs XIV. noch der Mühe werth schien, mit einigem Aufwande zu kaufen, gehörten bereits unter die alltäglichen Hausmittel. Auch brauchte man sein Geld für ganz andere Dinge, als für die Aufmunterung der Gelehrsamkeit. Die Gelehrten, die sich vom Hofe und dem Adel zurückgesetzt sahen, kehrten eine Stufe weiter unten ein, bey Generalpächtern, Banquiern, Handelsleuten, und überhaupt bey reichen bürgerlichen Familien, die gerne mit ihnen gemeine Sache wider einen von ihnen gehaßten Stand machten. Da regnete es nun von allen Seiten her Satyren auf ihn und den Hof; alle Miß-

bräu-

bräuche wurden an's Licht gebracht, und scharf gerügt. Auch fuhren sie fort Unreligion zu predigen, und besonders mit so viel Anstrengung wider die christliche Religion und die Geistlichkeit loszuarbeiten, daß es das Ansehen hatte, als wollten sie gegen dieselben eine Revolution hervorbringen. Mit gleichem Nachdrucke stürmten sie auf den Adel und die Regierung. Die französische Philosophie machte nun die Wissenschaft der Gesetzgebung zu ihrem Hauptgegenstande; und so kam es denn, daß in einem Reiche, wo die Ungleichheit der Stände so groß war, und Despotismus herrschte, Grundsätze der Gleichheit und Freyheit aufgestellt, und allenthalben eingesogen wurden. Nun entstand das Finanzsystem der Physiokraten, das die möglichst größte Einfachheit und Gleichheit der Abgaben, statt der französischen zusammengesetzten und ungleichen Erhebung der Abgaben, bezweckte. Nun kam vollends Rousseau zum Vorschein, der Erzfeind aller Ungleichheit und des Zwanges. Das höchste Ideal, zu dem sich des Mannes feurige Phantasie und kalte Hypochondrie hinaufschwangen, war der Zustand des Thiermenschen, der höchste Stand der Freyheit und Gleichheit, woraus sich, seines Dafürhaltens, der Mensch verirrt hätte. Weil er aber doch einmahl die Menschen im Zustande der Cultur und in bürgerlicher Verfassung fand, von der sie sich nicht mehr losmachen können;

 so

so ersann er ein anderes System, worin für den Menschen, wie er ist, die größte Gleichheit und Freyheit festgesetzt war. — Vereinigung aller Willen zu Gesetzen, um persönliche Freyheit und Eigenthum zu sichern, war ihm die Grundlage jeder bürgerlichen Gesellschaft, woraus er folgerte; daß die Gewalt, sich eine Staatsverfassung zu wählen und Gesetze zu machen, dem Volke unveräußerlich eigen sey: und dieß war ihm die bürgerliche Freyheit. Die ausübende Gewalt, sie mag Einem oder Mehrern anvertraut werden, kann nur dem zufolge im Nahmen des Volkes ausgeübt werden. Er schloß daraus, daß jedes Volk, welches nicht nach dieser Politik regiert wird, sich in der Sclaverey befinde, und folglich befugt sey, das Joch abzuschütteln, so bald es könne. — Hier lauft Wahres und Falsches unter einander, wovon unten noch die Rede seyn wird. Hier merke ich nur an, daß Rousseau's Grundsätze den politischen Katechismus der Franzosen ausmachen, den man Allen in die Hände spielte; worüber des Schreibens und Redens so viel ward, bis das Volk es geschehen ließ, daß man ihm eine Verfassung nach diesem Muster gab.

Eine Nation, welche schon lange im Besitze war, dem übrigen Europa, zumahl Deutschlande, Moden im Denken, wie in der Lebensart und in Kleidungen, vorzuschreiben; welche zuerst, nach der neuern Staaten-

ge.

geschichte, die Könige lehrte, die Zügel der Regierung straffer zu halten, gab nun auch im übrigen Europa den Ton der Freyheit an, und befahl durch ihr Beyspiel und ihre Schriften, das politische Glaubensbekenntniß an Rousseau's Lehre zu unterschreiben. Ehemahls griffen die Großen zu: nun war's am Volke. Gerade die höhern Stände, die sonst am ersten Frankreichs Modegesetze in Übung brachten, zürnten nun, die niedern so folgsam zu sehen. Wer nur eine Zeitung las, der staunte, und verglich Regierung mit Regierung, Stände mit Ständen; schrie über Bedrückung, willkürliche Beherrschung, Größe der Abgaben. Der Schwindel der Freyheit, der Stolz der Gesetzgebergewalt befiel die Köpfe. Da war des Murrens und Klagens kein Ende. Da traten Schriftstellerlinge auf, welche sich eine hohe Ehre daraus machten, über Rousseau's symbolisches Buch Commentare auf Commentare zu schreiben, es unter allerley Gestalten dem gemeinen Manne vorzusetzen, und mit Beschimpfungen der höhern Stände, und einer Menge Geschichtchen zu würzen. Es fehlte nicht an Gelehrten von großer Bedeutung, die anfangs die französischen Unternehmungen mit ihrem Beyfalle beehrten, ob sie gleich jetzt, mit dem Bekenntnisse ihres Versehens, ihr Wort zurücknehmen. Kleinere Geister machen sich eine Ehre daraus, bey ihrer ersten Meinung auszuharren, und wo

es angeht, Demokraten zu spielen. Der Deutsche, der in einer weit glücklichern Verfassung lebt, als der Franzose, und sich mehr besinnt, ehe er einen auffallenden Schritt wagt, ist so leicht nicht zu verführen. Unterdessen hat es doch üble Folgen. Dem Unterthan wird ein stolzer Eigendünkel in den Kopf gesetzt; er wird tadelsüchtig auf Obrigkeiten; geneigt, sich den besten Verfügungen, die mit etwas Beschwerde verknüpft sind, zu widersetzen; bey Zöllen und Accisen Betrüge zu begehen. Es entsteht eine politische Kälte, welche das wechselseitige Zutrauen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen stört, den Patriotismus erstickt, und mit schrecklicher Gleichgültigkeit uns auf das Schicksal des Vaterlands hinsehen läßt. Große wünschen sich eine Staats-Inquisition wider Clubisten, die sie allenthalben sehen, und rathen zu den gewaltsamsten Maßregeln; wodurch die Spannung der Gemüther sich nur vergrößert.

Worin aber bestehen denn unter uns die Ursachen des Mißverständnisses? Können wir wohl über das Elend seufzen, das Frankreich ehedem bedrängte? Der große Unterschied ist auffallend. Da es aber doch hie und da Ähnlichkeit gibt, so laßt uns auf den Grund der Sache sehen, und die Beschwerden genau so abwägen, als es hier thunlich ist!

Aller-

Allerdings sind, wie ich schon bewiesen habe, die höhern und verfeinerten Stände zu weit von der Einfachheit der Sitten abgekommen; und die Klage über die Ausartung derselben durch einen unmäßigen Hang zur Sinnlichkeit dürfte wohl für den Sittenlehrer und den in die Ferne hinaussehenden Politiker gerecht seyn. Ob aber dieß dermahlen den Grund einer wirklichen und allgemeinen politischen Unzufriedenheit für's Volk abgebe? das ist eine andere Frage. Es braucht nur die Augen zu öffnen, um zu sehen, daß die Ökonomie unsers Staates, so weit es thunlich ist, Mißbräuche einzuschränken sucht; daß durchaus Mäßigung herrscht, und folglich Verschwendung und Verwirrung der Finanzen nicht so leicht zu besorgen stehen, wie in Frankreich. Wenn nun Viele unter den Großen, als Privatleute Verschwender sind, hat unser Volk dagegen Beschwerden zu erheben? unser Volk, das seinen Vortheil dabey nicht übersehen kann? — Doch vielleicht die Ungerechtigkeit und Härte gegen die Gläubiger? als wenn nicht solche Vorfälle, so betrübt sie auch einzelnen Bürgern sind, schon große verschwendete, und in Umlauf gekommene Summen voraussetzten!

Allein die Ungleichheit der Abgaben, die Befreyung gewisser Stände von der Last derselben? Allerdings war davon oft die Rede. Gleichwohl hoffe ich durch eine Erklärung die Unzufriedenheit wenigstens auf mäs-

sigere

sigere Foderungen zurückzubringen. Sprechen wir vom Adel, so betrachten wir ihn auf einer doppelten Seite! Sitzend auf seinen Rittergütern, und etwa die Hauptstadt und den Hof, nach Weise eines Fremden, besuchend; oder unter uns einheimisch, und gleichsam verbürgert, es sey nun durch Ankauf von Grundstücken, oder durch Annahme gewisser Ehrenstellen. Auf der ersten Seite betrachtet, ist der Adel unsers Landes unmittelbar, und bildet einen selbstständigen Körper; woraus denn folgt, daß er nicht besteuert werden kann. Wer sich an eben dieser Unabhängigkeit stößt, und sie gar für etwas hält, das einem Staate im Staate gleich sieht; der überlege doch, daß unsere Ritterschaft ganz für sich stehe, und nicht etwa, wenn's auf Vortheile ankommt, zu unserm Staate gehören, hingegen aber, wenn's Lasten betrifft, von demselben unabhängig seyn wolle; was denn allerdings nöthig wäre, um ihm den obigen Vorwurf zu machen: sondern daß die zerstreuten Rittersitze nur in dem Sinne einen Staat in unserm Staate vorstellen, weil unsere Provinz von denselben durchschossen ist. Aus welchem Grundsatze des natürlichen Staatsrechtes bestimmen wir aber nach gewissen geographischen Ausründungen, wer Bürger sey? Kann denn nicht ein Stück eines auswärtigen Staates ganz von einem andern eingeschlossen seyn, ohne daß die bürgerliche Einheit leidet? Da die

Re-

Rede von der wirklichen Verfassung des Deutschen Reiches ist, so ist es uns nicht erlaubt, zu fragen, wie die Ritterschaft in längst vergangenen Zeiten zu dieser Unabhängigkeit gelangt sey; wir würden sonst ähnliche Fragen über die landesherrliche Gewalt Deutscher Fürsten selbst aufwerfen müssen. Oder steht uns der ganz nach Polypen-Art organisirte Deutsche Staatskörper gar nicht an? Das wäre eine ganz andere Frage, worüber sich die Antwort vielleicht noch an einer andern Stelle finden wird. Nur, wenn vom Adel unsers Landes, in der jetzigen Verfassung, die Rede ist, läßt sich nirgends ein Grund entdecken, ihn seiner Rittergüter wegen zu besteuern. Der Umstand, daß er oftmahls in unserer Stadt als Fremder wohnt, ändert die Sache nicht. Wie? wenn es aber nicht dabey bleibt? wenn er durch Ehrenstellen, und den Ankauf von Häusern und Gütern sich an unser Land fesselt? Dann wird er Bürger, und dieser Güter wegen wirklich, wie jeder Andere, besteuert; und muß durchaus gleiche Last mit den übrigen Gliedern des Staates tragen. Eine Ausnahme, fände sich noch irgend eine, wäre ein Widerspruch gegen die ersten Grundsätze des Staatsrechtes; wie in Frankreich, wo der Adel ein Mitgleid des Staates, und doch von den gemeinschaftlichen Abgaben, sogar in Ansehung der Güter, die er den Bürgern abgekauft hatte, ausgenommen war.

Die

Die Geistlichkeit hat aber doch unstreitig das gehässige Privilegium, von den Abgaben des Staates, zu welchem sie gehört, frey zu seyn? Beleuchten wir den Vorwurf etwas näher! Ist die Rede von außerordentlichen Auflagen, welche bey außerordentlichen Angelegenheiten des Staates gemacht werden? Wann hat denn wohl der größere Theil der Geistlichkeit sich widersetzt? Versteht sich nicht bey dem dermahligen Kriege die gesammte Geistlichkeit dazu? Reden wir von den ordentlichen Auflagen? so sehe ich nichts von den großen Ausnahmen, welche die Clerisey unsers Landes für sich haben soll. Denn die indirecten Auflagen auf Consumtion, die Zölle, Accise, und dergleichen von wem werden sie denn entrichtet? Von den Verkäufern, oder vielmehr von den Käufern der besteuerten Bedürfnisse? Man lege einen Zoll auf das in die Stadt geführte Getreide! Müssen nicht alle, die es nöthig haben, der Handwerksmann, der Künstler, der Kaufmann, der Beamte des Staates, der Geistliche dem Bauer so viel zurückzahlen, als er über den Preis der Frucht ausgelegt hatte? Allein der Handwerksmann, der Künstler, der Kaufmann haben ein Mittel in der Hand, sich zu entschädigen. Sie erhöhen nur den Preis ihrer Arbeit oder Waare, um den Ständen, welche derselben bedürfen, ihren Antheil am Zoll aufzuladen; so wie sie sich auf eben die Art der Accise,

die

die von ihnen gefodert werden, entledigen. Alle Stände, die Arbeiten oder Waaren anzubieten haben, treiben sich so viel als möglich herum, um das Gleichgewicht herzustellen; ein Kampf, der die Preise aller Dinge immer erhöhet. Zwar ist es ihnen nicht möglich, durch gesteigerte Preise die Abgabe, welche auf ihnen liegt, andern sogleich zuzuwälzen. Manchmahl hindert sie das lange Herkommen gewisser Preise, die Entbehrlichkeit der Waare, das zu große Verhältniß der Verkäufer zu den Käufern, und dergleichen mehr. Wenn man aber auch alle diese Reibungen, welche die berechnete Wirkung der Maschine hindern, in Anschlag bringt; so ist doch das allgemeine Streben, so viel zu thun, als die Umstände erlauben, im Durchschnitte nicht ganz ohne Wirkung: sey's nun, daß man, wo es angeht, die Preise erhöht, oder, wo es nicht angeht, sich allerley Betrügereyen erlaubt. Nur jene Stände, welche ganz von andern in Ansehung aller Bedürfnisse abhangen, und größten Theils an gewisse Geldgehalte gebunden sind, leiden bey dem Wettkampfe der andern; und sehen sich gezwungen, von den indirecten Auflagen wenigstens einen größern Theil zu tragen, als die übrigen. Diesem zufolge sehe ich nicht ein, daß Geistliche hierin freyer wegkommen, als die Beamten und Räthe des Staats, und besoldeten Ärzte. Vielmehr sehe ich, daß sie schlimmer daran sind. Die weltlichen

Die-

Diener des Staates haben in der Natur ihrer Geschäfte gewisse Berührungspuncte, wodurch sie den übrigen Classen der Menschen nahe genug kommen, um oft vom Überflusse derselben, sogar (je nachdem die Umstände sind) rechtmäßiger Weise Etwas einzusaugen. Der Geistliche steht in einer weit größern Entfernung; und ob es ihm gleich nicht an Mitteln fehlen könnte, die arbeitsamen Classen durch den Schleichhandel des Aberglaubens sich zinsbar zu machen, selbst im Tempel seine Bude zu errichten, und Gottes Gerechtigkeit zu verkaufen; so denkt doch der edlere Theil der Clerisey zu gut, als daß er sich solche niedrige und verdammliche Griffe erlaubte. Er arbeitet vielmehr seinem Interesse entgegen; da er mehr für die Reinheit der Religion sorgt, als man's ihm Dank weiß; und nicht wartet, bis der Staat ihn dazu nöthigt, sondern in unserm Lande schon zur Ausrottung des Unkrauts erwachte, als noch Alles rings um ihn her schlief, und der Ungestümme der Aufweckenden zürnete. Je mehr die Clerisey die unedlen Mittel, sich zu entschädigen, wegwirft; desto mehr denken die arbeitenden und handelnden Stände darauf, sich an derselben zu erhohlen. Das alte Vorurtheil, daß der Geistliche weniger brauche, als Andere, und daß man ihn darum überfodern dürfe, ist noch nicht abgestorben, und scheint vielmehr durch den Geist un-

sers

sers Zeitalters lebendiger zu werden, und dann nur eine Ausnahme zu verstatten (wiewohl es da eigentlich keine ist) wenn man auf die baare und baldige, oder doch richtigere Zahlung desselben sieht. Wenn also je ein Stand die indirecten Auflagen zu tragen hat, so ist der Geistliche. Zwar haben Geistliche oftmahls den Vortheil, daß Getreide und Wein einen Theil ihrer Bestallung ausmachen, wodurch sie den arbeitenden und handelnden Classen einiger Maßen die Wage halten können; ein Vortheil, den sie mit mehrern Ständen gemein haben, und der ihnen gelassen werden muß, wenn sie nicht durch die größere Geldmasse, die in's Land kommt und Alles vertheuert, und durch den Kampf, die Preise der Arbeiten und Waaren zu steigern, unterdrückt werden, und ganz das Unglück erfahren sollen, das den niedern Theil der Geistlichen, dem ein gewisses Geldgehalt angewiesen ist, so schwer drückt. Wer die Geistlichkeit nach und nach zu Grunde richten will, darf sie nur, nach Weise der französischen Nationalversammlung, auf ein Geldgehalt zurückführen, das zwar jetzt für ihre Bedürfnisse vielleicht erklecken mag, aber dereinst, wenn es nicht mehr zureichet, nicht so leichterdings, nach Veränderung der Preise, erhöht werden wird.

Der Vortheil, den ein Theil der Geistlichen genießt, daß natürliche Erzeugnisse mit zu seiner Besol-

dung gezogen sind, ändert demnach nichts an der Wahrheit des Satzes: daß sie, im Ganzen genommen, so ziemlich dem Drucke der indirecten Auflagen ausgesetzt sind; und er dient ihnen nur zur Stütze, um nicht niedergeworfen zu werden. Gesetzt aber, die Geistlichen hätten hierin etwas vor andern Besoldeten voraus, was doch nicht so ganz wahr ist; so stehen sie auch darin wieder hinter denselben, daß nur sie einer directen Auflage unterworfen sind, wie die Classen der Bürger, deren Grundstücke mit einer Steuer belegt werden. Immer läßt man ein unwissendes Publicum schreyen: die Geistlichen wären frey von Abgaben; und man beobachtet hierüber eine hämische Verschwiegenheit. Wir müssen also selbst laut rufen, daß es Alle hören, um der Unwissenheit und dem hämischen Schweigen ein Ende zu machen. Laut sey es also gesagt, daß der größte Theil der Geistlichkeit in unserm Hochstifte eine eigene und nicht unbeträchtliche Steuer, nur unter einem andern Nahmen, entrichtet! Kommt's denn wohl auf Worte an? Ist's nicht Eins, ob ich's freywillige Gabe, wie ehemahls in Frankreich, oder wie bey uns einen Beytrag der Liebe (Subsidium charitativum) nenne, was die Geistlichkeit entrichtet; oder ob ich's Schatzung oder Steuer heiße. Wenn es nur entrichtet werden muß, und entrichtet wird; was thut denn der Nahme zur Sache? Es ist

gar

gar kein gewagtes Urtheil, wenn ich's sachkundigen Männern nachspreche, daß eine nach unserm Schatzungsfuße gehobene Summe nicht viel mehr, und bey'm niedern Clerus manchmahl weniger betragen würde. Und wäre auch zu unserm Vortheile einiger Unterschied vorhanden, so darf ich kühn, im Nahmen des billigern Theils meiner Brüder, hier die öffentliche Erklärung niederlegen; daß wir gerne auf jeden Vortheil Verzicht thun, der, richtig gewogen, sich mit der bürgerlichen Gleichheit nicht verträgt.

Wir haben nun alle in unserm Lande gangbare Abgaben durchgenommen, und gesehen, wie viel an dem Vorwurfe ist, den man im Puncte der Befreyung von Abgaben der Geistlichkeit schon lange gemacht hatte. Vernünftige Bürger werden sich also bescheiden, ihre Klagen zu mäßigen, und wenigstens den schuldigen Theil vom unschuldigen unterscheiden. Doch ich zweifle noch sehr, ob die Bürger, die wohl wissen, daß der Reichthum des hier sich aufhaltenden Adels, und der Wohlstand der Geistlichkeit durch tausenderley Ableitungen auf ihn zurückfließen, über den Artikel der Abgabenbefreyung so ängstig nachgerechnet haben, wenn es gleich ihre Sache gewesen wäre. Das scheint mir aber gewiß zu seyn, daß die Beschwerde, und die Schelsucht, die von einer andern Seite entsteht, weit größer, und nicht so leicht zu heben seyn dürfte.

Ein Privilegium der Abgabenbefreyung liegt zwar dem Bürger näher; aber das Privilegium zu gewissen Ehrenstellen desto entfernter. Hingegen sehen die höhern Stände des zweyten Ranges, Männer, die im Dienste des Vaterlandes arbeiten, die alle ihre Kräfte anspannen, die ihre Gesundheit dem allgemeinen Wohle opfern, welche die Gerechtigkeit handhaben, oder sich den Wissenschaften und der höhern Bildung der Menschen widmen, mit Mißmuth das Privilegium an, welches der erste Stand zu gewissen vorzüglichen Ehrenstellen und Ämtern hat. Hier ist's nicht nur um Geld, sondern auch um Ehre zu thun. Die ersten bürgerlichen Häuser, deren Kindern der Weg zum Glücke und zur Ehre eingeengt ist, gesellen sich zu den Klagenden. Man untersucht, ob gewisse Ehrenstellen nicht bloß des ersten Standes wegen erfunden sind; ob die Edlen die nützlichen Plätze wohl ausfüllen. Man vergleicht sich mit ihnen; und das Urtheil, welches herausspringt, ist bekannt. Das Mittel, die niedern Stände auszusöhnen, bestünde wohl darin, daß man zwischen dem Range, den man behauptet, und den Einkünften, die man zieht; und dann dem Verdienste, und der gemeinnützigen Verwendung ein Ebenmaß herstellte. Man kann dessen nicht wohl zürnen, der durch Thaten beweist, daß er für überschwengliche Belohnungen auch überschwenglich viel leistet,

und

und alle Andere, wie an Ehrenstufen und Einkünften, so an Talenten und Geschäftigkeit zurückläßt. Daß man's aber oftmahls hierin fehlen ließ, werden mir die Unpartheyischen des angeklagten Standes selbst einräumen. Daß sogar schon frühe auf die Erziehung ein Fluch fällt, der alles Gedeihen hindert, und die Brauchbarkeit im Keime erstickt, ist eine nicht zu verläugnende Erscheinung. Woher dieß Unglück? Eben der allzu gebahnte Weg zu Ehrenstellen, die man ohne großen Kraftaufwand erringen kann, eben der Gegenstand der Klage, ist wohl eine Hauptursache derselben, aber nicht die einzige. Selbst der Charakter der Beweglichkeit in den Vorstellungen, einer gewissen Verstandesoffenheit und äußerlichen Lebhaftigkeit, der schon frühe sich entwickelt, legt der Ausbildung ein entscheidendes Hinderniß in den Weg. Irrig genug mißt man die Güte des Kopfs gemeiniglich nach der Leichtigkeit der Fassungskraft, ohne zu bedenken, daß die geistige Erzeugungskraft oftmahls um so schwächer sey; daß Kinder schneller laufen, als der Mann, ohne die ausdauernde Kraft desselben; daß die allzu frühe Entwicklung nur eine Wirkung des Treibhauses der Sinnencultur sey. Ältern tragen sich also gar bald mit der schmeichelhaften Meinung des großen Talents ihrer Kinder. Die gesellschaftliche Cultur, welche mittelmäßige Talente erhebt, bestärkt sie noch mehr darin.

Ihre Kinder sammeln die meisten Kenntnisse in Gesellschaften, und für dieselben. Überall nur Schein, selten Wirklichkeit; zusammengeraffte Worte, ohne deutliche und bestimmte Begriffe; Behauptungen ohne Gründe; viel Gelerntes zur Parade, und wenig Weisheit. Ein Kind erhält also gar bald den Nahmen eines vortrefflichen Kopfes. Durch die hohen Meinungen, welche Ältern dem Kinde unmöglich verbergen können, durch den Schein, womit man in Gesellschaften eine glänzende Rolle spielt, bethört, hält man sich selbst für groß, und die Arbeit der langsamen Ausbildung seiner Talente für überflüssig. Selbst die Anlage zu Intriguen verwechselt man mit männlicher Geschäftsklugheit. Nun kommt der Mann aus seiner Studierstube oder seinem Geschäftszimmer — wie hölzern! wie langsam! wie mit sich selbst verlegen! — Wie weit entfernt von dem muntern, witzelnden, allenthalben umhertändelnden, und nirgends verweilenden Tone der Gesellschaft! Die Einsamkeit, die ewige Entwicklung und Zusammensetzung seiner Begriffe, die ganz entgegengesetzte Beschäftigung machen seinen Umgang ganz bleyern. Er geht wieder — ha! welch ein Gelächter! welche Anmerkungen, daß der Mann so gar nicht zu genießen sey! Die Kinder hören es, schreiben sich's tief in ihre Seele, und wissen gar bald feine Schlüsse auf ihre Lehrer zurückzumachen. Es entsteht

steht endlich eine Alles wegwerfende Selbstgenügsamkeit, und gar die Meinung, die sich hie und da, und gar zuweilen in unsern Schriftchen zu erkennen gibt, als sey man wirklich eine höhere Art von Geschöpfen, ausgerüstet mit größern Talenten, als die übrigen Menschenkinder. Und wenn man diesen noch Etwas beylegt, so ist es Fleiß — kurz, man blickt auf sie gerade so herab, wie ein Frankreicher auf den arbeitsamen Deutschen. Eben darum hält man sich aber auch von Natur schon freygesprochen von trockner Geschäftigkeit, und berufen, den Mangel derselben durch Geschäftsklugheit zu ersetzen. Dieß Vorurtheil der Erziehung dem so sehr erleichterten Wege zu Ehrenstellen beygesellt, läßt sich mehr sagen, um es begreiflich zu machen, daß schon die Erziehung schief geht, und der Staat seine Rechnung unmöglich dabey finden kann? Wer wird, wer darf es läugnen, daß Männer aus diesem Stande aufstehen, die diese Vorurtheile besiegen, und ein Ideal von Vollkommenheit darstellen, zu dem sich nichts mehr hinzusetzen läßt. Allein diese Ausnahmen ihres Geschlechtes, eben weil sie das sind, werden von ihnen als Ausartungen verachtet. Man verspürt an denselben überall Pedanterey und verschobene Züge, woran man sich lustig macht, damit ja der Abscheu gegen jede auszeichnende Geistesbildung recht groß wird. Kurz, die Erziehungsanstal-

ten werden so bloße Formalität und Prunk. Die Jahre gehen herum; die Zeit, Früchte zu zeigen, rückt herbey; und dann fehlt es allenthalben, und man sieht sich gezwungen, sich an Männer aus der arbeitsamen Classe zu wenden.

Wie läßt sich aber nun erwarten, daß gerade diese, schon lange durch Verhältnisse ihrer Lage schel auf so viele Privilegien sehend, jetzt nicht mit gedoppelter Schärfe über die ersten herfallen, und ihre Unzufriedenheit im vollem Maße ausgießen! Wie läßt sich's denken, daß sie hierin eine Mäßigkeit beobachten, da man anderer Seits manchmahl nicht so viel Klugheit hat, seine Schwäche mit Herablassung und zuvorkommender Gefälligkeit zu decken, und den Unwillen oder Neid zu besänftigen; sondern gar durch ein sprödes, zurückgezogenes Wesen, durch gewisse Entfernungen ihn noch reitzt! Wie läßt sich's vermuthen, daß nicht der reichere, aber, außer dem Nothfalle, mit Gleichgültigkeit angesehene, und mit einem genau abgemessenen Kopfnicken begrüßte Bürger im Vollgefühle seines Geldübergewichts auch genauere Untersuchungen anstelle, und jenen Kritiken und Satyren, welche über den Werth des Standes selbst, und den G. und seiner Vorzüge herfallen, mit Vergnügen zuhöre!

Ich mag nicht wiederhohlen, was gereimt und ungereimt, in Satyren und im Ernste, in allen Sprachen

und Werken, und allerley Formen gesagt und wiederhohlt wird. Ich bedaure es vielmehr, daß ein Stand, dem die Welt so große Männer verdankt, der in der Ordnung der Vorsehung gewiß ein Werkzeug zur Bildung der Menschen war, und der noch seinen Nutzen haben kann, nun über Gebühr und mit einem Unrechte herabgesetzt wird, das ich hier öffentlich rügen muß. Ich tadle Mißbräuche; aber ich verwerfe aus Partheylichkeit die gute Sache nicht. Es ist ewig wahr, und ein Ausspruch der Vernunft, gegen den sich nichts einwenden läßt: Die Verdienste der Ahnen sind nicht unser. Jeder hat genau so viel Werth, als er selbst innere Größe und Tugend hat. Aber die Natur, welche allen unsern Vernunftschlüssen zuvorkommt, hat oftmahls ihre Zwecke, die sie zum Besten der Menschen durchsetzt. Sie, die Erzieherinn der Menschen, führt sie am Gängelbande der Phantasie, ehe die Vernunft stark genug ist, festen Schrittes mit ihnen einherzugehen: und auch da noch bleibt die Phantasie die unzertrennliche Gefährtinn der Vernunft. Gelehrte, ihr wißt es, daß die Vernunft ohne die Verbindungsgesetze der Einbildungskraft nichts vermag, so viel Recht auf Unabhängigkeit sie in ihrem Gebiete auch immer hat. Durch diesen Weg legt die Natur unausrottbare Neigungen in das Menschenherz. Die Verbindung der Phantasiebilder ist der Grund der Unver-

wand-

wandtenliebe, die zur Erziehung des Menschengeschlechts, zur wechselweisen Unterstützung, zum Anbaue der bürgerlichen Gesellschaft so unentbehrlich ist. Sie geht nicht nur von den Voraltern auf die Nachkömmlinge herab, und steigt von diesen auf jene zurück, sondern verbreitet sich auch auf die Seitenverwandten. Je mehr die Menschen sich vereinigen, desto besser zum Naturzwecke. Dieser ist auch dem Moralisten heilig, welcher nicht umhin kann, mir die Vorschrift zu geben, daß ich, bey übrigens gleichen Umständen, eher meinem nothleidenden Bruder, als einem Fremden Hülfe schuldig bin. Diese allgewaltige Neigung macht nicht nur, daß der Vater sein Vermögen auf die Nachkommenschaft bringen will; sondern auch, daß er sich bestrebt, einen guten Nahmen zurückzulassen: ein mächtiger Trieb zum Fleiße, zur guten Aufführung, selbst zu großen Thaten. Eben so natürlich ist's nun, sich der schlechten Handlungen seiner Vorfahren zu schämen, und sich des Ruhmes derselben zu erfreuen. Dieser ist mein Eigenthum nicht; aber mit dem Eigenthümer in einer Verbindung zu stehen, und sagen zu können: Mein Ahnherr hat dieß gethan — war jener große Mann — gibt Freude, wie der Gedanke an die Unehre meines Vorvaters mich niederschlägt. Man sage den Menschen immer; daß ihre Kleider nicht sie selbst, und im stoischen Sinne nicht

einmahl ihr Eigenthum sind. Es ist so ewig wahr, so wenig es die Neigung, sie unserm Selbst einzuverleiben, ändern kann. Wenn wir Alles genau, und das Eigenthum mit stoischer Schärfe suchen wollen; so schränkt es sich nur auf die Erzeugnisse unserer Selbstthätigkeit ein, und auch unser Körper, mit allen seinen Vorzügen der Schönheit, Stärke und Gesundheit, ist nicht unser. Sogar unsere feinere Organisation, das Werkzeug des Denkens und der Tugend, das nicht von unserer Selbstthätigkeit abhängt, sondern dieselbe hemmt oder erleichtert, wessen Eigenthum ist sie wohl? Eitle Weise, mit euren ewigen Declamationen! laßt mich nicht weiter dringen! Verehrt doch die Rechte der Vernunft, um die Eitelkeit, welche mit fremden Verdiensten prangt, zu demüthigen; aber mißkennt auch die Gesetze der Natur nicht, welche schöne und gute Handlungen hervorlockt; und wisset, daß es der Vernunft gemäß sey, die Zwecke der Natur vor Augen zu haben! Es kommt hier ganz auf die Wendung unserer Gedanken an. Gefehlt ist's, die Verdienste eines großen Ahnherrn zum Polster seiner Trägheit herabziehen; aber gut ist's, sich zu dem großen Manne, dessen man sich freut, hinaufziehen. Vernunft und Einbildungsvermögen söhnen sich so mit einander aus, und die Menschheit gewinnt. O ihr Edlen unsers Landes! bey deren Anblicke das Andenken der Vorwelt

so

so lebhaft in mir rege wird! warum sollte nicht eben dieses Andenken, warum nicht selbst das Leiden unserer Zeit, und der Tadel, dem ihr jetzt mehr als jemahls ausgesetzt seyd, den Geist eurer Vorfahren in euch erwecken? Diese ragten wie Riesen an Gaben des Körpers, an Stärke, Tapferkeit, Großmuth und Edelsinne hervor; und viele derselben standen als Anwalte der Menschheit da. Ich verehre noch hie und da Spuren eben dieses Geistes der Großmuth, der Wohlthätigkeit, der Tapferkeit, welche unsere Armeen belebt, und auf die Bahne des Sieges führt. Warum sollte es nicht durchaus herrschende Gesinnung werden, jetzt in den Künsten und Geschäften des Friedens das zu seyn, was eure Vorfahren im Schlachtfelde waren? Warum wolltet ihr uns nicht durch Thaten beweisen, daß euer Stand nicht nur in den Jahrhunderten der Barbarey, wo die größere Abhängigkeit der Menschen von der Einbilgungskraft eine größere Anverwandtenliebe und den Adel emporbrachte und begünstigte, wo aber auch diese Anstalten der Natur ihre sehr gute Wirkung hatten; sondern auch in dem Zeitalter der aufgeklärten Vernunft, die nur nach eigenen Verdiensten fragt, und jenen alten Erziehungsanstalten der Natur entwachsen zu seyn glaubt, nützen könne?

Hinweg also mit jener überspannten und kurzsichtigen Adelsverachtung, mit der man sich von einer brau-

sen-

senden Nation anstecken ließ; und die ich schon darum verabscheue, weil sie die Mannigfaltigkeit der Stände, die ich für ein großes Triebrad der Thätigkeit betrachte, vereinfachen will. Aussichten auf gewisse Ehrenstellen, ganz gesperrt, erregen zwar bey dem Geringern den Eifer, sie zu verdienen, so wenig, als es die Vermehrung und Erleichterung derselben vermögen: wohl aber thut dieß der Wettkampf mit einem größern oder gleichen Verdienste, unter verschiedenen, auch höhern und niedern Ständen; ein Wettkampf, dessen Möglichkeit die Grundgesetze des Staates allerdings fodern.

Doch, wenn ich auch über das Alles hinausgehe; so kränkt mich wenigstens eine gewisse Unbilligkeit dieser Denkart, die ich hie und da im zweyten Stande antreffe. Da schreyt man über ein hinwegwerfendes und stolzes Betragen, über zu genaue Absonderungen des ersten: und doch begegnet man den niedern Ständen nicht besser. Man schließt sie aus seinen Zirkeln aus, und es ist mit Fracturbuchstaben überall geschrieben: Wer nicht zu uns gehört, der ist nichts. Man klagt über ausschließendes Recht zu gewissen Stellen, über Trägheit, die daraus entsteht, und zernichtet ganz den Werth des Adels. — Männer, die sich dem Vaterlande weihen, dürfen schon diese Sprache führen: aber macht denn nicht eure Familie Ansprüche auf die Verdienste des Mannes, des Vaters?

Ma-

Machen sich eure Kinder nicht Rechnung zu frühern und bessern Versorgungen? Fodern sie nicht gewisse Kirchenstellen für sich? Merkt man nicht oftmahls bey ihnen den Stand des Vaters an der Stirne, an der Weichheit und Schlaffheit der Erziehung, an dem hohen Tone, mit dem sie sprechen; an der Dreistigkeit, mit der sie auftreten; an der Trägheit, mit der sie auf dem angewiesenen Posten ihre Pflicht erfüllen? Werden nicht die Kirchengüter der Lohn der Trägheit, der Ausschweifung, und ein Gift, das zu frühe schon die Nerven eurer Kinder angreift und abspannt? Enthalten sie nicht die Versuchung, den Beruf auf's Hersagen gewisser Gebethe einzuschränken, den Gottesdienst zu mechanischen Gebräuchen herabzusetzen, und die wesentliche Frömmigkeit ganz zu vernachläßigen? Enthalten sie nicht den Samen zu einem Partheygeiste, der den Unadel, welcher in seine schwere Atmospäre geht, niederdrückt, besonders wenn dieser, in Gemäßheit der Kirchengesetze, sich weigert, aus dem bittern Schlummersafts-Kelche, zum Abschiede vom thätigen Leben, mit vollen Zügen zu trinken? Gibt nicht dieser Mißbrauch der Kirchengüter dem französischen Freyheitsgeiste, der hie und da weht, Veranlassung zum Gespötte, und zu Behauptungen über den Unwerth, die Schädlichkeit und die bessere Verwendbarkeit derselben, die bekannt genug sind, als daß ich nöthig hätte, sie anzuführen?

Wie

Wie sehr thut man also nicht andern Unrecht, wenn man ihnen zur Last legt, was auf uns selbst zurückfällt! Was soll ich denken? wenn ich sehe, daß der Geldadel, der sich im Stillen an den Blößen des einen und des andern Standes ergötzt, nicht überlegt, daß er nicht weniger hochfahrend dem armen Verdienste begegnet; daß seine Erben, blos auf's Geldverdienst der Ältern stolz, zur Lüderlichkeit herabsinken? Ihr, Väter des Armeninstituts! saget, ob die niedrigsten Leute, die vor eure Schranken treten, nicht auf ihre bürgerliche Herkunft, auf den ehemahligen Wohlstand ihrer Ältern sich Vieles herausnehmen, und das Allmosen danach bestimmt haben wollen! Wo ist ein Stand, der sich dünken darf, von diesen Vorwürfen frey zu seyn? Wer ohne Schuld ist, der hebe den ersten Stein auf, um ihn auf den Schuldigen zu werfen! Unbekannt mit uns selbst, und nur auf Andere schielend, gleichen wir Leuten, die, im Finstern herumirrend, sich einander stoßen und schlagen. Kommt ein Licht, so verschwindet der Irrthum und die Unruhe. Ich gab mir Mühe, dieses Licht herbeyzubringen, das, so lästig es manchem Auge gefallen seyn mag, doch die Verirrungen aufheben wird.

Da man aber zeither einander nicht recht kannte, und jeder über den andern wegeilen wollte, um zur Spitze des sinnlichen Vergnügens, des Glückes und der

Ehre

Ehre hinaufzusteigen; so setzte das nichts als Verwirrung ab, welche die Gemüther gegen einander erhitzte. Unzufriedene und Brausköpfe gibt es allenthalben, die sich des Zwistes zu heillosen Zwecken zu bedienen wissen; und die, wie Taschendiebe, bey der Unordnung und dem Gedränge zu gewinnen hoffen. Die Kraft der Religion wirkt schwächer, als in den Tagen der Väter; und wenn das Beyspiel Anderer, und die Grundsätze der Gelehrten gar den Dünkel des Rechtes in die Köpfe bringen; wenn feile Schrifstellerlinge umherschwärmen, wie Simsonsfüchse, mit der Fackel der Aufklärung im fremden Erntefelde; so entstehen allenthalben Besorgnisse eines allgemeinen Brandes. Ich fürchte nichts; ich achte sehr den biedern und vergleichungsweise noch unverdorbenen Charakter des Volks. Was uns am meisten sichert, ist die Menge glücklicher Unterthanen, die sich des allgemeinen Wohls freuen, die im Bewußtseyn, daß sie bey jeder Veränderung verlieren müßten, unsere Verfassung segnen; und die selbst durch die unglücklichen Folgen des französischen Freyheitsgeistes aus der Nähe und Ferne gewarnet genug sind. Da es aber doch Murrköpfe gibt, die selbst aus unvermeidlichen Mißbräuchen Arges ziehen, und die immer über Despotismus, und das Recht schreyen, sich eine bessere Verfassung zu geben; so ist es immer der Mühe werth, hierin einen Leitfaden

rich-

richtiger Grundsätze zu haben, und zu fragen, welche Gesinnungen Vernunft und Christenthum uns hierüber vorschreiben.

II.

Die großen Geheimnisse des Staatsrechts, die man jetzt auf allen Dächern predigt, und die man sich unaufhörlich in's Ohr sagt, laufen darauf hinaus. — Ihr dürft die Staatsverfassung eures Landes ändern, wie ihr wollt. Denn die ursprüngliche und höchste Staatsgewalt liegt in dem Willen der Nation, und beruht auf einem Vertrage. Man darf euch also nicht länger zwingen, in einer Verfassung zu bleiben, die euch nicht mehr gefällt. Und wenn ihr euch doch eine Verfassung geben wollt, so gebt euch keine andere, als eine freye, die euch die gesetzgebende Gewalt zusichert, die euch die Wahl eurer Obrigkeiten überläßt, in welcher alle einander unter dem Gesetze gleich sind, in der ihr euch selbst Abgaben auflegt, und die euch vor aller möglichen Bedrückung frey macht. — Das Recht, sich eine beliebige Verfassung zu geben, und die Vernunftmäßigkeit einer Verfassung nach dem Gesetze der Freyheit und Gleichheit sind also die zwey Grundpfeiler des neuen Systems.

Was den ersten Punct betrifft, so würde ich mich weiter, als es die gesetzten Gränzen erlauben, einlassen, wenn ich den allerersten Grundsatz des Staats-

rechts genauer untersuchen wollte. Man denke sich also immerhin einen zum Grunde liegenden Vertrag, der entweder wirklich einmahl gemacht ward, oder nun erst aus einem schweigenden Einverständnisse gefolgert wird: läßt sich nun schon daraus schließen, man dürfe nach Belieben das alte Staatsgebäude zusammenstürzen? Gilt nun schon Rousseau's Satz: Wer gehorcht, so lange er muß, thut wohl; wer aber das Joch, so bald er kann, abschüttelt, thut besser? — Will man etwa schließen: Beruht die Staatsgesellschaft auf blossem Zwange; so bin ich befugt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; weil niemand, ohne von mir beleidigt zu seyn, das Recht mich zu zwingen, von der Natur, sondern nur von meinem Willen haben kann. Beruht sie auf einem Vertrage der Bürger, so dürfen diese ihn wieder aufheben, so bald sie wollen. — Gesetzt nun, alle Bedingungen, von denen die Ungültigkeit dieses Vertrages nur immer abhangen mag, träfen hier zusammen; der Wille Aller wäre einstimmig, die Vereinigung aufzulösen; die Pflichtvergessenheit des Regenten gäbe gerechte Gründe an Handen, sich von aller Unterwerfung loszusagen; und es fehlte gar nichts, was der schärfste Untersucher des Staatsrechtes nur immer zur Aufhebung des Grundvertrages der bürgerlichen Gesellschaft vorschreiben mag: was hätte man denn so bewiesen? Mehr nicht, als daß uns in

diesem Falle kein Zwangsrecht bände; oder daß kein Mensch befugt wäre, uns zur Beybehaltung der vorigen Verfassung zu nöthigen: aber keines Weges, daß wir nach den Gesetzen der Sittlichkeit recht daran thäten, und von unserm Gewissen die Erlaubniß dazu erhalten könnten: zwey Stücke, welche bey dem Grundvertrage aller bürgerlichen Verfassung nicht weniger, als bey kleinern Verträgen und einzelnen bürgerlichen Gesetzen gar zu leicht verwechselt werden. — Ich habe eine Schuld zu fodern. Ich bedarf der Summe jetzt nicht; und sehe gar keinen Gewinn vor, den ich dadurch machen könnte. Aber die Haushaltung des Schuldners geräth in Verwirrung; oder ich entziehe ihm einen beträchtlichen Gewinn, wenn ich auf Bezahlung dringe! Darf ich? — Nach dem Buchstaben des Vertrages und dem bürgerlichen Gesetze allerdings. Aber nach dem Sittengesetze? — mit nichten. Ich habe Lust, da vor dem Hause meines Nachbarn eine Mauer aufführen zu lassen, einer Grille wegen, oder aus Rache. Den Schaden, welchen ich am Hause des Nachbarn anrichten werde, sehe ich wohl vor; aber ich darf doch? — Ohne Zweifel, spricht der Anwalt, beobachte nur das Winkelrecht! — Aber was spricht der Sittenlehrer? — Du darfst nicht! — Ob sich gleich das Recht zu zwingen, auf das Gesetz der Sittlichkeit gründet; so nimmt es doch nur einen nie-

dern

den Bezirk ein, der von dem zum Theile höhern und größern Gebiete der Sittlichkeit abgesondert wird; woher sich's denn wohl begreifen läßt, daß Handlungen, welche dort frey durchkommen, hier angehalten werden. Gleichwohl ist nichts leichter, als die Täuschung, die Sittlichkeit habe nichts mehr zu fodern, so bald wir dem Rechte zu zwingen genuggethan haben. Die Vorschriften dieses Rechtes, da sie auf unsere Erhaltung gehen, springen uns leichter in's Auge, und sind auch an sich bey weitem klärer, als die Regeln, welche uns die Sittenlehre zu unserer Vervollkommnung im Ganzen gibt. Jene lassen sich daher leichter in's Kleinlichte herabführen; und werden auch wirklich mit so ängstigen Bestimmungen, besonders durch die positive Gesetzgebung, versehen, daß sie die ganze Aufmerksamkeit verschlingen. Die Willkürlichkeit und Menge dieser Bestimmungen ziehen uns so ganz auf sich, und binden uns so sehr an den Leisten des Gesetzbuches, daß wir, an äußerliche Rechte bis zum Aberglauben gewöhnt, die Begründung derselben in der Natur, und die innern Pflichten des Gewissens aus dem Auge verlieren. Gleichwie die Priester der Religion manchmahl über den positiven Dogmen und den Äußerlichkeiten die Religion des Herzens verlernen; so vergessen auch oftmahls die Priester der Gerechtigkeit, wenn sie nicht wohl auf ihrer Hut sind, was

allen

allen Rechten zum Grunde liegen muß, das Gesetz der Sittlichkeit. Dieser Irrthum beschleicht, auch außer diesem Orden, gemeine Köpfe, und hie und da Philosophen; und läßt sich unter diesen nicht nur durch ihren Versuch, die sittlichen Begriffe von der bürgerlichen Gesellschaft abzuleiten, sondern auch bey Rousseau und dessen Freunden aus der Mißdeutung des Grundvertrages wahrnehmen. Es ist gar nicht erwiesen, daß man einen Vertrag, den Grundvertrag der Staatsgesellschaft nicht ausgenommen, nach den Gesetzen des Gewissens als aufgehoben behandeln darf, weil er nach den Bedingnissen des Naturrechtes aufhebbar ist. Sogar wenn wir das Vorhandenseyn eines Grundvertrages bezweifelten, und allenfalls setzten, der Staat gründe sich mehr auf Nothwendigkeit, und die Gewalt der Gewohnheit; so folgte doch noch lange nicht, daß uns das höchste Gesetz der Sittlichkeit sogleich erlaubte, das Werk der Nothwendigkeit und des Herkommens zu zerstören. Hat das Sittengesetz für uns keinen Werth: worauf wollen wir denn eine neue Verfassung gründen? womit dem neuen Vertrage Kraft geben? — Hat es für uns Bedeutung und Werth: wie getrauen wir uns, ohne es zu fragen, die alte Verfassung aufzulösen? Wie viel Bestand und Gedeihen können wir von einer Staatsreform erwarten, der wir die Sittlichkeit zum Opfer bringen, oder die wir wenigstens auf eine moralische Inconsequenz bauen?

Man wird also weiter dringen, und sagen müssen: Das Sittengesetz hat gegen die Aufhebung der Fürstenstaaten, die wir sehen, nichts einzuwenden. Ist denn nicht eine freye Verfassung ein Gewinn für die Menschheit? Gewinn für ihre Vervollkommnung, bey dem geringsten Aufwande? Das wäre also der zweyte Punct, der nun noch zu untersuchen ist — die Vernunftmäßigkeit der nach dem Gesetze der Freyheit und Gleichheit aufgeführten, oder noch aufzuführenden Staaten in dem jetzigen Zeitlaufe. — Die unbefangene Vernunft eines Menschen, welcher einer Staatsgesellschaft zu seiner Vervollkommnung, und selbst zur Entwicklung seiner Sittlichkeit bedarf, und ohne dieselbe nicht wohl leben kann, hat es hier mit zweyen Fragen zu thun: Ist denn wirklich die gegenwärtige Verfassung so übel bestellt, daß es der Mühe werth ist, eine neue zu suchen? Ist die neue, die man uns anbietet, denn wirklich so gut, daß die alte verworfen zu werden verdient?

Nichts ist gewöhnlicher, als die Täuschung über die Mängel der Regierung, und die Billigkeit schreibt uns nirgends so viel Behutsamkeit in unsern Urtheilen vor, als eben hier. Der große Neid der arbeitenden Classen gegen die höhern, deren Leben jene sich als einen Himmel auf der Erde denken, wo Vergnügungen im ewigen Kreislaufe sich die Hände bieten, ohne

nur von ferne zu ahnden, daß diese ihr reiches Maß von Sorgen, Verdruß und eigenen Krankheiten, und Gemüthsplagen in Menge haben;— dabey die Unbekanntschaft mit der Nothwendigkeit nnd dem Werthe einer guten Regierung in Absicht auf Ruhe und Wohlstand des Ganzen, und die Kurzsichtigkeit in Betreff der Menge von Auslagen, die eine große Staatshaushaltung fodert; die Unwissenheit in Ansehung des steigenden Preises aller Dinge, und der daraus fließenden Nothwendigkeit, die Auflagen je zuweilen zu erhöhen — erregten schon zu allen Zeiten das Murren des gemeinen Haufens über Obrigkeiten und Regierung. Kurz, die alte Fabel von dem Aufruhr der Hände und Füße, und aller Glieder wider den ruhig verzehrenden Magen, und die Verschwörung, nichts mehr für denselben zu thun; worauf Schwäche und Unordnung alle Glieder drückte — diese Fabel, wodurch im alten Rom ein weiser Mann das aufrührische Volk zur Vernunft zurückbrachte, ist zur Zeit noch Geschichte. Man nehme noch hinzu die unruhige Hoffnung des Volks, bey jeder Neuerung zu gewinnen; das alte Vorurtheil, daß die Zeiten der Voråltern durchaus besser waren; die Neigung, die Ursache aller seiner Leiden außer sich zu suchen, und alle Unglücksfälle der Zeitläufte, Folgen des Mißwachses, des veränderten Laufes der Handlung, eines Krieges allemahl

der Regierung zuzuschreiben; und die Wohlthaten derselben, die nur stille und langsam beglücken, zu mißkennen oder zu übersehen. Sogar der Übermuth des Wohlstandes, sogar die Gelindigkeit der Regierung, und die lange beobachtete Schonung, die Seligkeit eines langen Friedens — kurz, Glück und Unglück, auch die Wohlthätigkeit der Regierung können eine Quelle des Murrens werden.

Das mag wohl bey'm unwissenden Haufen eintreffen — sagen die heller sehen wollenden — aber wir kennen die Umstände besser! Wirklich sonderbar, daß in unsern letzten Zeiten, auch schon vor dem Ausbruche der französischen Unruhen, das Klagen über Despotismus bey den Gelehrten zur Sitte werden wollte! Ich habe Achtung vor dem Manne, der mit Sachenkunde und Bescheidenheit den Gebrechen der Regierungen nachspürt; auch gebe ich gerne zu, daß das Licht der Zeiten uns da Mängel entdeckt, wo die Vorfahren darüber hinausgingen. Es läßt sich aber auch nicht läugnen, daß die Zahl unberufener Richter der Regierungskunst immer größer wird. Die immer wachsende Sucht, von Allem Etwas zu wissen, oder doch so zu scheinen, diese oberflächliche Weisheit, die Alles mustert und meistert, hält sich besonders an Regierungssachen. Das Herabsinken aller Autorität bey dem immer steigenden Eigendünkel und einer

jugendlichen Neuerungssucht, macht die Menschen unbescheiden, und stimmt sie zu einer Freyheitsliebe, die wider alle Schranken rennt. Die Geniesucht und Romanhaftigkeit, diese charakteristischen Züge unsers Zeitalters, verrücken Tausenden den Kopf. Die Kraftgenie's hassen den Zwang der Regel in Künsten und Wissenschaften, selbst in der Sprache, und setzen ihre Ehre in eine wilde Unordnung. Wie dürfen wir erwarten, daß sie nicht auch gerne die Schranken der bürgerlichen Ordnung durchbrechen, und da überall Despotismus, wie in Künsten und Wissenschaften Pedanterey und Systems-Zwang finden? Kommt vollends eine schwärmerische Romanhaftigkeit dazu, wie sie sich denn oft begleiten, dann ist die vernünftigste Staatseinrichtung von ihrer Wuth nicht frey. Wie könnten wohl Leute dieses Gelichters, Kosmopoliten, oder Mondsbürger, die hier nicht zu Hause gehören, anders urtheilen? Gewohnt, sich in idealische Welten hineinzuträumen, eckeln sie die wirkliche Welt an; geneigt, sich über älterliche und ökonomische Verhältnisse hinwegzusetzen, springen sie auch über die politischen hinüber, die dem Drange ihrer Empfindungen noch im Wege stehen. Gewiß liegt in diesen Ursachen zusammengenommen, die Neigung, über Despotismus zu witzeln und zu vernünfteln, zu spotten und zu seufzen, als ob die Eingriffe desselben immer fürchterlicher würden.

den. Ist eine Veränderung vorgegangen, so fragt sich immer noch: Findet sie sich auf Seite der Regierungen? oder auf unserer Seite, in unserer Denkart, in unsern Sitten? Sind die Gesetze strenger, oder wir eigensinniger durch unsere vermeinte Einsicht, und empfindlicher selbst durch das Übermaß von Verfeinerung, die endlich gar kein rauhes Lüftchen, gar keine Härte mehr dulden mag? Wenn wir die Sache nach unserer Phantasie, oder unserm Gefühle entscheiden, so wagen wir immer den Fehlschluß eines alten Mannes, der fest auf der Meinung bestand, die Sonne habe seit einiger Zeit von ihrer Wärme verloren.

Eine unpartheyische Vergleichung älterer und neuerer Zeiten würde gewiß jeden überführen, daß die Herablassung der Großen zum Niedrigsten im Volke; die Neigung, die Beschwerden zu hören und abzustellen; das Bestreben, die Gesetze zu verbessern, die Gerechtigkeit zu handhaben, die Erziehung zu vervollkommnen, die Wissenschaften zu heben, und für das Glück künftiger Geschlechter zu sorgen; die Achtung vor Menschenwerth und Menschenblut; eine auf Alles, auf Gesundheit, Ackerbau, Handlung sich erstreckende Wachsamkeit in unsern Regierungen zugenommen haben. Selbst die Regierung Ludwigs XVI. in Frankreich war weit schonender und besser, als die seiner Vorfahren, obgleich das Murren unter ihm auf's

höch-

höchste stieg. Nur muß man sich bescheiden, zu gestehen, daß es gar nicht möglich sey, alles auf einmahl abzustellen oder abzuändern, was zu tief eingewurzelt ist, als daß man so leichterdings könnte. Doch ich will den Regierungen unserer Zeit keine Lobrede halten, und in Ansehung der Deutschen Verfassung nur dieß hinzusetzen, wie sehr sie bürgerliche Freyheit begünstige.

Ich werde hier gar nicht in Anschlag bringen, was man von den höchsten Reichsgerichten, und der Möglichkeit, da sich Gerechtigkeit zu verschaffen, längstens sagte. Ich meine hier einen andern Gerichtshof, der im Stillen mehr wirkt, als die höchsten Reichsgerichte — die Achtung gegen ein großes Publicum. Diese Achtung sehe ich für die beste Schutzwehre der Freyheit an; und kein Nationalconvent, keine aristokratische Beymischung auf der Welt, hält Monarchen so sehr in Ordnung, als ein großes Amphitheater voll einsichtsvoller, tugendhafter und edler Männer, welche Alles beobachten, erforschen, und ihre Urtheile entweder sich in's Ohr, oder auch so laut sagen, daß es Tausende hören. Zu weitschichtige Staaten taugen in dieser Absicht weniger, und befördern in so ferne leichter den Despotismus. Die Regenten daselbst haben zwar ein größeres Publicum, welches die Augen auf sie zukehrt; allein das auswärtige freyer urtheilende

Publi-

Publicum liegt ihnen zu weit entfernt; und sie gerathen gar leicht in die Versuchung, sich überhaupt um die Achtung anderer, die sie allzu tief unter sich sehen, wenig zu bekümmern. So war es möglich, daß der Römische Despot Commodus befahl, seine Schandthaten in die Jahrbücher der Geschichte zu setzen. Auf der entgegenstehenden Seite, befinden sich zu kleine Beherrscher, welche in geringer Verbindung mit der großen Welt stehen, und leicht übersehen zu werden glauben, in eben demselben Falle. Die Scham regt sich in uns hauptsächlich vor höhern, oder uns gleichen, oder doch nicht allzu ungleichen Zuschauern. In einem Staate thut schon die Stufenfolge der Stände, die sich von unten bis zum Throne hinaufhebt, sehr viel, um die Regierung zu mäßigen; und ein Despot arbeitet gerne dahin, die Kluft zwischen sich und dem Volke immer größer zu machen, und übertrifft darum oft durch Unterdrückung des Adels die Wünsche unserer Demokraten. Mehrere Staaten beurtheile man nach eben diesem Gesetze: wie vortheilhaft wird dann nicht der Schluß für Deutschlands Verfassung ausfallen! Die Eidgenossenschaft unsers Vaterlandes bildet eine Gruppe, worin große, kleine und mittelmäßige Staaten sich sanft in einander verlieren, und worin die kleinsten durch die Gesellschaft, in welche sie gezogen werden, sich erheben, und die größten sich herablassen;

wo, bey aller Verschiedenheit, Denkart und Sprache Eins sind; wo die Natur des Bündnisses die Achtsamkeit schärft; wo der Zusammenhang sich durchbrechender und von einander abhängiger Länder die Nachrichten leicht über die Gränzen hebt, und der freyern Beurtheilung übergibt; wo eine Menge Zuschauer auf vielen Höfen und Akademien, in Städten und auf Landgütern zum Lobe oder Tadel bereit steht; und wo das tausendzüngige Gerücht durch Posten und unzählige Buchdruckerpressen unermüdet spricht: und nun urtheile man, ob ein Fürst, der seine Ehre liebt, in Deutschland so willkürlich handeln werde, als anderswo, und ob er in Ansehung seiner Ehre nur gleichgültig seyn könne!

Dazu kommt noch, daß im Durchschnitte die Kleinheit der Staaten und der Hauptstädte die Sitten reiner, und die Religion ungeschwächter erhält, die Übersicht im Ganzen erleichtert, und es möglich macht, daß auf Erziehung und Bildung der Menschen um so mehr gewendet werden kann, je mehr die Pracht und Schwelgerey dabey verlieren. Ein unverdorbenes Volk hat aber auch weniger Ursache, sich vor Unterdrückung zu fürchten, so wie verdorbene Nationen, was Sie selbst aus meinen gehaltenen Reden werden schließen können, den Despotismus befördern. Kurz, Deutschlands Verfassung hat wenigstens auf dieser Seite sehr

viel

viel für sich, daß es die willkürliche Unterdrückung erschwert, und die bürgerliche Freyheit begünstigt.

Doch das brauche ich Franken, welche schon lange durch Mäßigkeit und Gelindigkeit ihrer Fürsten so glücklich sich fühlen, nicht erst zu sagen. Rousseau in seinem berühmten Werke, worin er der französischen Constitution vorgearbeitet hatte, setzt die wachsende Bevölkerung als ein Zeichen einer guten Regierung an. Könnten seine Anhänger die Zahl unsers wachsenden Volkes, und, was noch hinzukommen muß, den wachsenden Wohlstand des größern Theils mit unpartheyischem Auge sehen; sie würden sich ihrer Grundsätze schämen. Selbst die rasende Partheylichkeit benachbarter Demokraten, welche an den besten Regierungen der Erde Flecken findet, schleicht schweigend, mit verbissenem Unwillen, wie es scheint, vor unserm Staate vorüber.

Gesetzt aber, die Unzufriedenheit treibe ihre Foderungen auf's äußerste; sie finde hie und da noch Mängel; oder sie spreche unserm Glücke, das vom Zufalle einer Wahl oder Erstgeburt abhange, die Beständigkeit ab, und schmeichle sich mit der Vorstellung, daß eine neue, die man uns nach dem jetzigen Schnitte anbietet, besser und dauerhafter sey, als die alte: so wird diese Vorstellung, bey genauerer Ansicht, als ein Traum erscheinen, von dem wir mit Angst zurückfahren werden.

Ja,

Ja, eine Republik, aus Rousseau herausgenommen, nenne ich einen Traum, eine Platonische Republik; gut genug für ein metaphysisches Paradies, aber nicht für Menschen dieser Welt, denen sie doch Rousseau zudachte; es müßten denn Wilde seyn, die sich erst aus seiner Thiermenschheit losgerissen hätten. Ein Haufe Jäger oder Ackersleute, Menschen, deren Bedürfnisse einfach und leicht zu übersehen, und die sich einander an Einsicht, Geschicklichkeit und Vermögen, oder vielmehr an Armuth beynahe gleich sind; die eben darum keine Verstellung brauchen, und denen es nur darum zu thun ist, in ihren Unternehmungen einen Führer zu haben — solche Leute sind im Stande, sich selbst zu regieren, und ehrlich genug, den gemachten Gesezen gemäß zu handeln; und also auch fähig, einen freyen Staat vorzustellen. Das ungefähr waren die Republiken zu Athen und Rom im Anfange. Haben aber die Ausbildung und Verfeinerung einmahl eine beträchtliche Höhe erreicht; dann wird die Zusammenstimmung Aller zur Gesetzgebung immer mehr eine Unmöglichkeit und bloße Formalität. Der Gegenstand der Gesetzgebung wird mit dem Wachsthume der Künste, des Handels, der Wissenschaften, der Vermannigfaltigung des Eigenthums, mit der Vermehrung der Betrüge und Ränke immer ausgebreiteter und verwickelter. Die Regierung wird Wissenschaft;

die Ungleichheit der Kenntnisse hingegen immer sichtbarer. Die Selbstregierung verliert sich also immer mehr, und der klügere Theil führt den einfältigen, der lieber hintergangen als gezwungen seyn will, hinter sich her. Es werden also, sie mögen nun diesen Nahmen haben, oder nicht, Repräsentanten sich darstellen, besonders bey einem großen Volke; die aber ihren Nahmen nur im uneigentlichen Sinne führen, und nichts weniger sind, als was sie scheinen wollen. Denn unmöglich können sie bloß bevollmächtigte Dollmetscher der Gesinnungen des Volks seyn, welches sein Interesse nicht einmahl versteht, welches keinen Plan einer Staatsverfassung oder Gesetzgebung vorzeichnen kann, und mit dem es unmöglich ist, Rücksprache zu nehmen. Das Volk hat also an der Gesetzgebung keinen Antheil, als in so ferne es seine Anwalte wählt. Allein diese Wahl hat nichts mit der Selbstbeherrschung zu thun. Das Volk hängt von der Willkür seiner Anwalte ab. Es wählte diejenigen, auf die es sein Vertrauen setzte; aber was ist denn ein Vertrauen ohne Kenntniß des Verdienstes? Wie kann aber ein Volk ein Urtheil über die Geschicklichkeit eines Mannes zur Gesetzgebung fällen; da eben dieser Gegenstand so weit aus seinem Gesichtskreise liegt? Generäle, Ärzte, Advocaten könnte sich das Volk vielleicht noch mit einiger Schätzung ihrer Geschicklichkeiten

wäh-

wählen; in so weit es auf den glücklichen und oft augenscheinlichen Erfolg derselben sein Augenmerk richtet. Aber woher will es Einsicht in die politische Weisheit eines Mannes erwerben? Aus den auffallenden Wirkungen derselben doch wohl nicht? Bey der Gesetzgebung fallen sie gar nicht so schnell in's Auge, und es gehen viele Jahre vorüber, ehe sie reife werden. Und auch da gehört ein scharfer und geübter Blick dazu, um den Zusammenhang zu finden, und den Erfolg zu würdigen. Wie aber? wenn man nicht einmahl Zeit dazu hat, die Geschicklichkeit seines Repräsentanten aus seinen Thaten zu messen? wenn man nichts vor sich hat, worauf man sein Vertrauen bauen könnte, als einen gesunden Verstand, der wohl für die alltäglichen Vorfälle des Lebens, aber nicht für das Amt eines Gesetzgebers erklecken mag, oder gar nur eine geläufige Zunge, oder die Fertigkeit zu rechnen? und sich doch gedrungen sieht, auf einmahl eine Legion Gesetzgeber zusammenzulesen, mit dem Auftrage, ein neues Staatsgebäude vom Grunde aufzuführen? Nein, eher wird ein Kind im Stande seyn, sich einen Hofmeister zu wählen. Man sage, was man will! Die Einstimmung eines ganzen Volkes zur Gründung eines Staates und zur Gesetzgebung ist, bey einem gewissen Grade von Cultur, ein Unding. Obgleich das Volk keine Fähigkeit hat, seine Stellvertreter mit einiger Einsicht

zu

zu wählen, so werden doch wenigstens die schlauern Köpfe die Wahl auf sich lenken, und in ihrer Zusammenkunft werden es, wie in allen großen Versammlungen, Kopf und Zunge entscheiden, welcher Mann oder welche Parthey dem übrigen Haufen, und durch sie dem Volke Gesetze vorzuschreiben habe. Die freye Verfassung, woraus man so viel Wesens macht, wird also ein leerer Schall, und im Grunde nicht mehr, als eine versteckte Aristokratie, oder vielleicht noch weniger seyn.

Nichts ist zwar hier natürlicher, als die Frage: Ob denn nicht auch die Gesetzgebung über ein cultivirtes Volk die Kräfte der Fürsten übersteige? ob nicht die fähigsten darunter fremden Beystand nöthig haben? ob nicht die untauglichern ganz davon abhangen, und demnach sogar die Wahl ihrer Führer mehr das Werk des Zufalles als der Einsicht sey? Allein nichts ist auch leichter, als die Antwort. Zeigt uns nicht die Geschichte Fürsten, die eigentliche Selbstbeherrscher, so weit es ein Mensch seyn kann, und die Bewunderung der Welt waren? Wo aber gibt uns die Geschichte älterer und neuerer Zeit ein cultivirtes Volk, von dem sich's nicht, trotz aller Anmaßung von Selbstherrschung, behaupten ließe, es sey von Andern geführt worden? Bey Fürsten werden Erziehung und Unterricht darauf geleitet, sie zu ihrem Amte tüchtig

zu

zu machen: wo hat aber der gemeine Haufe Muse uud Gelegenheit dazu? Lassen wir's geschehen, daß auch Fürsten, die vortrefflichsten nicht ausgenommen, nicht nur in der Ausführung, sondern auch in der Gebung der Gesetze von Andern abhangen! lassen wir's genug seyn, daß sie zwischen Rathschlägen, die man ihnen vorlegt, und zwischen den Männern, die sich als Rathgeber darstellen, zu unterscheiden wissen! Mag immerhin daraus folgen, daß Monarchien, wenn wir von der Einheit der Gewalt hinweg, und auf das Mancherley der Einwirkung sehen, und uns nicht durch Worte irre führen lassen, so gut in versteckte Aristokratien sich auflösen nnd herabsteigen, wie Demokratien zu versteckten Aristokratien hinaufsteigen, und sich zusammenziehen. Wohl beyden, wenn es geschieht, und so der lichtvollere Theil der Nationen, oder die Aristokratie der Vernunft das Staatsruder übernimmt, oder leitet! Je mehr ein Regent umherfragt, je mehr er geneigt ist, das Licht, wo es sich nur sehen läßt, zu benutzen, desto besser! desto weniger Willkür und Fürsten-Despotismus! Je mehr ein Volk Neigung hat, sich vernünftigen Männern, die sich ihm als Führer anbieten, zu überlassen, desto weniger Volks-Despotismus. Die Hauptsache besteht nur darin, daß der vernünftigere Theil der Nation überall noch gerade so viel gu-

ten

ten Willen hat, das Beste vorzuschlagen oder zu thun; und die Fürsten oder Völker rechtschaffen genug sind, es zu begünstigen oder geschehen zu lassen; und daß so in vollem Sinne des Wortes die Regierung, was auch immer ihre Form seyn mag, aristokratisch ist.

Allein auf dieser Seite zeigen sich die Demokratien unter cultivirten Nationen gemeiniglich in einem schlechtern Lichte, als die Monarchien. Wenn, was doch dem Laufe der Dinge so ganz gemäß ist, die Verfeinerung nicht in ihren Schranken bleibt, und sich mit Unsittlichkeit, wie ich's schon zeigte, verbindet; wenn sie den Eigennutz emporhebt, und den Patriotismus niedertritt: wo findet sich dann bey'm Volke und seinen Stellvertretern, wären auch alle Bürger geborne Gesetzgeber, guter Wille? Bringt einmahl der Luxus eine große Ungleichheit des Reichthums und der Armuth hervor; steht auf einer Seite Ehrgeiz, und auf der andern feile Niederträchtigkeit; legt man sich auf Bestechungen, auf Künste der Intrigue; arbeitet ein Theil des Volks wider den andern; betrachtet der verdorbenste Theil des Staats, die Hauptstadt, nach Weise des alten republikanischen Roms, sich als König der Provinzen, die er durch ihre Deputirten regieren und berauben will, was Rom so ganz wenigstens nicht that; lauern die Reichen auf Unterdrückung der Armen, oder die Armen auf die Herabsetzung

der Reichen; streiten Künstler wider Künstler, oder Kaufleute; sucht jeder sein Interesse, ohne Rücksicht auf's Ganze: dann erheben sich Partheyen bey den Wahlen und in der Versammlung der Deputirten, deren eine die andere zu überlisten, oder mit Drohungen und Gewalt zu zwingen sucht, es entsteht Aufruhr, die Sicherheit des Lebens und der Güter, der Zweck des Staats, geht verloren. Es wird eine drückende, willkürliche Partheyregierung, oder auch gänzliche Auflösung der Gesellschaft. Nimmt sich's ein solcher Freystaat heraus, auch die vollziehende Macht, so demokratisch als möglich einzurichten: so geht es dann nur desto schlimmer. Das Verderbniß erstreckt sich auch auf diesen Theil. Das Ansehen der vollziehenden Macht liegt danieder, sobald das Volk nicht gehorchen will; oder sie wird ein Spiel des Partheygeistes und des Eigennutzes. Das Elend und Unwesen einer solchen Regierung steht im zusammengesetzten Verhältnisse des sittlichen Verderbens der Nation und ihrer Größe, wodurch die Partheyen desto mehr Nahrung und Stärke erhalten, und die Collisionen des Interesse immer verwickelter werden. Ist eine solche Nation in so hohem Grade intriguant und charakterlos, wie die Personen in ihren Schauspielen — der besten Bildergalerie zum Studium ihres Gemüthes — ist sie sehr lebhaft und veränderlich: dann vermehrt sich das Verderben und

die Unmöglichkeit der Demokratie, in nie zu berechnenden Graden. Nichts kann gedeihen; keine Verfassung, kein Gesetz kann Wurzel schlagen, und sich in Ansehen setzen: alles ist dem Wechsel und den Partheyen unterworfen. Ist gar die Religion, das Band der Gemüther, zerrissen; wird sie als Tand geachtet, als unnütze weggewiesen und gemißhandelt; werden ihre Lehrer dem Hohne preisgegeben; ist man hierin nur den alten Republiken, die man sonst immer von dem äussersten Königshasse bis zur Pike herab copirt, ungleich: so wird die Unmöglichkeit einer Volksregierung nur um so schreyender. Wenn man aber gar sieht, daß ein solches Volk in einem Zustande, der die festesten, durch Jahrhunderte gegründeten Demokratien über den Haufen warf, und werfen mußte, sich erst in das Kinderkleid der demokratischen Form hineinpressen will; wenn man sieht, daß die hinterlistigsten, abscheulichsten, und, um mich ihrer eigenen Kraftsprache zu bedienen, aus Blut und Kothe zusammengesetzten Menschen sogleich unter dem Elende, mit dem die alten Freystaaten ihr Leben endigten, eine neue Republik zur Welt bringen wollen: so weiß man gar nicht mehr, was man denken soll. Oder soll etwa die Republik die Sitten ändern; da erst die Frage seyn muß, ob bey solchen Sitten eine Republik möglich sey? Keine Verfassung der Staaten hält es aus wider die Sitten und

den Charakter des Volks. Wäre die Constitution vom Himmel herab, so lange die Constituenten nichts taugen, kann sie nie gedeihen. Eben die Unbekannschaft mit dieser großen Wahrheit zeigt die Untüchtigkeit zum Republikanismus. Wir können aber eben daraus schließen, daß kein Staat Europens, dessen Sitten über den Punct der Einfachheit hinaus, und dem eben aufgestellten Bilde mehr oder weniger ähnlich sind, nur an eine freye Verfassung denken darf. Die Staaten in Europa, die man für frey hält, sind's darum nicht immer, weil sie den Nahmen tragen.

So sehr man über den Punct der Sittlichkeit hinaussieht, wenn die Rede von Volksregierungen ist, so argwöhnisch schielt man auf Regierungen der Fürsten. Sind die Gesetze noch so gut, so ist das Volk doch immer in Gefahr hintergangen zu werden. Auch die besten Männer sind im Verlaufe der Regierungen, sagt man, umgeändert worden. — Es mag seyn! — Allein entweder ist der Charakter des Volks im Durchschnitte gut, oder nicht. Im ersten Falle wird kein Regent es unterdrücken wollen, oder können. Die Sitten herrschen über Gesetze, und ein Regent hat auch zu viel Achtung vor sein Volk, um es zu wagen. Im zweyten Falle helfen euch alle Mittel nichts. Vertheilt die Gewalt! schränkt sie durch eine Beymischung von Aristokratie oder Demokratie ein! jede Zusammense-

zung macht das Übel ärger. Ihr setzt Menschen zu Hütern eines Menschen! aber wer hütet die Hüter? Je größer der Haufe der Hüter, desto schlimmer! eben weil die Masse des Volkes verdorben ist. Diese Anstalten reitzen nur die Verführungskniffe des Hofes, und die Parthеysucht der Nation. Oder soll das Volk, das eben, weil es böse ist, eines Regenten bedarf, sich selbst regieren?

Wie kann aber ein böser Regent, der sich nicht regieren kann, ein Volk regieren? werdet ihr sagen. Gewiß besser, als wenn ein Volk, das eines Regenten bedarf, sich selbst regieren will. Denn auch der böseste Mann kann doch wenigstens an Andern die Gesetze vollziehen; was ein böses Volk nie an sich thun wird. Nehmet an; ihr fändet euch in der Nothwendigkeit, zwischen einem Despoten, oder einem ausgearteten, oder, was auf Eins hinausläuft, despotischen Freystaate zu wählen; so müßtet ihr, wenn ihr euer Wohl verständet, euch für den ersten erklären. Vergleichet einen Despoten und ein despotisches Volk mit einander, um euch zu überzeugen! Man klagt über den gränzenlosen Hochmuth eines Despoten. — Ist er bey den Kleinsten nicht weit unerträglicher? wenigstens ist er in einem Großen mit einer gewissen Feinheit gemäßigt; bey den Niedrigen aber mit Grobheit versetzt; so, daß man sie mehr fühlt, je weiter man

sich durch alle Classen herabläßt. Der Bediente, der in der Livree seinem Herrn nachtritt, hat oft mehr Hochmuth, als der Herr; er ist gebieterischer und unfähiger, die geringste Beleidigung zu übertragen. Der Hochmuth der Großen mit Klugheit verbunden, richtet so viel Unheil nicht an, als mit Unklugheit vergesellschaftet, wo er zanksüchtig wird. Der Hochmuth der Großen ist mit Edelmuthe verbunden; sie verzeihen leichter, und belohnen großmüthiger. Der Hochmuth der Niedern ist unversöhnlich, undankbar, niederträchtig, wegwerfend. Der Hochmuth des Großen verliert sich mehr in Eitelkeit; und er ist von der Meinung der Menschen abhängiger, und darum nachgiebiger. Der Hochmuth der Niedern ist mehr mit Trotz und Eigensinne verbunden. Die Habsucht der Großen ist daher mit Anstande; die der Niedern mit Niederträchtigkeit und empörender Gewalt vereinigt. Das Mitleiden wirkt bey Großen stärker, als bey'm Pöbel: die Reitzbarkeit derselben erlaubt ihnen nicht so leicht unmittelbare Grausamkeit. Ist der Große bey übler Laune argwöhnisch, so ist's der Kleine nicht weniger, und mit desto mehr Eigensinne. Schon die Grundzüge im Charakter der Großen und des niedern Haufens werden es uns sagen, ob bey einem despotischen Hofe, oder bey einem despotischen Volke die Regierung härter und drückender seyn müsse. Der Edelmann,

der

der das Wort Cassation mit Vergnügen ausspricht, hält seinen Beamten übler, als ein Fürst den seinigen: hingegen behandelt er seinen Bedienten edler, als manche Bürgersfrau ihre Magd. Setzen wir gar einen Staat von vielen Millionen zusammen; erheben wir so viele Sclaven durch einen Sprung zu Sultanen, und sehen wir zu, wie sie sich mit ihrer souverainen Gewalt benehmen werden!

Die äußern Verhältnisse machen den Unterschied noch beträchtlicher. Armuth und Schande sind zügellos; sie haben nichts zu verlieren. Der Reichthum und die Ehre der Großen sind ein hinterlegtes Unterpfand ihrer wenigstens äußerlich guten Aufführung. Wenn dieß im Kleinern schon gilt: warum nicht vielmehr im Größern? Der Despot hat viel, sehr viel auf dem Spiele, seine Krone, sein Leben, wenn er das Volk zu sehr reitzt; seine Ehre bey seinen Zeitgenossen und der Nachwelt, wenn er's zu arg macht; er ist nie ohne Zuschauer. Aber was kümmert sich ein nahmenloser Mensch, der sich in dem Ocean eines Volks verliert, um öffentliche Achtung! er zertritt Staaten und künftige Geschlechter so sorgenlos, wie ein Knabe einen Ameisenhaufen. Von der Ehre oder Schande seines Volkes kommt ein Milliontheilchen auf ihn. Ein Mann, dem ein Fürst ein Geschäft aufträgt, wird, von einer größern Publicitätsscheue getrieben, es mit mehr

Ge-

Genauigkeit verrichten, als das Mitglied eines ganzen dazu ernannten Collegiums: wie viel weniger darf man von einzelnen Bürgern eines Volkes erwarten? Einem Despoten, der nicht aller Sinne beraubt ist, kann seine natürliche Schwäche, wenn er sich als einzeln betrachtet, und die Abhängigkeit von seinen Dienern und Ministern nie ganz entgehen. Verschwenderisch belohnt er daher Dienste, die ihm geleistet werden, und große Thaten im Kriege. Das Volk, seiner Stärke bewußt, sieht Generäle, Obern und Minister als ganz unabhängig von seiner Gnade an, und weiß ihnen für ihre Dienste wenig Dank; chikanirt sie auf eine muthwillige Weise, und ermuntert die Talente sehr wenig. Gesetzt aber auch, der Despot sey seiner Schwäche vergessen und übermüthig; so ist er doch durch das Übermaß seines Glücks gesättigt, voll seiner Größe, und durch Vergnügungen zu sehr zerstreut, als daß er immer darauf sinnen sollte, dem Niedern wehe zu thun. Schonend geht er bey ihnen vorüber, wie der Löwe vor kleinern Thieren. Aber gerade der größte und elendeste Haufe, vom Neide getrieben, arbeitet in einem bösen Freystaate immer aufwärts, den Großen zu stürzen, den Reichen zu verderben, und seines Gleichen zu plagen. Man klagt über die Habsucht und Bestechlichkeit der Minister und Staatsdiener in Monarchien. Ist nicht der Hunger Etlicher leichter zu stillen, als der

Hun-

Hunger Vieler vom Wahlmanne herauf bis zum Deputirten der Nation, zum General und Minister, zur Hauptstadt? Die Minister in der Aufeinanderfolge so veränderlich, wie die Gesinnung des Volkes, stehlen sie nicht gar für die Zukunft?

Aus dem allen ergibt sich's, daß die Klagen, die man wider Despoten mit Rechte führt, auch, und zum Theile noch mehr in despotischen Freystaaten Platz haben. Man schreyt über Abhängigkeit der Despoten von ihren Ministern und Lieblingen. — Ist das Volk weniger abhängig? Wer ihm gefällt, wer sich in seine Leidenschaften hineinstudiert, kann es führen, wohin er will. Wenn's in den Cabinetten Veziere gibt, so haben die Volksversammlungen ihre Demagogen. Der Despot macht ungeachtet des blindesten Vertrauens seinen Minister für ein Unglück, seinen General für eine verlorne Schlacht verantwortlich. Die Athener waren hierin um nichts vernünftiger; und die neuen Republikaner übertreffen gar ihre Muster. Wer das Glück hat, einem despotischen Könige oder Volke zu gefallen, der muß sogleich zu Allem tüchtig seyn. Entspricht er dem Vertrauen nur in einem Stücke nicht; so nehmen sie ihm, wo nicht alle die Fähigkeiten, mit denen sie ihn geschmückt hatten, doch wenigstens die Ehrlichkeit. Der Despot kann ja in seiner Wahl nicht geirrt haben; ein Eigendünkel, der bey'm Volke am

tief-

tiefsten sitzt. Die Processe in despotischen Königreichen sind kurz; in verdorbenen Freystaaten fangen sie gar oft mit der Vollstreckung des Urtheils an. Dort ruft vielleicht ein Tyrann dem Henker zu: Triff ihn so, daß er den Tod fühlt! hier macht der Pöbel den Henker selbst. Zur Zeit, wo Könige das Schicksal der Gefangenen erleichtern, und wo Ludwig XVI. die Menschlichkeit in die Bastille führte; setzten die despotisirenden Frankreicher, nachdem sie jene zerstört hatten, diesen König selbst in eine neue Bastille, worin er auf keine Menschlichkeit rechnen durfte. Man plagte seinen Körper nicht: desto mehr aber sein Gemüth; da man ihn, unter dem Scheine von Menschlichkeit, anfangs noch täglich zu seiner Familie ließ; ohne ihm eine Unterredung mit derselben über seine Angelegenheiten, und eine Herzenserleichterung, nach der man den Durst in ihm entzündete, zu verstatten. Daß aber ja die immer währende Unterhaltung mit seinen gramvollen Gedanken, die wie eine Zentnerlast auf ihm lagen, durch nichts erleichtert würde, verscheuchten die Wächter durch Singen, den einzigen Freund der Unglücklichen, den Schlaf von seinen Augen. Das Mißtrauen, und die Furcht vor jedem Versuche der Freyheit umlagern den Thron der Despoten, füllen die Kerker, und würgen Alles nieder. Das Laster der verletzten Majestät breitet sein Netz überall aus. Furcht vor Despotismus,

und Mißtrauen auf Männer von Ansehen schweben auch über bösartigen Volksversammlungen, und färben die Schaffote mit Blute. Das Gespenst der verletzten Volksmajestät legt überall Schlingen. Die Wachsamkeit, eine rechtmäßige Preßfreyheit zu unterdrücken, sorgt in despotischen Königreichen recht sehr dafür, daß niemand seine Rechte und die Fehler des Staats kennen lerne: und in despotischen Freystaaten thut sie eben das. Die Preßfreyheit zeigt sich da nur in der Frechheit, über Monarchien zu schimpfen, so wie dort in der Erlaubniß, Demokratien herabzusetzen. Auf beyden Seiten finden sich daher auch Staats-Inquisitionen, Spionen, geheime Ankläger. Waren denn die Policeylieutenante sammt ihrem Gefolge im alten Paris dem offenen Manne fürchterlicher, als es jetzt das Heer von Verräthern jedem Gutdenkenden seyn muß? Despoten straften immer gerne mit Gütereinziehungen: und Rechtsgelehrte haben gar das Recht, die Güter religiöser Körper zum Besten des Landes oder der landesherrlichen Casse einzuziehen, zu einem Stücke der höchsten Staatsgewalt gemacht; ob sie es gleich hätten einsehen sollen, daß Erhaltung des Eigenthums Einzelner oder ganzer Gesellschaften — als Eigenthum betrachtet, ist es überall gleich heilig — der einzige, oder doch der erste Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, der sich aus der Natur des Grundvertrages folgern

läßt,

läßt, gar kein Mittel seyn dürfe zu irgend einem fremden, oder doch untergeordneten Zwecke, und daß also kein Regent befugt sey, die Güter irgend einer Gesellschaft, welche fremdes Eigenthum ungekränkt läßt, unter was immer für einem Vorwande einzuziehen; ob es ihm gleich unbenommen bleibt, verhältnißmäßige Beyträge von derselben zur Erhaltung des Staates, wie von andern Bürgern, zu fodern. Confiscationen waren immer die Sache ausgearteter Republiken. Unsere neuen Republikaner schämten sich gar nicht, gewisse Grundsätze des Despotismus hierüber aufzunehmen, sie in Ansehung ganzer Classen von Menschen auf die grausamste Weise auszuüben, viele tausend Familien zu verderben, und, um der Sache doch einigen Schein zu geben, sich aus der Geschichte Allerley von der Ungerechtigkeit, mit der diese Güter in längst vergangenen Zeiten zum Theile erworben wurden, erzählen zu lassen; als wenn diese Art der Untersuchung nicht alles Eigenthum am Ende unsicher machen, oder gar aufheben müßte. Unsere Republikaner klagten bitter über die Raubgierde oder Eroberungssucht, mit welcher Despoten fremde Staaten anfallen. Allein sie werden uns doch nicht aufreden wollen, daß sie zeither bloß zu ihrer Vertheidigung stritten! Hätte es ihnen nur geglückt; statt der Universalmonarchie, welcher die französischen Könige ehemahls nachstrebten, hätten sie

mit

mit den Waffen der Freyheit eine Universaldemokratie errichtet. Jene brauchten doch noch Rechtsgründe, die zwar nicht mehr sagten, als jene des Wolfs in der Fabel, als er dem Instinct, das Lamm zu verzehren, nicht widerstehen konnte; aber doch das Feigenblatt zur Bedeckung ihrer Blöße seyn sollten. Diese hingegen schämten sich so wenig, daß sie auf die ehrloseste Weise einem ihrer Staatsgrundsätze, der ihnen alle Eroberungen untersagt, zuwider handelten, ihr Wort ohne Scheue brachen, unter dem Vorwande der Freyheit unterdrückten, und die eroberten Länder, auf eine auch bey Barbaren und den berüchtigten Räuberrepubliken beyspiellose Art, ausplünderten und verheerten. Gerechtigkeit, Pflicht, Tugend sind allerdings nur glänzende Worte, mit denen man an despotischen Höfen spielt. Der Cardinal-Minister Richelieu stellte gar die Maxime auf: Ernste und gewissenhafte Leute, von niederer Geburt, könne man gar nicht an Höfen brauchen. Denkt wohl ein zügelloses Volk besser? Ein Bürger zu Athen gab seine Stimme zur Verbannung des Aristides, weil dieser sich's einfallen ließ, tugendhafter zu seyn, als seine Mitbürger. Zieht sich nicht in Frankreich jeder Gutgesinnte und Edle zurück, und stehen nicht da die ausgemachtesten Bösewichte an der Spitze der Geschäfte? Huldigt auch das Herz eines Despoten der Tugend nicht; so ist doch manchmahl

Reli-

Religion, oder vielmehr Aberglaube der Faden, der hie und da den Tiger hält. Aber eine millionenköpfige Hyder, einen tugendlosen, und, je nachdem die Zeitumstände sind, auch unreligiösen Volksstaat hält nichts auf der Welt in Ordnung. Aus dem allen läßt sich ohne Mühe einsehen, daß die Wagschale des Volksdespotismus tief unter der des Hofdespotismus herabsinkt. Doch, wenn sie auch mit dieser im Gleichgewichte stände, so würde sie bald durch diese vollwichtige Bemerkung herausgeworfen werden; daß unter Despoten bisweilen ein Antonin oder Marc Aurel aufsteht: verdorbene Völker aber unsterbliche Despoten sind.

Wenn es also gewählt seyn müßte; so würde ich die Staaten des ärgsten morgenländischen Despoten dem schönen Aufenthalt in der Franken-Republik vorziehen. So viel leuchtet jedem ein, daß es leichter ist, Freyheitsbäume aufrichten, als freye Staaten gründen. Für eine solche verkrüppelte Republik ist's eine Wohlthat, wenn sie sich, wie es denn über kurz oder lang geschehen muß, in eine eiserne Despotie verwandelt, welche einem solchen Volke angemessen ist.

Wie weit verfehlt man also das Ziel einer Staatsverbesserung, wenn man, von dem Freyheitsgesange berauscht, sogleich Proselythen so übel ausgedachter Grundsätze werben will! wenn man sich's vornimmt, einen solchen Traum, vor dem man zurückbeben muß,

gar

gar zur Wirklichkeit zu bringen! Ach! kaum, daß jetzt ein Staat aufgelöset werden kann, ohne Erschütterung Europens, ohne Kriege, ohne Zerrüttung einer langen Anarchie — ein so übles Mittel zu einem üblen Zwecke! — Wenn das Ende auch nicht so traurig wäre, so müßte doch der gute Erfolg zweifelhaft, und viel zu theuer für so viele Opfer scheinen. Der Weg geht über rauchende Schlösser, über zertretene Staaten, über verbrannte Städte, über Haufen von Leichen und Ströme von Menschenblute! Wer kann die eigenmächtigen, grausamen, muthwilligen Hinrichtungen, die Laternengalgen, die lumpichten Bettler, an Händen und Kleidern triefend von Blute, die viehischen Spiele mit menschlichen Eingeweiden — doch ich beleidige die Empfindsamkeit meiner Zuhörer! — wer kann den Stillstand der Gerichte, des Gewerbes, den Verfall des Credits, die Vernachläßigung des Ackerbaues, die Entfernung der Fremden, die Zertrümmerung der Statuen, die Zernichtung der alten Denkmahle, die Zerstörung der Bibliotheken mit einer Wuth, die den Gothen und Vandalen fremde war; die Erpressungen und Ausschweifungen der Soldaten, die Anfälle auf die Häuser der Reichen, die allenthalben sichtbare Armuth, Räubereyen, Hungersnoth, Verzweiflung; den verbissenen Unmuth der Redlichen, um dem schadenfrohen lauernden Pöbel nicht zum Opfer zu werden;

wer kann das alles ansehen, ohne Rührung, ohne Zittern? wer muß nicht sein Auge wegkehren, um nicht des Menschengeschlechts zu zürnen? Mehr oder weniger sind alle Völker in dem Falle, solche schauderhafte Schicksale, wie Frankreich, erleben zu müssen, wenn sie thörricht genug sind, gewaltsame Umänderungen des Staats für eine so leichte und wünschenswerthe Sache zu halten. Im Vordergrunde steht Anarchie mit ihren Gräulen; im Hintergrunde, republikanischer oder ärgerer Fürstendespotismus, als der, dem man jetzt ausweichen will.

Die Sprache der vernünftigen Sittenlehre hierüber ist also ohne Dunkelheit. Ich rede aber nur von unsern Staatsverfassungen, auf diesem Grade der Cultur und des Luxus, und von unsern Zeitumständen. Ob aber je unter ganz andern Bedingungen, unter einem Despotismus, der den Zweck des Staates ganz zerstört, oder bey einfachern Sitten, die etwas besseres für die Zukunft hoffen ließen, mit allgemeiner Zusammenstimmung eine Staatsumänderung von einem Volke gemacht werden dürfe? davon war hier die Rede nicht: noch weniger davon, daß das Volk unter allen Umständen einen bloß leidenden Gehorsam schuldig, und also des Regenten wegen da sey; und am allerwenigsten davon, daß nicht einmahl sanfte Mittel durch den Weg der Überzeugung versucht wer-

den

den dürfen, um die Übel einer Regierung zu heben. Alle besondere Fälle lassen sich unmöglich angeben. Das Resultat der politischen Berechnung der Folgen fällt nach Verschiedenheit der Umstände verschieden aus. Der Moralist spricht nur von dem, was in der Regel, oder unter bestimmten Umständen zu thun ist; und gedenkt der Ausnahmen, besonders wenn Mißbrauch zu besorgen ist, nicht gerne. Wenn vom Diebstahle die Rede ist, wer spricht gern vom Nothrechte? Wer von der Selbsterhaltungspflicht redet, wird sich nicht die Mühe geben, einen Unterricht zu ertheilen, wie die Schwimmenden sich in die Trümmer eines verunglückten Schiffes auf der See zu theilen haben.

In diesem Sinne muß auch die Vorschrift, welche das Christenthum hierüber gibt, genommen werden. Ich halte mich an die deutliche Stelle bey Paulus 13. B. an die Römer. Er sagte seinen Christen: Jeder sey der Obrigkeit unterthan. Denn die Macht, die Staatsverfassung ist von Gott und ein Werk der Vorsehung. Wer sich also der Macht widersetzt, der widersetzt sich Gott, und wird verdammt. Der Fürst ist Diener und Statthalter der Gottheit. Seyd also, schließt er hieraus, unterthänig, nicht des Zwanges, sondern des Gewissens halber. Entrichtet Abgaben und Zölle, wem sie gehören! Das sagte Paulus den Christen, die im Römischen Reiche lebten; das sagte

er

er den Römern; das sagte er unter Nero, und zu einer Zeit, wo Ungeheuer der Menschheit auf dem Throne saßen, Tyrannen, mit denen die Despoten neuerer Zeiten verglichen, sehr gutmüthige Menschen sind! — Wie? Paulus lehrt hier leidenden und unbedingten Gehorsam? er lehrt ihn als Gewissenspflicht? er lehrt, daß ein Aufruhr im Staate Aufruhr wider Gott sey? Wie? die Bürger zu Rom, deren Häuser Nero über ihren Köpfen anzünden ließ, um sich das Schauspiel einer großen brennenden Stadt zu verschaffen, wären, wenn sie sich widersetzt hätten, Aufrührer im Staate Gottes gewesen? — Ich bitte Sie, Paulus wohl zu fassen, und der Vernunft in der Auslegung dieser Stelle eben das Recht einzuräumen, welches man ihr bey der Erklärung der Gebote Jesu von der Feindesliebe und Selbsthülfe einräumt? Paulus spricht zu den Christen seiner Zeit, und hält sie vom Aufruhr, wozu so viel Versuchung vorhanden war, zurück, und gibt zugleich eine Regel von sehr allgemeiner Brauchbarkeit. Die Sache kaltblütig überlegt, waren wohl die Christen im Stande, das Schicksal der Römischen Unterthanen durch einen Aufstand zu erleichtern? Die Macht lag eigentlich in der Hand des Soldaten. Der Bürger vermochte nichts, als die Lage nur ärger zu machen. Ging der Aufruhr nur gegen die Person des Tyrannen, so trat ein anderer an des erschlagenen

Stelle, der, um das Unglück seines Vorfahren nicht zu haben, den Soldaten desto mehr schenkte, und verdächtige Familien zu Grunde richtete. Das war wirklich die Geschichte der Zeit: denn an Aufruhr fehlte es nicht; aber das Übel verschlimmerte sich. — Ging der Aufruhr auf eine Staatsrevolution? Was sollte denn aus dem Staate werden? wieder eine Republik? Hätte diese Regierungsform für Römer noch gepaßt, so würde sie sich nicht in eine Monarchie umgeändert haben. Und wer hätte denn auch diese gute Meinung der Christen unterstützt? Der Soldat doch wohl nicht, der bey dieser Verfassung würde verloren haben? kurz, die Sebsthülfe war hier vergeblich. Das Unglück dieser Regierungen gehörte fast so nothwendig zu dem Laufe der Welt, wie ein Ausbruch des Vesuvs, welcher das Herculanum verschüttete. Widersetzung wäre so viel gewesen, als eine Empörung gegen die unvermeidlichen Übel dieser Welt, oder ein Aufruhr im Staate Gottes.

Auch würden die Christen ihrer Religion durch Empörung viel geschadet haben. So voll Aufruhr die Zeiten waren, so sah man doch die Christen nie darein verwickelt, und Tertullian durfte sich dessen rühmen. Den Verfolgungen, welche sie selbst erdulden mußten, setzten sie nur ihr Gebeth, und ihre Gelehrten nur Schutzschriften entgegen. Wir bethen, sagt Tertullian,

für die Kaiser, daß ihnen Gott ein langes Leben, eine ruhige Regierung, Stärke des Heeres, und Treue des Raths und des Volks bescheren möge. So verfolgt uns denn immerhin, ihr Kaiser, schlagt uns an Kreuze, verbrennt, enthauptet uns, werft uns wilden Thieren vor, reißt dem für euch bethenden Christen die Seele aus dem Leibe! — so gehorchte der Christ willig den Heiden, und machte nur da eine Ausnahme, wo Abfall von der Religion, Verläugnung seiner Überzeugung, und das Wegbleiben von dem Versammlungsorte seiner Brüder gefodert wurden.

Kehrte doch dieser Geist des Gehorsams, der Liebe, der Eintracht, der Nachgiebigkeit, Schonung und Duldung, vereinigt mit der heldenmäßigen, aber ruhigen Behauptung seiner unverlierbaren Rechte, bey unsern Christen ein! welch ein Glück für uns und unsere unruhvollen Zeiten!

Vereinigen wir uns also hier vor den Altären, und erneuern wir vor dem Gott der Liebe den unverbrüchlichen Bund der Brüderliebe! Ihr sprecht von Freyheit? Stürzt erst die Tyranney des Stolzes, des Neides, der Habsucht, des Eigendunkels; und dann sehet, was außer euch noch zu thun übrig seyn wird! Ihr sprecht von Gleichheit? Studiert euch in dem Brudersinn der ersten Christen hinein! lernt, daß der Herr und der Diener, der Große und der Kleine, der Reiche

und der Arme, der Weise und der Unweise im Reiche Gottes gleiche Rechte haben; daß wir alle zu einem Vater bethen; daß vor den Augen Gottes kein Unterschied, als der, welcher in der Tugend oder dem Laster liegt, Statt habe; daß wir alle mit dem Titel eines Christen vor Gott erscheinen; daß wir alle im Grabe zur Gleichheit herabsinken werden: dann wird der Unterschied der Stände den einen Theil weniger aufblähen, und den andern weniger erbittern. Möchten diese Gedanken recht sehr in uns aufleben, wenn wir morgen an Einem Tische des Herrn als Brüder uns einfinden! Möchte Etwas von dem brüderlichen Gastmahle der ersten Christen uns dabey zu Sinnen kommen! Möchte doch Jesus selbst, seinen Jüngern, nach Weise eines Morgenländischen Sclaven, die Füße waschend, dabey vor unsern Augen erscheinen, und uns die Lehre zurufen, die er damahls seinen Jüngern gab; eine Lehre, die, wäre sie befolgt worden, Europa seine Ruhe gesichert, und vielen Tausenden Leben und Wohlstand erhalten hätte; eine Lehre, die vergessen genug ist, um wieder gesagt zu werden: — Ich habe euch ein Beyspiel der herablassenden Liebe gegeben. Thut, wie ich, ich sage es euch: der Knecht ist nicht größer, als sein Herr! — Wißt ihr dieß? Wohl euch, wenn ihr auch so handelt!

Sie-

Siebente Rede.

Vorschläge zur bürgerlichen Eintracht und Ordnung.

Die ehrbaren Glieder bedürfen keines Schmuckes. Gott hat vielmehr den Körper so gebaut, daß er dem Gliede, welches vervortheilt zu seyn schien, um so mehr Ehre beylegte, damit keine Zwietracht im Körper entstehe, sondern ein Glied für das andere sorge. 1. Cor. XII. 24.

Paulus bediente sich dieses Gleichnisses, um den Geist der Unruhe, des Stolzes und der Herrschsucht, der sich in der korinthischen Gemeinde zu erheben schien, darnieder zu drücken. Diese Gemeinde war aus zu fremdartigen Theilen zusammengesetzt, aus Gliedern, welche religiöse und politische Verhältnisse zu weit von einander getrennt hatten, als daß sie sich an die Freyheit und Gleichheit, die das Christenthum einführte, hätten gewöhnen können. Der Jude konnte den Heiden nicht als Mitbruder an seiner Seite dulden, und dem Herrn verdroß es, seinen Sclaven zu sich erhoben und an demselben Tische speisen zu sehen. Selbst unter den kirchlichen Vorstehern hatte sich eine

Eifersucht angesponnen, die dem Zwecke, die Gemeinde zu erbauen, sehr nachtheilig hätte werden können. Sie besaßen verschiedene Geistesgaben; aber anstatt zum Wohle des Ganzen, nach dem einem jeden verliehenen Maße von Kräften und Einsichten zusammenzuwürken, suchte sich ein jeder über den andern zu erheben, und sie theilten sich endlich bey dem gemeinschaftlichen Drucke und Gegendrucke in der Verachtung des niedern und gutmüthigen Layen. Diese Trennung der Gemüther war nicht nur für die Gemeinde zu Korinth, sondern für das Christenthum überhaupt höchst gefährlich. Der Stolz und die Eifersucht der angesehenen Glieder unter sich, das lieblose Betragen derselben gegen die übrige Gemeinde griff den noch schwachen und in seinem Wachsthume noch nicht vollendeten Körper in seinen feinsten Theilen an, und hätte die baldige Auflösung desselben zur Folge haben müssen.

Paulus setzte sich diesem Unglücke mit vieler Einsicht entgegen, und wies die entzweyten und gespannten Geister mit Nachdrucke zurecht. „Wir machen, „sagt er, als Christen nur einen Körper aus, wir „seyen Juden oder Heiden, Sclaven oder Freye. Ein „Körper besteht nicht aus einem einzigen, sondern aus „verschiedenen Theilen, die sich alle gleich achtungs„werth und wohlthätig seyn müssen, wenn das Wohl „desselben bestehen soll. Wenn nun der Fuß spräche:

Weil

„Weil ich die Hand nicht bin; so bin ich kein Glied
„des Leibes: ist er nun deßwegen kein Glied dessel-
„ben? Und wenn das Ohr spräche: Weil ich nicht
„Auge bin; so bin auch ich kein Glied des Leibes: hat
„es darum aufgehört ein Glied zu seyn? Wenn der
„ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn
„er ganz Ohr wäre, wo bliebe der Geruch? Gott
„hat vielmehr viele und verschiedene Glieder verei-
„nigt, und einem jeden nach seinem Wohlgefallen sei-
„ne Stelle angewiesen. Wenn sie alle das nämliche
„Glied wären, wie könnte der Körper bestehen? Ver-
„schiedene Glieder sind also wohl zu seiner Erhaltung
„nothwendig. Das Auge kann zur Hand nicht sagen:
„Ich bedarf dein nicht! das Haupt nicht zu den Füs-
„sen: Ich habe Eurer nicht nöthig! Vielmehr sind
„gerade diejenigen Glieder, welche die geringsten und
„schwächsten zu seyn scheinen, die nothwendigsten.
„Wir schmücken ja diejenigen, welche weniger schön
„sind, am meisten, und welche zu entblößen der An-
„stand nicht erlaubt, suchen wir am wohlanständigsten
„zu bedecken. So wird also nach Gottes Fügung je-
„dem Gliede das, was ihm an eigenthümlicher Ehre
„gebricht, durch beygelegten äußern Schmuck ersetzt,
„damit kein Glied das andere beneide, und dieser Neid
„den Bau des Ganzen zerstöre. Auf die nämliche Wei-
„se seyd auch ihr der Leib Christi, und jeder ist an sei-

nem

„nem Orte Glied dieses Leibes. Können alle Apostel, „alle Propheten seyn?“

Die Lage der kirchlichen Gemeinde zu Korinth hat ungemein viele Ähnlichkeit mit der jetzigen Lage der Staaten. Übelverstandene oder aus Rache und Eifersucht übel angewendete Begriffe von Freyheit und Gleichheit drohen alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft aufzulösen. Man sucht den Bürgern Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen ihre Fürsten, Neid und Haß den niedern Ständen gegen die höhern Stände beyzubringen. Mehr als jemahls fodert es also das Interesse Ihrer Aller, daß sie sich zur gemeinsamen Gegenwehre vereinigen, um das Unglück einer nur Anarchie nach sich ziehenden Revolution von den Gränzen des Vaterlandes abzuhalten; daß sie sich zur gemeinsamen Sorge verbinden, auch die entfernten Veranlassungen dazu aus ihrer Mitte zu verbannen. Nur echte Bürgertugend durch alle Classen verbreitet, nur sie allein kann uns gewähren, was wir wünschen, und von dem Unglücke befreyen, welches wir befürchten. Lassen Sie uns also untersuchen, welches die eigentlichen Tugenden eines Bürgers sind, und was besonders in dieser kritischen Lage Rechtschaffenheit und Klugheit von den höhern und niedern Ständen fodern. Dieß ist der Gegenstand der letzten Betrachtung.

Wahrheit! ich soll in deinem Nahmen sprechen: wäge, was ich sprechen soll, mit der Wage deines Heiligthums ab, und lege es mir in den Mund. Ich soll für die gute Sache beyder Theile sprechen: gieb mir Einsicht und Unbefangenheit genug, um ihr nicht zu schaden: gieb mir aber auch Gemüther, die mäßig und bescheiden sind, und es wohl mit sich und dem Vaterlande meinen!

I.

Also welches sind die Tugenden eines echten und wahren Bürgers? Die erste Tugend des Bürgers ist **Gehorsam gegen das Gesetz, Hochachtung, Liebe und Treue gegen den Fürsten seines Staats.**

Keine bürgerliche Verfassung kann ohne Gesetz bestehen, folglich auch nicht ohne Handhabung und Vollziehung des Gesetzes. Nur da ist Freyheit, wo das Gesetz König ist, oder der König im Nahmen und nach den Vorschriften des Gesetzes spricht und handelt. Wären die Menschen eine lautere Vernunft und ohne Leidenschaften; wohnten sie Meilenweite von einander; wären sie nicht durch ihre eigene Bedürfnisse gezwungen, sich einander zu nähern und Wohlthaten zu erbitten und Wohlthaten zu erzeigen; so würden freylich jene gewaltsamen Collisionen unter ihnen nicht entstehen, in welchen jetzt die Macht und Überlegenheit

des Einen zum Nachtheile der Rechte des Andern entscheidet. Aber da dieß nun einmahl die Lage unsers Geschlechtes nicht ist, da die Selbstsucht mehr auf den größern Theil desselben vermag, als die Vernunft: wie werden sie ihren theuersten Schatz, die **persönliche Freyheit**, und die damit verbundenen Rechte retten? wie sich den ruhigen Genuß und Besitz derselben verschaffen können? Es ist nur ein Auskunftsmittel denkbar, und dieß ist die bürgerliche Verbindung. Sie treten als freye, von einander unabhängige Menschen zusammen, und unterwerfen sich einem **Gesetze**, das der Laune und den Leidenschaften des Selbstsüchtigen Gränzen setzt, um der rechtmäßigen Freyheit des andern Raum zu machen: sie lassen sich aus gemeinschaftlichem Interesse diese wechselweise Einschränkung der zügellosen Willkür gefallen, um ihre wesentlichen Rechte in Sicherheit zu bringen: sie vergüten sich endlich dieses Opfer, das jeder dem Wohle des Ganzen bringt, durch die erleichterte Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse und den durch vereinigtes Zusammenwürken erhöhten Lebensgenuß wieder. Ohne den Schutz eines solchen Gesetzes wäre jedermann der Beraubung und Mißhandlung des andern Preis gegeben; seine Unabhängigkeit und sein Eigenthum wäre bald eine Beute der Herrsch- und Habsucht des Gewaltthätigen. Nein! Freyheit ist nur unter dem

Schu-

Schutze eines weisen Gesetzes zu finden; sie ist nur möglich unter der Bedingung des allgemeinen Gehorsams gegen dasselbe. Ja, alle Bürger, große und kleine, arme und reiche sind dem Gesetze unterworfen. Eine Ausnahme machen wollen, hieße sich das Befugniß beylegen, andere mißhandeln, ihre Freyheit beeinträchtigen, ihre Rechte zum Spiele seiner Laune machen zu dürfen.

Hat bürgerliche Freyheit zu ihrer Möglichkeit und Sicherheit des Gesetzes nöthig: so bedarf sie auch eines **Vorstehers**, der für die Befolgung desselben wacht, und den sich gegen dasselbe erhebenden Frevel züchtigt; eines Vorstehers, sage ich, der mit Macht und Ansehen ausgerüstet, gleichsam aus der Sphäre der Gleichheit tritt, um die Gleichheit der Glieder der Gesellschaft zu erhalten: d. i. **Bürgerliche Freyheit kann nur durch eine Obrigkeit erhalten werden**; und diese muß in den Augen des Bürgers so heilig und unverletzlich, wie das Gesetz selbst, seyn. So ist dann dieß die einzige, eigentliche Ungleichheit, die in dem Staate ist, und wer nicht Fürst ist, ist Unterthan.

Thöricht ist es, die Freyheit nur in einer demokratischen Verfassung suchen wollen. Es kommt nicht auf die Zahl, nicht auf die Abkunft der Personen an, die im Nahmen des Gesetzes herrschen: es kommt auf die Gerechtigkeitsliebe und das Wohlwollen des Einzelnen

oder

oder der Vielen an, die das Gesetz vertreten. Das Volk ist in jeder Verfassung frey, in der es gegen die willkürliche Bedrückung und die gefährlichen Launen einer nicht menschenfreundlichen Obrigkeit gesichert ist. Heil dem Lande, das einen weisen und gütigen Fürsten hat, der unter ihm, wie ein Vater unter seiner Familie wandelt, und sein Glück in dem Glücke seines Volkes setzt! Unter ihm wird Freyheit und Wohlstand im Lande wohnen, und Güte und Zutrauen das Band zwischen ihm und seinen Bürgern unauflösbar knüpfen! Liebe und Treue werden sich begegnen, Friede und Einigkeit sich umarmen! Redlichkeit wird aus der Erde sprossen, Billigkeit herab vom Himmel glänzen! Er wird jede Ausdehnung seiner Macht über die Gränzen des Gesetzes für reinen Verlust derselben halten, und das Eigenthum seines Volkes nicht an sich ziehen. Dafür werden ihm die Herzen seiner Bürger huldigen: er wird sich in ihren dankbaren Gemüthern ein unzerstörbares Denkmahl aufrichten, und die spätern Enkeln werden von seinem Nahmen die glücklichen Zeiten benennen!

Die zweyte Tugend des Bürgers ist **Achtung** und **Wohlwollen** gegen jeden andern Bürger. Sie sind sich gleich, und da die Achtung überhaupt ihren Grund in dem Besitze persönlicher Rechte hat; so ist die Foderung derselben wechselweise die nämliche, und sie sind

sich

sich gleiche Achtung schuldig; weil sie nach dem Gesetze und als Menschen gleiche Rechte haben, und gleiche persönliche Würde in einander anerkennen müssen.

Wechselweises Wohlwollen macht ihnen die gleiche Noth und das gleiche Bedürfniß zur Pflicht: denn sie können nur in so ferne Anspruch auf die ihnen unentbehrliche Güte des andern machen, als sie sich selbst zu gleicher Güte für verpflichtet halten. Oder hat wohl jemand als Mensch ein angebohrnes Recht Wohlthaten zu fodern, ohne sie erwiedern zu dürfen? Sind einige Menschen bloß geschaffen, um zu dienen, ohne auf Gegendienste Anspruch machen zu können? andere bloß, um bedient zu werden, ohne zu Gegendiensten verbunden zu seyn? Ist wohl der eine mehr, der andere weniger Mensch und Bürger? So sind also Stolz und Gefühllosigkeit gegen fremdes Elend, Verachtung seiner Mitmenschen, und Mangel an Güte gegen sie Verbrechen gegen die Menschheit, die dadurch in den Geringen und Unglücklichen entehrt wird.

Allein diese Gleichheit wechselweiser Rechte und Pflichten hebt darum die in anderer Hinsicht so heilsame Ungleichheit nicht auf. Diese sowohl als jene ist unzerstörbar tief in der menschlichen Natur gegründet. Hat die Gleichheit ihren Grund in den angebohrnen gleichen Menschenrechten; so hat die Ungleichheit den ihrigen in dem so nothwendigen als wohlthätigen Unter-

ter-

terschiede der Körper- und Geisteskräfte, wodurch einzelne Menschen so weit über andere hervorragen. Ein großer Grad von Klugheit und politischer Einsicht, von Leibesstärke, von Muth und Entschlossenheit, hat immer ihre Besitzer vortheilhaft ausgezeichnet, hat sie über den gemeinen Haufen emporgehoben, und ihnen eine entschiedene Überlegenheit verschafft. Das Volk konnte diesen Glücklichen seine Bewunderung und vorzügliche Achtung um so weniger versagen, je stärker und lebhafter das Gefühl der Erniedrigung und des geringern Werthes war, mit welchem es den Mangel derselben in sich empfinden mußte. Dieß war die erste Huldigung, welche den Großen auf Erden geleistet ward. Wurde noch überdieß der Mann, den die Vorsehung zu einem Großen geadelt hatte, der Wohlthäter und Retter seines Volkes; bediente er sich seiner Vorzüge, um es zu beglücken; machte er sich durch schöne Thaten um das Wohl desselben verdient; so legte es ihm in seiner Mitte bürgerliche Vorrechte bey, zum Beweise seines Dankes und aus dem edlen Triebe, die Tugend zu belohnen. Dieß war die Vollendung jener ersten Huldigung. So wenig also die ursprünglichen gleichen Menschenrechte die Verschiedenheit der Talente, Fähigkeiten und Verdienste ausschließen; so wenig schließt die ursprüngliche bürgerliche Gleichheit die hinzugekommene zufällige Ungleichheit, oder den Genuß

ge-

gewisser Vorzüge und Vorrechte aus, die dem Verdienste gebühren.

Nach diesem Gesetze der sittlichen Welt gab es oder gibt es vielmehr unter allen Zonen Adel; und es wäre im Ganzen ein Unglück für unser Geschlecht, wenn dieß Gesetz zerstört, oder in seiner Würksamkeit gehemmt werden könnte. Hätten wir alsdenn nicht Ursache, mit der Natur zu rechten, wenn sie so eigensinnig seyn wollte, in unserm Jahrhunderte keine so große und edle Menschen mehr, wie ehemahl hervorzubringen? Nein, es wird und es muß zum Wohle des Ganzen immerhin Männer geben, die gleichsam der Auszug ihres Geschlechtes sind, und die sich durch große Talente und uneigennützigen und wohlthätigen Gebrauch derselben ganze Völker verbindlich machen; Männer, die durch ungewöhnlichen Muth und Tapferkeit ihr Vaterland bey einem feindlichen Anfalle vertheidigen, oder durch weise Gesetze Jahrhunderte beglücken! Es wird und es muß Männer geben, die von der Natur gleichsam zu Vormünder bestimmt sind, ihre Mitbrüder in den wichtigsten Angelegenheiten zu leiten, und die Verwaltung der Sache ihres Geschlechtes über sich zu nehmen; Männer, die, so zu sagen, den Beruf überkommen haben, denen mit reinem und aufrichtigem Wohlwollen entgegenzukommen, die ihre Unwissenheit und Schwäche zwingt, sich ihnen in die Hände zu werfen.

fen.

fen. Werden sich aber nicht auch die Völker, so lange sie tugendhaft sind, verbunden halten, diesen Helden und Wohlthätern ihres Vaterlandes ihre ganze Verehrung zu beweisen? Werden sie sich nicht bestreben, ihnen ihren Dank auf eine ausgezeichnete Weise an den Tag zu legen? ihnen nicht besondere Vorzüge unter sich einräumen, nachdem sie sich so viele Verdienste um das gemeine Beste gemacht haben? Werden sie nicht großmüthig genug seyn, ihr Andenken noch in ihren Enkeln zu ehren, ihre Verdienste noch in ihnen zu belohnen? nicht eifersüchtig auf die Ehre, die Würkungen ihrer Dankbarkeit eben so weit erstrecken zu lassen, als die Würkungen der edlen Thaten reichen, die sie verrichtet haben? Freuen sich denn nicht auch ihre Nachkommen noch des Glückes, das ihnen durch sie geworden ist? Welche Belohnung des Mannes ist süsser, als jene, welche seine Familie, sein ander Ich, mit ihm genießt? als jene, die ihm im Leben noch die frohe Aussicht öffnet, das Glück der Seinigen fest von sich gegründet und Jahrhunderte hinab bestehen zu sehen? Ist dieß nicht des Vaters sehnlichster Wunsch, und können die Nationen Bedenken tragen, ihn zu befriedigen? Werden nicht Helden von Helden gezeugt? Geht nicht gewöhnlich der Geist großer Väter auch auf ihre Kinder durch die glücklichere und veredeltere Organisation und die bessere Erziehung, die sie genies-

sen

sen, d. i. durch die erhabnern Gesinnungen, die ihnen von Jugend auf in die Seele gelegt werden, durch den Durst nach edlen Thaten, der in den Jünglingen schon rege gemacht wird, über?

Allein werden sich einst diese oder ihre noch spätern Abkömmlinge der erhaltenen Vorzüge zum Nachtheile der Völker, vielleicht gar zu ihrer Unterdrückung, bedienen wollen? zur Unterdrückung derjenigen Völker, die gerecht genug waren, die hervorstechenden Verdienste ihrer Großväter anzuerkennen und zu belohnen? Werden sie nicht eben so gerecht seyn, um fortzufahren, ihnen wohlzuthun? nicht mit stäter Dankbarkeit genießen, was ihnen Dankbarkeit beygelegt hat? Oder sollten sie, stolz auf die ererbte Ehre, ihre Mitbürger verachten, durch derer Achtung sie doch geworden sind, was sie sind? Nein, sie werden sich nie entfallen lassen, was einst ein Römischer Feldherr *), den das Volk aus seiner Mitte gewählt hatte, zur Rechtfertigung seiner Wahl sagte: „Es ist eine und „dieselbe Menschennatur, die ihnen wie allen Übrigen „das Daseyn gab: nur der Tapferste ist der Edelste, „und es ist weit rühmlicher, sich selbst erst den Adel „zu verschaffen, als den angeerbten zu entehren, und „durch niedriges Betragen zu beflecken. Die Verdien„ste und der Ruhm großer Ahnen, setzte er hinzu, er-

X gies-

*) S. Sallust im Jugurtha.

„gießen sich zwar wie ein Licht über die Thaten ihrer „Enkel, aber auf gleiche Weise über ihre schönen so„wohl, als über ihre niedrigen, und stellen so wie je„ne in einem hellern Glanze, so diese in auffallende„rer Häßlichkeit dar.” Nein, sie werden die Bahn der Ehre betreten, auf welcher die berühmten Männer wandelten, von welchen sie sich nennen: sie werden sich zur Beglaubigung ihres echten Adels bemühen, die großen Eigenschaften derselben zu besitzen: sie werden suchen, ihn durch schöne und gemeinnützige Thaten vom Geschlechte zu Geschlechte wie von neuem zu beurkunden. Oder wodurch anders können sie die Nachwelt überzeugen, daß sie Edle sind? wodurch anders sich als Sprossen eines nicht gemeinen Stammes rechtfertigen? „Man hat kein sicheres äußeres Merkmal, „sagt ein alter Dichter *), den wahren Menschenadel „zu entdecken. Die Natur beobachtet kein stätes Ge„setz in den Geburten: ich sah große Väter nichts„werthe Kinder, und unbedeutende, schlechte Eltern „große, edle Menschen zeugen: ich bemerkte oft Ar„muth am Geiste bey Reichen, und Reichthum am „Geiste bey Armen. Wornach will man also beur„theilen, wer ein großer Mann sey? Nach Reichthum? „Reichthum ist ein sehr zweydeutiger Zeuge! Nach „Armuth? Auch sie hat ihre Gebrechen; sie reitzt den

Mann

*) Euripides in der Elektra.

„Mann zu niederträchtigen Thaten! Nach den Waf„fen? Wer sieht's ihnen an, ob der, welcher sie führt, „Muth habe oder nicht! Werdet ihr nicht weise wer„den, ruft er endlich aus, ihr, die ihr euch vom Wahne „leiten lasset! Werdet ihr nicht vielmehr aus dem Um„gange und dem Betragen, aus den Sitten und Hand„lungen die wahren Edlen kennen und unterscheiden „lernen! u. s. w." Sind also große Gesinnungen, Erhabenheit des Charakters, und Hoheit des Geistes des echten Menschenadels einzige befriedigende Beglaubigung: werden sie derselben entbehren wollen? Werden sie nicht vielmehr ihre edle Abkunft durch diesen sittlichen Beweis über allen Anspruch hinwegsetzen, und der Gefahr zuvorkommen, von irgend einem Zeitalter mißkannt zu werden? Und wenn sie sich dadurch der ertheilten Vorrechte würdig beweisen, werden sie nicht zugleich die Eifersucht der Völker rege machen, sie ihnen zu bewahren? Dann werden sich die Nationen Glück wünschen, nur dem Verdienste ihre Wohlthaten erzeigt zu haben; sie werden sich Glück wünschen, sie nur vom Verdienste genossen zu sehen! Ihre Achtung wird sich in Liebe, und ihre Ehrfurcht in treue Anhänglichkeit verwandeln. Sie werden sich ihrer Großen freuen, und frohlockend sich baden in ihrem Glanze, wie in dem Glanze wohlthätiger Gestirne!

Eine neue Tugend des Bürgers ist Gemeinsinn. Ferne müsse von ihm die Selbstsucht seyn, die ihn in seinen Augen zum Mittelpuncte der ihn umgebenden Schöpfung macht; die ihm die Sprache in den Mund legt: „Mag doch jeder so glücklich seyn, als er will! „wenn es dir wohlgeht, was bekümmert dich das „Wohl oder Wehe der Übrigen?" Nichts ist unwürdiger, als diese Sprache. Wie enge muß nicht die Seele seyn, die einzig nur ihr liebes Selbst fassen, und sich nicht zum allgemeinen Wohlwollen erweitern kann? Wie vernachläßigt von der Natur, wie verwarloset in der Erziehung der Mann, der kein Gefühl für das Große hat, an dem allgemeinen Besten mitzuwirken? der zu schwach ist, seiner Eigenliebe Abbruch zu thun, und nicht ein unendlich edleres Vergnügen in der Beglückung seiner Mitmenschen findet, als in dem Alleinbesitze jedes andern Gutes? Sind wir nicht zugleich Bürger einer sittlichen Welt, deren Glück nur durch gemeinschaftliches Zusammenwirken zu Stande gebracht werden kann und soll? deren Wohl nur durch Vereinigung aller Kräfte und Willen den Elementen der physischen Welt, und durch allgemeine Hochachtung des Gesetzes der gränzenlosen Eigenliebe der Einzelnen abgewonnen werden kann? Ist es also nicht auch Bürgerpflicht, unter Aufopferung seines Privatvortheils das Wohl des Ganzen befördern zu helfen,

und, mit andern Worten, gemeinnützig zu seyn? Oder soll der Selbstsüchtige an dem Glücke, das die Übrigen zu Stande brachten, Antheil nehmen, ohne Hand mit angelegt zu haben? Nein: „Wer das Recht eines „andern antastet, habe das seinige verwirkt; und wer „zur Beglückung des Ganzen nichts beyträgt, sey von „dem Mitgenusse, auf den er keinen Anspruch hat, „ausgeschlossen!" Diese Gesetze, stånden sie auch in keinem geschriebenen Gesetzbuche, enthält der Codex der Vernunft, gegen den keine Verjährung gilt, kein Vorurtheil sich behaupten kann. Wie könnte auch bey entgegengesetzten Gesinnungen das Wohl des Ganzen, das durch wechselweise Achtung und Güte, wie durch ein Band zusammengehalten werden muß, erhalten werden? Wie könnte der Körper bestehen, wenn jedes Glied eigennützig genug wäre, nur für sich, nicht zugleich für alle Übrigen zu sorgen?

Um so größer ist das Verdienst eines Mannes, der der Gesellschaft mehr, als die Gesetze fodern, seine erlaubten Vortheile, seine Ruhe und Gemächlichkeit, sein Vermögen oder gar sein Leben zum Opfer bringt, der also dem Staate mehr Wohlthat erzeigt, als er selbst erhält. Dieß ist das Verdienst der Großmuth, das die Menschen von jeher durch Unsterblichkeit, wie sie die Erde geben kann, durch Denkmähler, zur Ehre dieser Wohlthäter aufgerichtet, durch Verzeichnung ihrer

Nah-

Nahmen in die Geschichtbücher der Menschheit, und das Heidenthum sogar durch Vergötterung zu belohnen gesucht haben. Sollten die Menschen unsers Jahrhundertes weniger gefühlvoll und dankbar seyn können, wenn ihnen eine gleiche Wohlthat erzeigt würde?

Eine Schwester des Gemeingeistes ist die **Vaterlandsliebe.** Warum sollten wir's nicht lieben, da wir ihm so viele große und kleine Vortheile zu verdanken haben? Ist es etwa Tugend eines Mannes, an dem neuen Gebäude seines Nachbars mitzuarbeiten, und sein eigenes Haus zu untergraben? Ist es Tugend eines Mannes, für ein großen Theils idealisches Glück der Erde zu glühen, und kalt gegen seine eigene Geburtsstätte zu seyn? Was so theuer und nur mit dem Umsturze von tausend Familien erkauft werden kann, ist es noch Glück für die Welt? Mit Waffen in der Hand den Nationen die Freyheit aufdringen wollen, heißt das nicht, sie zum Besten haben? heißt das nicht, sie auffodern, die beste Sache, wenn sie's wirklich ist, zu mißkennen; oder sie von sich zu stoßen, wenn sie dieselbe auch nicht schon besäßen? Hinweg mit dieser Ausartung des Weltbürger-Sinnes, der heut zu Tage so viele Köpfe schwindlich macht! Man thue seinem Vaterlande wohl, liefere durch treue Dienste seinen Beytrag zum Wohle des Ganzen, und man hat seine Pflicht als Bürger der Welt erfüllt. Man unterbreche

nur den Gang der stille und langsam fortwirkenden Natur nicht: man weise ihr keine neue Bahn an: man wirke ihr zur Seite, und trage an seinem Orte zur Verbreitung der Sittlichkeit, zur Verbreitung besserer Grundsätze der Erziehung und Politik bey: man suche gründliche Gelehrsamkeit im Werthe zu erhalten, und den Verheerungen des Lasters engere Gränzen zu setzen. Dummheit und Aberglauben verschwinden von selbst, je weiter sich das Reich der Tugend und der Vernunft ausbreitet, und die Sottise schämt sich endlich, öffentlich und bey hellem Mittage aufzutreten. Die sittliche Welt verjüngt und verschönert sich wie die physische, nur sind die Grade ihrer Vervollkommnung erst in Jahrhunderten bemerkbar: der Weise, der nur ein spannenlanges Leben lebt, muß sich bescheiden; er muß sich des eiteln Versuches enthalten, das Gute in einem Treibhause befördern zu wollen. Ihm sey es genug, an demselben redlich mitgearbeitet zu haben, und das Bewußtseyn mit aus der Welt zu nehmen, in der Welt nicht ohne Verdienst um die Welt gelebt zu haben.

Sehen Sie, Hochansehnliche, dieß sind die echten Bürgertugenden, die Tugenden, die dem sinnlosen Fürstenhasse, dem Stolze und der Selbstsucht der höhern, der Unruhe, der Unzufriedenheit und der Neuerungssucht der niedern Stände entgegengesetzt sind.

O möchten wir sie besitzen! wie glücklich würden wir seyn! wie sicher gegen die Unfälle, die andere Staaten treffen!

II.

Wir leben, Hochansehnliche, in einer sehr bedenklichen Epoche; in einer Epoche, wo man allen Haß und Unwillen des Bürgers auf die höhern Stände hinwälzt; wo man ihm laut und im Geheim vorpredigt, sein Wohl könne nicht mit dem Wohle dieser beyden Stände bestehen, und an ihrer Seite aufblühen; wo man sich des elenden Gassenvolkes, das immer unruhig ist, und selbst nicht weiß, was es will, bedient, um alle Verfassungen über den Haufen zu stoßen, und die noch nicht geprüften Grundsätze einer neuen Philosophie und Staatskunde geltend zu machen.

Sprich nicht, Bürger, dieser Krieg gilt bloß dem Adel und der Geistlichkeit. Durch die Art, wie er geführt wird, ist er dem wohlhabenden und mittelmäßigen Manne deines Standes gleich gefährlich. Dein Eigenthum ist unsicher: Ackerbau und Künste liegen darnieder: die Wissenschaften wandern aus: Sittlichkeit und Religion sind im Verfalle: die Gerechtigkeit wird nicht gehandhabt: die Ruhe in den Familien wird zerstört: das Mißtrauen unter den Bürgern auf das höchste gespannt: die Zügellosigkeit nimmt überhand: die Schätze der Staaten werden ausgeplündert:

der

der Pöbel wird des Gehorsams gegen die Gesetze entwöhnt, seitdem man ihn zur Gesetzgebung zog: die schlechtesten Menschen, welche die alte Gerechtigkeit gebrandmarkt hat, steigen empor, und despotisiren die angesehensten und tugendhaftesten Bürger: und du glaubst, die Umwälzung, die allen Staaten von Europa droht, sey bloß den höhern Ständen gefährlich? Nein, sie ist den höhern wie den niedern, sie ist allen gefährlich. O daß sie sich alle verbänden, das Unglück einer solchen Erschütterung von außen abzuhalten, und ihm von innen zuvorzukommen: ihr gemeinschaftliches Interesse fodert diese Verbindung! daß sie Stolz und Eigennutz, Neid und Eifersucht aus ihrer Mitte verbannten: denn hier hat das Übel seinen Sitz: dieß ist der Sauerteig, der die Masse der Nationen in Gährung versetzt! Nur Friede und Eintracht, Wohlwollen und wechselweises Zutrauen, Großmuth und Güte von Seite der höhern, Bescheidenheit und Billigkeit von Seite der niedern Stände werden auf immer unser glückliches Vaterland von diesem Unfalle retten.

Zuerst also: Was fodert die Klugheit bey den jetzigen kritischen Zeitläuften von den höhern und aufgeklärtern Ständen? denn sie als der weisere und bessere Theil der Nationen müssen entweder die ersten Schritte zur Annäherung oder zur Verhütung einer künftigen Spannung thun. Die Klugheit wandelt

gerne

gerne und am zuversichtlichsten an der Seite der Pflicht: Rechtschaffenheit war doch von jeher die beste Politik. Sollten wir also nicht heut zu Tage mehr als jemahls echte Bürgertugend üben! nicht Bürger im Herzen seyn, wenn wir's gleich nicht in der öffentlichen Zählung sind? Wir haben nie aufgehört, es zu seyn; nie aufhören können, es zu seyn. Sind wir nicht immerdar Bürger des ursprünglichen sittlichen Staates, den die Menschheit bildet, geblieben, wenn wir gleich aus der Reihe dieser oder jener bürgerlichen Verbindung getreten sind? Wohlan! wir wollen durch Thaten zeigen, daß wir vom brüderlichen Wohlwollen und den Gesinnungen der Gleichheit durchdrungen sind! Wir wollen den niedern Ständen das, was wir vor ihnen voraus haben, in besondern Wohlthaten wiedergeben, und durch eigene Verdienste um ihr Wohl das Gehässige der Ungleichheit tilgen! Wir wollen uns denen, über welche wir von der einen Seite so weit erhaben sind, von der andern Seite um so mehr nähern: kurz, wir wollen thun, was Paulus den Korinthern unter der Hülle des Gleichnisses zu thun empfiehlt. „Die „schwächsten Glieder, sagt er, sind die nützlichsten „und nothwendigsten: die ehrbaren bedürfen keines „Schmuckes. Wir ersetzen ihnen den Mangel der „Schönheit durch die schönere Bekleidung, womit wir „sie zieren, und söhnen dadurch die Glieder unter sich

aus,

„aus, damit kein Neid unter ihnen entstehe, der de„nen, die beneiden, und denen, die beneidet werden, „gleich nachtheilig ist." Thun wir dieß; dann wird Haß und Mißtrauen, Neid und Verbitterung auf Jahrhunderte verschwinden: das Wohl unserer Enkel wird unerschütterlich gegründet seyn, und wir werden einen entscheidenden Sieg über unsere Verläumder davontragen.

Ja, lassen Sie uns Bürger im Herzen seyn! Diese Gesinnung adelt noch heut zu Tage; so wie sie einst unsere großen Ahnen aus dem Staube emporgehoben hat. Wenn der Grundsatz wahr ist, daß jede Sache am sichersten durch diejenigen Mittel erhalten werde, wodurch sie hervorgebracht ward; haben wir nicht Hoffnung, durch sie das Ansehen, das uns jene hinterlassen haben, am sichersten zu bewahren? Das Gesetz müsse also fernerhin zwischen uns und dem Niedersten im Volke keinen Unterschied machen. Gebietet es uns nicht; so ist die Ehre um so größer, wenn wir ihm aus eigener vernünftigen Entschließung gehorchen, als wenn es uns geböte. Die Großen stehen zwischen den Fürsten und dem Volke in der Mitte, nicht um mit jenen zu herrschen, sondern um mit diesem zu gehorchen, und als die edelsten Bürger den niedern mit einem Beyspiele voran zu gehen, gegen das keine Ausnahme Statt hat, kein Gedanke der Wider-

setzlichkeit besteht. Durch dieß Betragen erleichtern sie den Fürsten die Last der Regierung, und dem Volke die Last des Gehorsams, und machen sich um jene sowohl, als um dieses ein eigenes Verdienst. Nichts vermindert die Achtung, nichts erschwert die Beobachtung der Gesetze mehr, als der Gedanke, daß es unrühmlich und sclavisch sey, ihnen Folge zu leisten: das Volk beklagt im Stillen sein Geschick, und hält den Gehorsam gegen die Gesetze, so vernünftig er ist, für eine beständige Unterdrückung, in der es sich befinde: ein Vorurtheil, daß es tückisch und boshaft gegen die Regierungen macht, und mit Verdruß und Widerwillen gegen alle obrigkeitlichen Verordnungen und Anstalten erfüllt: ein Vorurtheil, das, je mehr es Schein hat, wenn es edel, ehrenvoll und ein Vorzug des freyen Mannes ist, keine Gesetze anzuerkennen, desto gefährlicher für die Ruhe der Staaten ist: denn alle Volksverführer bedienen sich desselben heut zu Tage, um es aufzufodern, sich frey zu machen, und sich selbst ein Gesetz, auf Gleichheit gegründet, zu entwerfen: ein Vorurtheil endlich, welches nur durch das gesetzmäßige Betragen der höhern Stände, und durch ihre gegen die Gesetze bewiesene Achtung widerlegt werden kann. Gehorchen wird auf ein Mahl in den Augen des Volkes löblich und edel werden, wenn es seine Großen gehorchen sieht; und das gesetzmäßige

Be-

Betragen der höhern Stände wird die niedern vollkommen überführen, daß zwar nicht zügellose Willkür, aber wohl die edelste und des geselligen Menschen allein würdige Freyheit nur in und durch die treuste Erfüllung der Gesetze des Staates bestehen kann.

Kein eigener Vortheil müsse ferner Anstalten, die das Wohl des Ganzen nöthig machte, vereiteln; oder uns gar verleiten, Vortheile aus dem allgemeinen Elende zu ziehen. Vielmehr müsse selbst der Gebrauch unserer Rechte, und der Genuß unserer Vorzüge von der Art seyn, daß er den übrigen Ständen wo nicht Vortheile, doch auch keine Nachtheile bringt; überhaupt aber sey unser Wohl von dem ihrigen nie getrennt. Wenn das Auge, das an dem Haupte befestigt ist, die Füße verachten wollte, weil sie im Kothe waten müssen, es aber in den Gestirnen wandle, und seine Lust an schönen Auen sehe: was würden ihm die Füße erwiedern? Sind wir es nicht, die dich so hoch erheben, die dich von einer Gegend in die andere tragen; indessen du den Schmerzen nicht empfindest, den wir erdulden müssen? Solltest du nicht, wo nicht aus Pflicht, doch aus Erkenntlichkeit und Klugheit für unser Wohl sorgen, uns leiten und uns von deinem Lichte mittheilen?

Man hat in der Vorzeit die höhern Stände von den bürgerlichen Beschwerden losgesagt; Theils, weil man den edlen Sinn, der in ihnen flammte, für die

mächtigste Triebfeder zur Großmuth und für stärker und wirksamer hielt, als den Antrieb des Gesetzes; Theils, weil man ihrer Kräfte und Reichthümer schonen wollte, um jene zu den seltenen, aber desto beschwerlichern Unternehmungen, deren Ausführung der Staat oft nur Wenigen übertragen kann, und diese zu großen und bedeutendern Beyträgen, derer er in kritischen Augenblicken bedarf, aufzubewahren: man hat ihnen das schönste Geschenk, die Freyheit, ertheilt; weil man glaubte, es sey den edlen Menschen eigen, auch ohne Gesetz gesetzlich zu handeln; und weil man mit Recht erwartete, der Drang ihres Geistes werde aus eigener Bewegung mehr zum Wohle des Ganzen wirken, als der todte Buchstabe einer Verordnung fodern könnte. Ihre Thaten hatten dieß Vertrauen verdient: und sollten wir's nicht rechtfertigen?

Seyen wir Bürger im Herzen, und bedienen wir uns unserer Macht und unsers Ansehens nicht zur Unterdrückung und Mißhandlung einzelner Menschen oder ganzer Völker. Weise Fürsten mißkennen die Erhabenheit ihres Berufes nicht, das Wohl der Nationen zu besorgen: sie verabscheuen den Grundsatz, über sie, wie über ein Eigenthum zu schalten, und sie zu ihren selbstsüchtigen Absichten zu mißbrauchen. Wahre Große ehren in dem Geringsten den freyen Mann: denn niemand ist als Sclave eines andern gebohren;

und

und nähren ihren Stolz nicht mit dem Vorurtheile, daß es eine Verschiedenheit der Menschenstämme gäbe, deren einige weniger würdig und edel, und folglich weniger Recht zu leben und glücklich zu seyn hätten, als die übrigen. So viel es Stufen zufälliger Vorzüge über der Linie der Gleichheit gibt, auf welcher die Natur ursprünglich alle Menschen gestellt hat; so läßt sie es doch nicht zu, daß auch der geringste Mensch unter dieselbe hinabgedrückt, mißhandelt, und seiner Rechte beraubt werde. Jeder Verstoß gegen dieß Grundgesetz der sittlichen Welt rächt sich durch einen empfindlichen Gegenstoß, und ein unvertilgbares Gefühl beleidigter Menschenwürde erhebt sich in dem rohen Busen des verachteten und widerrechtlich gedrückten gemeinsten Mannes. In dem Aufstreben des heftigsten Zorns gegen jeden Übermuth und Frevel, in dem Aufwallen der unversöhnlichsten Rache, die in den menschlichen Gemüthern als Wächterinn ihrer Rechte liegt, ist ein unzerstörbares Tribunal aufgerichtet, das nie von seiner Bestimmung abläßt, der unterdrückten Freyheit die Bande abzunehmen, die verletzte Gleichheit wieder herzustellen, und jede Sünde an der Menschheit mit der verdienten Strafe zu belegen. Die Geschichte fast aller Jahrhunderte führt Scenen dieses schrecklichen Gerichtes auf. Allein große und gute Fürsten machen nicht sowohl aus Klugheit, als

viel-

vielmehr aus Tugend keinen Gebrauch ihrer Gewalt, welcher der Freyheit der Nationen nachtheilig wäre. Sie streben nach der Ehre, von ihrem Volke geliebt zu werden, und befestigen ihre Würde durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Güte. Sie werfen keine Bollwerke zwischen den Thron und den zutrauensvollen Schranken des Volkes auf, um sich in beständigen Wehrstand zu setzen; und verabscheuen die Maxime, es arm und unvermögend zu machen, oder in den Zustand der Unwissenheit und Gefühllosigkeit zurückzuwerfen, um es desto sicherer in ihrer Botmäßigkeit zu erhalten. Die Liebe des Volkes ist ihr mächtigster Schutz, und sein Wohlstand ist ihr nicht sobald zu erschöpfender Reichthum. Sie vermeiden allen Schein einer willkürlichen Regierung, und herrschen, um sich der Strenge der Gesetze desto seltener bedienen zu müssen, durch Erziehung, gute Sitten und zweckmäßige Aufklärung desto sicherer. Je weniger der Bürger und Bauernstand eigenthümliche Ehre hat; desto mehr Ehre suchen sie ihm beyzulegen: sie retten ihn von erniedrigenden Bedrückungen, die noch Reste der ehemahligen Barbarey sind; heben die den Geist des Menschen erstickende Leibeigenschaft, wo sie noch Statt findet, auf, und legen ihre Hand in die steigende Schale des Volks, um sie bis zum Gleichgewichte mit der Schale der höhern Stände herabzudrücken. — Weniger wirksam

nach

nach außen, verstärken sie ihre Wirksamkeit nach innen, streben nicht sowohl nach der Ehre, ihre Reiche zu erweitern, als sie durch Beföderung des Ackerbaues und Kunstfleißes blühend und ihre Bewohner glücklich zu machen, und kennen kein Wohl des Staates, als jenes, welches das größt-mögliche Privatwohl, das Wohl der Hütten, wie das der Palläste umfaßt. — Sie suchen, so viel es möglich ist, die Lasten des Staates gleich zu vertheilen, um sie durch diese ebenmäßige Vertheilung Allen zu erleichtern: sie erheben die nöthigen Abgaben auf eine Weise, die weniger drückend und dem Privatwohlstande der Bürger am wenigsten nachtheilig ist, um die Quelle des öffentlichen Reichthumes, indem sie aus derselben schöpfen, nicht zu zerstören, und freuen sich endlich, den Unterthanen die Bürden wieder abzunehmen, deren Auflage das gemeine Beste nicht mehr fodert. — Sie haben ein scharfes Auge auf schleunige und gerade Gerechtigkeitspflege, und lassen ihre Strafgewalt den großen, wie den kleinen Verbrechern fühlen; lassen jene um so weniger ungestraft, je mehr es das Ansehen gewänne, als hätten Personen aus den höhern Ständen einen von der Tugend unabhängigen Werth, an dem sich ihre Verbrechen abrechnen ließen, und als mache die Armuth und Niedrigkeit der gemeinen Leute die an ihnen verübte Gewaltthätigkeit weniger bedeutend. — Sie lassen

sen die Vorstellungen wahrer Volksfreunde vor sich kommen, um nicht einseitig berathen zu werden, oder gar die Einzigen zu seyn, die mitten in ihren Reichen die Wahrheit nicht wissen, und suchen, das wahre Interesse der verschiedenen Stände gegen einander auszugleichen. Sie mißkennen den edelsten und höchsten Beruf nicht, den Menschen Freyheit zu gewähren, und die Gleichheit, die zwischen Bürger und Bürger obwaltet, diese unerschütterliche Grundlage der Gerechtigkeit, auf welche das Wohl der Staaten beruht, zu bewahren. — Solche Fürsten haben, solang ihre Völker so gerecht, wie sie, sind: und wie sollten sie's nicht seyn? den Ausbruch von Empörungen, die gewöhnlich der Empörten eigene Strafe sind, nicht zu befürchten! Der gemeine Menschensinn lehrt es ihnen, daß sie der Fürsten bedürfen, um glücklich zu seyn. Sehen sie in ihnen ihre Wünsche erfüllt; so danken sie dem Himmel für die Wohlthat, die er ihnen zu Theil werden ließ: sie flehen um die Erhaltung derselben, und segnen sich in ihrem Nahmen.

Eben so wenig sind die niedern Stände darüber betrübt, daß die höhern reicher, angesehener und glücklicher, als sie, sind; wenn sie nur neben ihnen auf ihre Weise glücklich seyn können und dürfen. Der gemeine Mann sieht es wohl ein, daß die Menschen nicht in allen und durchaus sich gleich seyn können, daß die

Ver-

Verschiedenheit der Stände, wie die Verschiedenheit der Kräfte und Fähigkeiten, dem Wohle des Ganzen eher zuträglich als nachtheilig sey: nur fodert er, daß man ihm nicht mit Verachtung begegne, daß man in ihm den gleichen Menschen ehren, und nicht aus dem Besitze der ursprünglichen und natürlichen Rechte verdrängen soll. Das Volk beneidet die Großen nicht um Rang und Titel, nicht um ihre Lebensweise mit ihren guten und schlimmen Folgen: es erkennt die höhere Cultur derselben, und ihren darauf gegründeten Anspruch auf die ersten Ämter und Ehrenstellen im Staate an; nur wünscht es, daß es nicht des bloßen Mangels an edler Abkunft wegen davon gesetzlich ausgeschlossen sey, wenn es sich derselben durch Tugend und Wissenschaft, worin es mit ihnen wetteifert, würdig gemacht hat.

Und in der That, heben dann die zufälligen, von den höhern Ständen erworbenen Vorzüge die ursprünglichen Menschen- und Bürgerrechte auf? Sollten die Großen sich nicht im Gegentheile desto weniger erheben, je mehr sie Glück, Geburt und Talente, je mehr sie wohlthätige Fürsten über den gemeinen Haufen erhoben haben? Sollten sie nicht in ihren Grundsätzen und Gesinnungen dem Systeme der Gleichheit um so mehr getreu bleiben, je mehr Vorrechte sie besitzen? Bescheidenheit ist der schönste Zug

in ihrem Charakter, die Krone aller ihrer edlen Eigenschaften. Nichts entehrt sie mehr, als der Hochmuth, und die Schwäche, die er immer zur Seite hat, sich in seinem Glücke nicht mäßigen zu können. Je mehr Versuchungen für sie in den glücklichen Umständen, in welchen sie versetzt sind, liegen, sich zu vergessen und von der Bahn der Gerechtigkeit und Demuth abzuweichen; desto mehr bewährt sich ihre Tugend, desto würdiger zeigen sie sich der Vorrechte, die sie besitzen. O der Mann, der wahrhaft groß ist, genügt sich selbst, und ist nicht eitel: er hascht nicht nach dem Vergnügen, seine Macht in der vorsetzlichen Erniedrigung seiner Mitmenschen zu fühlen. Zu ihm hat der niederste Mitbürger freyen Zutritt, und er behandelt ihn auf eine würdige Weise: er kommt seiner Schüchternheit entgegen, und duldet entehrende Verdemüthigungen nicht. Er verbirgt, oder mäßigt wenigstens im Umgange den Glanz seiner Herrlichkeit, um dem Manne aus dem Volke den Verdruß zu ersparen, seiner Niedrigkeit gewahr zu werden; so wie der bescheidene Reiche mit seinem Vermögen nicht prahlt, um den gegenüberstehenden Armen nicht zu betrüben. Er legt alle Geberden des Stolzes und der darnieder drückenden Verachtung ab. Was soll auch die hohe Miene desselben? Dem Manne, der ein scharfsehendes Auge hat, ist sie die entfernte Anzeige einer Geistes-

schwä-

schwäche und des Mangels an eigenem Verdienste. Und wozu der drohende Blick? Um Ehrfurcht zu erzwingen? Nein, um alle diejenigen, die wir gedemüthigt haben, zu unserer Demüthigung zu vereinigen. Ach! lassen Sie uns die Menschen durch Liebe an uns fesseln, nicht durch Furcht unterjochen: fester, als die Bande der Furcht, sind die Bande der Liebe!

Der bescheidene Große, der auch außer seinem Stande groß ist, läßt dem bürgerlichen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren: er glaubt sich nicht zu erniedrigen, wenn er sich zu ihm herabläßt; denn er hebt es nur zu sich empor. Es hat zwar keine Ahnen; aber seine Einsichten und sein Charakter adeln es, und machen es seiner ganzen Achtung würdig. Sollte er ihm nicht das, was er sich aus fremder Tugend beylegt, aus eigener einräumen? Sollte er in ihm nicht ehren, was der Ehre seines Standes den Ursprung gab? Er läßt ihm nicht bloß den Weg zur Arbeit, er läßt ihm auch den Weg zur Belohnung offen, und ergreift mit Freuden jede Gelegenheit, alles, was an ihm ist, zur Aufmunterung des Diensteifers, der Künste und Wissenschaften beyzutragen. Dadurch gewinnt er den gelehrten Stand, der sich bloß aus Mißvergnügen, vernachläßigt oder vervortheilt zu seyn, an das Volk angeschlossen zu haben scheint.

Der

Der wahre Große ist herablassend und leutselig. Der Mann, der sich erst emporgeschwungen hat, muß fürchten, wieder in seine Niedrigkeit zurückzusinken: er ist aufmerksam auf Kleinigkeiten, ist steif und zurückhaltend, und thut sich Zwang an, um sein neues Ansehen geltend zu machen; allein ihre seit Jahrhunderten befestigte Ehre hat sie dieser schwachen Nachhilfe vonnöthen? Wenn die Leutseligkeit eine Zierde des geselligen Menschen überhaupt ist; so ist sie an dem Grossen eine eigene Tugend, die der gemeine Mann anbethet. Indem der Große durch die Achtung und das Wohlwollen, das er ihm beweist, mehr Zutrauen zu sich, und einen Werth, den er selbst nicht kannte, in seine Seele legt; so erzeigt er ihm eine Wohlthat, die ihn ganz für seine Person einnimmt, und die ihm die süßeste Pflicht auferlegt, seine Verehrung zu verdoppeln. Die Ehre, die ihm zu Theil ward, macht in ihm den Stolz der Erwiederung rege, und der gefällige Große empfängt in diesem edlen Wettstreite zehnfach wieder, was er gegeben hat. O! wie leicht wäre es den höhern Ständen, die Herzen der Menschen zu gewinnen, wenn sie das Glück schätzen wollten, unter der Liebe eines Volkes einherzuwandeln! Das Volk ist wahrhaftig gebohren, Große über sich zu sehen, wie Gottheiten über sich zu dulden; nur müssen sie leutselig und bescheiden seyn; sie müssen, wie die Götter der

Fabel-

Fabellehre, aus dem Glanze treten, der sie umfließt: sie müssen zeigen, daß sie Menschen sind, und daß sie empfinden, was der Mensch natürlich bey'm Anblicke eines seines Gleichen empfindet: dann wird sich ihnen das Volk mit sanftem Zutrauen nähern; es wird sie lieben; es wird sich ihnen zu Füßen werfen. Wenn es sie hingegen nicht liebt; sollte man nicht vermuthen, die Schuld müsse zum Theile an ihnen selbst liegen? sie müssen es nicht der Mühe werth achten, sich liebenswürdig zu machen, oder aufgehört haben, liebenswürdig zu seyn?

Seyen wir Bürger im Herzen, und beweisen wir's durch Wohlthätigkeit und Gemeinsinn! Wohlthätigkeit ist der einzige löbliche und vernünftige Gebrauch, den die höhern Stände von ihrer Macht und ihrem Reichthume machen können; der einzige Gebrauch, der beydes nicht schwächt, der es sogar vermehrt, erhöht und befestigt. Die Dankbarkeit, die sie durch ihre Wohlthaten den niedern Ständen zur Pflicht machen, hält ihrer Eifersucht das Gleichgewicht, erstickt die Mißgunst in ihrem Busen, und benimmt ihnen die Furcht vor Unterdrückung, die in ihnen ein beständiges Mißtrauen unterhält. Sie finden da, wo sie vervortheilt zu seyn schienen, reichlichen Ersatz, und sehen ihre Großen nicht mehr als Feinde, oder als Fremde, die zu ihnen nicht gehören, aber doch auf ihren Unkosten

leben

leben wollen, sondern als Freunde, Wohlthäter und Brüder an. Und wie viele Mittel stehen ihnen nicht zu Gebote, sich das Vaterland, sich einzelne Bürgerclassen verbindlich zu machen? Werden sie jenem nicht in bedrängten Zeiten durch freywillige Beyträge zu Hilfe eilen? Werden sie nicht mit den übrigen Ständen wetteifern, die außerordentlichen Lasten desselben tragen zu helfen; sie, die Vortheile von ihm ziehen, die selbst der lasttragende Bürger nicht zieht? Dem gemeinen Manne liegt im Grunde wenig an jeder Verfassung seines Vaterlandes: denn er lernt sie allemahl nur von der drückenden Seite kennen; aber sie, denen sie von der vortheilhaften Seite allein bekannt ist, werden auch sie gleichgültig seyn können? nicht alles für die Erhaltung derselben thun?

Sollten die höhern Stände nicht bey dem Überflusse, den sie haben, die reichlichsten Wohlthaten unter den armen und bedrängten Volksfamilien ausspenden, um ihren Mangel zu ergänzen, ihr Geschick zu erleichtern, ihren Neid zu versöhnen? Sollten sie ihnen nicht aus Liebe, wo nicht zu ihrer eigenen, doch zu fremder Tugend zu Hilfe kommen, um sie in den Versuchungen der Noth rechtschaffen zu erhalten, selbst zu ihrer eigenen Sicherheit rechtschaffen zu erhalten? Ach! daß sie, die zu glücklich sind, um ihres Glückes froh zu seyn, sie, die kein Übel kennen, als den Eckel

an dem Guten, ach, daß sie das Elend dieser Menschen, die Verzweiflung, die in der niedern Hütte wohnt, wahrnähmen! daß sie die Beklemmung des Vaters, zu dem seine Kinder um Brod rufen, daß sie die Schmerzen der Mutter, die ihre Kleinen leiden sieht, beobachten, daß sie die Unruhe und Betrübniß derselben in ihren trüben und scheuen Blicken bemerken könnten, um zum Mitleid gerührt, weich zum Erbarmen, entschlossen zur Großmuth zu werden! Entschlossen zur Großmuth, die selbst, wenn der Fall eintritt, Verzicht auf Rechte thut, die nach veränderten Umständen dem Volke äußerst lästig geworden sind!

So groß diese Aufopferungen seyn könnten; so wären sie doch zum Wucher angelegt, wenn sie dadurch etwas dazu beytrügen, es im Wohlstande zu erhalten, oder in denselben zu versetzen. Nichts ist den höhern Ständen so gefährlich, als die Armuth der niedern Stände. Solang ein Volk wohlhabend ist; so wird es die höhern Stände so wenig beneiden, als der reiche Mann das Glück seines noch reichern Nachbars. Wird es aber arm und hungert; so fragt es sich: Warum hungerst du, da du doch rastlos arbeitest, und deine Tage voll bitterer Sorge und Bekümmerniß sind? Wie kommt's, daß deine Habe denen zu Theil wird, die nicht Hand an den Erwerb derselben gelegt haben? Es vermuthet eine zu Grunde liegende Ungerechtigkeit: seine

seine Eifersucht wird rege, und geht in Gram und Mißmuth über. Ein geheimer Unwille verbreitet sich unter demselben, wächst an und bricht einst unaufhaltsam aus, wie ein Strom, der nach langem Drucke endlich einmahl die Dämme durchbrochen hat. Privatrache, Habsucht, Ehrgeiz der übrigen Stände mischen sich in die Wuth des Volkes. Vielleicht bietet auch der philosophische Menschenfreund seine Hand, um die vereinte Kraft zu leiten; ob er gleich im Herzen die Gewaltthätigkeiten verabscheut, die er für nothwendig hält, um von den höhern Ständen zu erzwingen, was von ihrer Großmuth nicht zu erwarten schien. Ich will den Tag nicht erleben, Volk, an welchem du untreu und meineidig an deinen besten Fürsten werden solltest! du würdest der Schmach des schändlichsten Undanks nicht entgehen; den bittersten Vorwurf nicht von dir ablehnen können, daß du des Glückes nicht werth warst, um das dich fremde Nationen beneiden! — Ich will den Tag nicht erleben, wo du so ungerecht bist, dich gegen die höhern Stände, die immer mit dir vereint waren, die dich lieben, die von dem reinsten Bürgersinne beseelt sind, zu erheben! — ich will diesen Tag nicht erleben! Nein, ich erleb' ihn nicht: du bist wohlhabend und glücklich; glücklich unter den rastlosen Bemühungen des Vaters des Vaterlandes, der einzig für dich lebt; glücklich unter seinem

Se-

Segen, der wie ein Thau auf dich herabträufelt: du bist glücklich unter den Wohlthaten der höhern Stände, die von seinem Geiste durchdrungen, freudig seine Befehle auffassen, und treu zur Ausführung seiner wohlthätigen Absichten mitwirken!

Ja, sie sind so gütig und gerecht, dir ihr Daseyn nicht nur unschädlich, sondern auch wohlthätig zu machen: sie lassen sich das Verdienst nicht nehmen, die Gleichheit in der Ungleichheit durch überwiegenden vortheilhaften Einfluß auf dein Wohl herzustellen. Sie sind Bürger im Herzen, Bürger der Menschheit, mehr als Bürger der Zählung. Sieh, in ihren Wohlthaten, in ihrer Leutseligkeit, in ihrem Gemeinsinne, in ihrer Achtung für dein Gesetz hast du alles überschwänglich wieder, was sie dir zu entziehen scheinen. Und du solltest Neid und Eifersucht gegen sie in deinem Busen hegen? Nein! Entehre dich nicht durch Mißhandlung derjenigen, derer Achtung dir erblich, und die in Hinsicht ihres Ranges und ihrer edlern Bildung so billig ist! Entehre dich nicht durch Undank gegen jene Geschlechter, aus denen seit Jahrhunderten die guten Fürsten hervorgegangen sind, von denen du jetzt noch so gerne sprichst! Entehre durch zügellose Ausschweifungen deinen ruhigen, bescheidenen und sanften Charakter nicht, den dir deine Stammväter zum schönsten Erbe hinterlassen haben; diesen Charakter,

dem unlängst der große und gute Leopold sein Lob und seine Bewunderung nicht versagen konnte! Rohheit ist Schande der Völker: Frechheit und Ausgelassenheit brandmarkt die Nationen. Ertrotze nicht, was du wünschest: leg' in Bescheidenheit und Mäßigung deine Bitte vor; und du erhältst sie. Trotz verbittert und verleitet dem, der ihn dulden muß, das Wohlthun. Will sich der Wohlthäter nicht seiner Wohlthat freuen, und die Stimme des Dankes hören? Und du wolltest den höhern Ständen dieses Vergnügen rauben! du wolltest ihnen das, was sie mit Recht erwarten, versagen! Vertrau' auf sie: denn sie, die kein Mangel drückt, haben kein Bedürfniß, als das Bedürfniß, geliebt zu werden, haben kein Gut zu wünschen übrig, als dich glücklich zu machen. Und du solltest Neid und Eifersucht gegen sie hegen? Ist das Ohr nicht Glied des Körpers, weil es nicht Auge ist? und können alle Glieder Auge seyn? Die höhern Stände wissen's, daß sie nur durch dich groß sind: lassen sie dir aber nicht auch ihre Größe nur im Wohlthun fühlen? sie wissen's, daß sie dir und daß du ihnen zum Schutze gegeben bist!

Wären wirklich Mängel in deiner Verfassung; so ist jetzt die Epoche einer heilsamen Reforme nicht. Jede Reforme, soll sie wohlthätig für alle Stände seyn, muß ohne Gewaltthätigkeit und allmählich, nach genugsamer Vorbereitung der Gemüther vor sich gehen, und

durch die Grundsätze der Gerechtigkeit geleitet werden. Gerechtigkeit aber ist nicht, wo alle Leidenschaften empört sind, tausend Absichten sich durchkreuzen, und der Partheygeist das augenblickliche Privatwohl dem allgemeinen Wohle vorsetzt. Sie wandelt nur in der Gesellschaft des Friedens, und der nüchternen, bedachtsam fortschreitenden und jede ihrer Entscheidungen wägenden Vernunft. Oder glaubst du wohl dein Heil in einer gewaltsamen Umwälzung zu finden? Kann alsdann das öffentliche Wohl befördert werden, wenn Aufruhr und Zwietracht ihre schwarzen Fackeln in unsern Mauern schwingen? wenn jeder edle Bürger davongeflohen ist? jeder rechtschaffene Mann schweigen muß, und in Trauer gehüllt nur den Umsturz seines Vaterlandes beweinen kann? Ist dir dann geholfen, wenn die höhern Stände zu Grunde gerichtet, alle Wohlhabende ausgeplündert sind? Ist die Absicht derjenigen, die dir die Freyheit bringen wollen, nicht, alles zu verwirren und trübe zu machen, um Vortheile daraus zu ziehen? Sie setzen an der Stelle der Majestät der Könige die Majestät des Pöbels, der von unsichtbaren Händen geleitet, alles, was den Menschen von jeher ehrwürdig war, zu Boden tritt; der rast und nach Blut dürstet, und Niemand die Menschenrechte, als nur sich selbst zugesteht. Sie vertreiben die Großen und Edeln; und Wagehälse und Schwindelköpfe nehmen

men ihre Stellen ein, gefallen sich darin, die Rolle derselben zu spielen, und ihre ehrgeizigen und habsüchtigen Entwürfe auszuführen. Die fanatischen Priester des Unglaubens, der Sittenlosigkeit und der sogenannten Freyheit und Gleichheit treten an die Stelle der Priester der Religion: predigen, was sie nicht verstehen, und verbreiten Schwärmerey und Unsinn. Sieh, dieß ist die neue Ordnung der Dinge!

O wie unendlich glücklicher bist du bey deiner Verfassung! Deine Regierung ist sanft und gerecht; deine Abgaben sind mäßig: du genießest einer gesetzmäßigen, vernünftigen Freyheit: du freuest dich deines Eigenthums und Wohlstandes, und du siehst, wie rastlos an den trefflichsten Anstalten zur Beförderung und Befestigung deines Glückes auf die Zukunft gearbeitet wird! Um dein Glück einzusehen, vergleiche deinen Zustand mit dem Zustande deiner Brüder, die dich rings umgeben, und mißkenn' das Gute nicht, das du wirklich besitzest: fürchte dich, es zu verlieren, wenn dir die Lust ankömmt, nach einem Scheingute zu haschen! Erwarte die Vollendung desselben von bessern Umständen! Deine Fürsten arbeiten seit Jahrhnnderten an deinem Wohle, und die Thräne des Dankes zittert dir in dem Auge, wenn du das Glück überdenkst, das dir in diesen gefährlichen Zeitläuften zu Theil ward! Welchen Händen ist dein Wohl sicherer anvertraut,

als

als den Händen Desjenigen, der dir schon so viele Beweise seiner Gerechtigkeit und Güte gegeben hat? Erwart' es zutrauensvoll von der Liebe und Großmuth der höhern Stände, daß sie fortfahren werden, zur Beförderng desselben das Ihrige beyzutragen! Du machst dich dieser Wohlthat durch deine Ruhe und dein Wohlverhalten würdig: sie werden stolz darauf seyn, deinen Wünschen zuvorzukommen. Ja, du bist dieser Wohlthat würdig: die Natur hat dich aus gutem Stoffe gebaut, dich ruhig, folgsam und Ordnung liebend gemacht! Du bist deiner Großen, und sie sind deiner würdig! Vertrau' auf ihre Uneigennützigkeit und den edlen Bürgersinn, worin sie dir gleich sind; und leihe dein Ohr den Verführern nicht, die dir Neid und Eifersucht gegen sie beybringen wollen! Nimmst du nicht an ihrer Ehre Antheil, und begegnen sie dir nicht mit aller der Achtung, die einem freyen Volke gebührt? Ist etwa der Reichthum der höhern Stände ein Verbrechen? Fließt er nicht nach einigen Krümmungen in deinen Schoos zurück? Werden sie dadurch nicht im Stande gesetzt, dem Vaterlande und den Unglücklichen aus deiner Mitte ausgezeichnete Wohlthaten zu erweisen? O! du kennst die Macht der Großmuth nicht, die ihnen eigenthümlich ist! Dir fällt es schwer, einen Theil desjenigen, was du besitzest, zu entbehren: je mehr Schweiß dich der Erwerb desselben gekostet

hat,

hat, desto stärker ist die Liebe des Eigenthums bey dir. Sie kostet die Entbehrung irgend eines Gutes so viele Überwindung nicht: denn sie sind ohne Mühe zu dem Besitze desselben gekommen, und haben bey der Aufopferung einiger Vortheile keinen Mangel zu befürchten.

Möchten sich doch die höhern und niedern Stände aufrichtig und nicht blos zum Scheine mit einander vereinigen, um der Zerrüttung unsers Vaterlandes von innen und von außen vorzubeugen! Sie sind sich einander nothwendig: das Glück der höhern Stände ist in den Händen der niedern, und das Glück der niedern Stände ist in den Händen der höhern: möchten sie's einander gönnen! Sollten sie nicht aus fremdem Unglücke weise werden, und um nicht alles zu verlieren, einander ein wechselseitiges Opfer machen? Sie alle sind Bürger der sittlichen Welt, sind folglich einander gleiche Achtung und Liebe schuldig; und zum Ruhme unsers Geschlechtes sey es gesagt, nur Tugend und Talente geben Anspruch auf ausgezeichnete Ehre.

Lassen Sie uns die Nahmen, die so viel Mißtrauen und Spannung verursachen, jene Nahmen, die auf das Daseyn zweyer Partheyen hinzielen, die doch nirgends sind, die aber gleichwohl Bitterkeit genug verbreiten, um sie auch da, wo sie nicht sind, hervorzubringen, aus unserer Mitte verbannen! Lassen Sie

uns

uns alle, Edle und Unedle, Priester und Layen, Reiche und Arme, Stadt- und Landbewohner in dem ehrenvollen Nahmen Bürger vereinigen! Lassen Sie uns den kleinen Krieg, den die verschiedenen Stånde gegen einander führen, endigen, wenigstens Waffenstillstand machen! So vortheilhaft er in den Zeiten des Friedens ist, indem sich die verschiedenen Stånde bey dem allgemeinen Hervordrången in Schranken halten; so gefåhrlich ist er jetzt, wo Umsturz ihnen allen droht, und jeder Stand den gefährlichsten Feind seines Glückes in seiner Mitte hat: ich meine jene unruhigen, ehrgeizigen, raubsüchtigen Menschen aller Stånde, die mit schelem Blicke jedes Glück anschauen, und jeden Rang über sich beneiden; die nur Talent haben, alles zu verwirren, und Stolz und Eigenliebe genug, um zu glauben, zum Herrschen berufen zu seyn, nachdem sie so wenig Neigung in sich verspåren, zu gehorchen Sie benutzen die Vorurtheile, die ein Theil gegen den andern hegt, bringen sie gegen einander durch Verlåumdung auf, um sich ihrer desto leichter zu bemåchtigen, ohne selbst zu wissen, was sie wollen — sich zu åhnlich, um sich nicht im Bösen zu vereinigen, aber zu verdorben, und zu sehr unter sich getheilt, um etwas Gutes zu Stande zu bringen! — Sie hüte jeder Stand im Auge, nicht sie sich selbst im Verdachte!

Wir alle sind Glieder eines kirchlichen und politischen Körpers. Lassen Sie uns unser Wohl nicht aussser uns suchen! Wir müssen es wollen: wir müssen zusammenwirken, um es hervorzubringen; und wir sind alle glücklich! Lassen Sie uns einander mit Liebe umarmen! Liebe und Güte müsse den Keim der Zwietracht in unser Aller Herzen ersticken; müsse einen für die höhern und niedern Stände vortheilhaften Vergleich stiften, ohne es zu einem hartnäckigen Rechtshandel kommen zu lassen, der sich zum gegenseitigen Nachtheile endigen müßte! Lassen Sie uns alle Vorurtheile ablegen, die uns gegen einander einnehmen, und beyde Systeme, die auf den sich entgegengesetzten Äußersten beruhen, verwerfen, um die gerechte Mittelstraße zu wandeln! Sollten die Einen ihr Glück auf dem Umsturze der Andern aufbauen wollen? Nein, wenn ein Glied leidet; so leiden sie alle mit: wenn einem eine Ehre wiederfährt; so nehmen alle Antheil daran. Dieß lassen Sie uns wohl bedenken! Wenn die höhern Stände fortfahren, den niedern Ständen Menschenliebe, Großmuth, Bescheidenheit und Gemeinsinn zu beweisen: werden diese sie nicht gerne ihre bürgerliche Vorzüge genießen sehen? Und wenn die niedern Stände fortfahren, tugendhaft, ehrerbietig und ohne Trotz zu seyn: werden die höhern ihre Wünsche nicht erfüllen? Die Großen werden

den Sorge tragen, dem Volke durch niedere Thaten keine Blößen zu geben: sie werden sich durch selbst erworbene Eigenschaften und Verdienste auf das Neue verehrungswürdig machen; und das Volk wird ihnen huldigen. Das Volk wird aber auch, zufrieden mit seinem Loose, sein wahres Interesse nicht verkennen: es wird billig und bescheiden in seinen Erwartungen seyn; und seine Dankbarkeit wird seinen Wohlthätern neue Wohlthaten entlocken!

Lassen Sie uns mit vereinten Kräften verhindern, daß unsere Enkel die nämlichen traurigen Tage nicht erleben müssen, die wir erleben! Lassen Sie uns den Stein des Anstoßes hinwegräumen, und echte Bürgertugend ihren jungen Gemüthern einflößen! Lassen Sie uns Sittlichkeit und Religion dem kommenden Geschlechte übergeben, und sein Wohl darauf gründen! So wie das Bestehen der physischen Welt von der Stetigkeit ihrer Gesetze abhängt; so hängt das Wohl der sittlichen Welt von der Beobachtung der sittlichen Gesetze ab. Wir sind in dem Grade unglücklich geworden, als wir uns von denselben entfernt haben.

Mit diesen frommen Gelübden, mit diesen Gesinnungen des reinsten Wohlwollens lassen Sie uns den Tod des Heilandes feyern, und bey dem Gedächtnisse desselben derjenigen Religion die treuste Ergebenheit geloben, die zuerst die entehrende Ungleichheit zwischen

Herrn

Herrn und Sclaven aufgehoben hat! Lassen Sie uns mit kindlichem Sinne erfüllt vor seinem und unserm Vater niederwerfen, und um Vergebung unserer Übertretungen flehen! Lassen Sie uns im Nahmen des ganzen Volkes für die Wohlthat danken, daß er das Unglück der fürchterlichsten aller Despotismen, des Volksdespotismus, von unsern Gränzen entfernt gehalten; daß er uns einen weisen, gerechten und gütigen Fürsten gegeben hat, der Hohen und Niedern, Reichen und Armen die Wage hält! O daß der Himmel seine Tage verlängere zu seinem süßen Lohne und zu unserm allerseitigen Glücke! — Lassen Sie uns ohne Falsch wie **Brüder** lieben, die einen **Vater**, fern von Anmaßung wie **Knechte** seyn, die einen **Herrn** im Himmel haben! In diesem Sinne lassen Sie uns Ostern feyern, und allen Sauerteig aus unserm Herzen und aus unserer Mitte entfernen!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verbesserungen.

S. 46 Z. 11 statt sind lies seyen
S. 47 von unten Z. 9 statt Fürwitzes lies Vorwitzes
S. 152 von unten Z. 12 statt Und auch dann, wann er lies Und wenn er auch
S. 160 Z. 11 statt Wiederschein lies Widerschein
S. 175 Z. 2 — willkürlichen — willkürlichsten
S. 253 Z. 6 — ist der — ist es der
S. 265 Z. 3 — für — als
S. 295 Z. 11 — unabhängig — abhängig
S. 295 von unten Z. 9 statt dem lies den

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berg, Franz,

Predigten über die Pflichten der höhern und aufgeklärtern Stände bey den bü
rgerlichen Unruhen unserer Zeit

Wirzburg [1793]

Hom. 2076 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10464308-6
VD18 11170220